Ger. 91.
E 14

<36622244720015

S

<36622244720015

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Ux. ii307

Digitized by Google

Litteratur

und

Völkerkunde,

Ein periodisches Werk.

Vierter Band.

Dessau, 1784.

Auf Kosten der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler, und zu finden in Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

Litteratur und Völkerkunde.

I.

Januar 1784.

I.

Fragment aus der noch ungedruckten deutschen Oper Amphion.

Folgendes Fragment eines schönen Singspiels, das nächstens die Presse verlassen wird, hat den Secretair Neumann in Dresden zum Verfasser; eben denselben, der sich bereits durch das Singspiel Cora so rühmlich bekannt gemacht hat, zu welchem dieser Amphion gleichsam der Pendant ist. Die Unternehmung war in Ansehung der Art, wie sie Herr Neumann began, so neu als patriotisch. Durch die engste Freundschaft mit dem berühmten Kapellmeister Naumann verbunden, voll Enthusiasmus und Geschmack für die Tonkunst, und mit Dichtertalenten begabt, entschloß er sich, die für ein fremdes Volk gemachte vortrefliche Composition seines Freundes auch den Deutschen fühlbar zu machen. Er unterzog sich daher blos in dieser Rücksicht der beschwerlichen und undankbaren Mühe, einen deutschen Text, nach dem schwedischen geformt, der Naumannschen Musik unterzulegen. Die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit können nur Kenner schätzen. Es gehörte ein edler Enthusiasmus für die

Musik dazu, so etwas zu unternehmen, und nicht gemeine Talente es glücklich auszuführen. Die wichtige Scene der Aufhebung des grausamen Peruanischen Gesetzes, das die meineydigen Sonnenpriesterinnen lebendig einzugraben verordnete, schaltete Herr Neumann in seiner deutschen Cora ein, und als die schwedische zum erstenmal in Stockholm gegeben werden sollte, ließ König Gustav diese neue Scene nebst der darauf folgenden Arie ins Schwedische übersetzen, und machte dadurch Herrn Neumann ein sehr schmeichelhaftes Compliment. Gleichen Bemühungen haben wir auch den Amphion zu verdanken.

d. H.

Amphion

ein Singspiel in drey Akten.

Personen.

Amphion.
Calpar, das Oberhaupt eines wilden Volks.
Almira, eine schöne junge Wilde.
Segal, das gefangene Oberhaupt eines benachbarten von Calpar besiegten Volks.
Chor von Amphions Gefolge, aus Künsten und Wissenschaften bestehend.
Chor von siegenden Wilden, Calpars Gefolg.
Chor von besiegten Wilden.

Der Schauplatz ist ein waldigter unbebaueter Strich Landes, den Calpar beherrscht.

Digitized by Google

Erster Akt.

Erster Auftritt.

Almira allein.

Eine wilde aber schöne Gegend. Im Hintergrunde ein waldigter Berg, und aus der Ferne hört man das leise Geräusch eines Flusses.

All' meine Freuden sind dahin,
Die sonst mich hier so treu umschwebt!
Mein Herz bleibt kalt bey jedem Gegenstande,
Der vormals mir voll Reitz voll Anmuth war.
Bey diesem rauhen Volk, das wilder Wohllust fröhnet,
Vom Mord, vom Raube lebt,
Wohnt keine edle Seele,
Die zärtlich, rein und sanft,
Mir gleich empfinden kann.
Ach! — Amphion! — du kamst! — ganz Sanftmuth! — holde Milde!
Dein Sang durchdrang mein Herz. Du selbst — gewannst mich ganz! —
Doch — seit den Tag — schwand
Meine Ruh! —
Ich strebe sehnsuchtsvoll nur deinem Anblick nach.
Wo dein Gesang nicht tönt, scheint alles
Tod und öde.

O Berg, der stolz in grauser Pracht
Der Donner schwarze Burg ersteiget!
Ihr Wälder, die kein Sturm mehr beuget;
Wo Friede wohnt in stiller Nacht!
O Strom, der oft mit leisem Rauschen
Des Schlafes Labtrank mir gebracht! —
Ihr könnt kein Glück mir mehr gewähren;
Ich schwebe hoch auf Götter Sphären!
Mein Aug' sah Amphion;
Ihn hört' ich singend lehren;
Nun scheint mir alles Staub:
Mir rauscht kein Bach, kein Laub;
Ich hör nur Amphion,
Seh nur den Götter Sohn.

Zweyter Auftritt.

Almira, Calpar ohne Gefolge.

Almira! schönste Tochter dieser Wälder!
Schon lange pochte mein Herz
Von brennender Liebe für dich!
Komm! gieb mir heute deine Hand!
Mit einem tapfern Volk,
Mir unterthan,
Kehr ich mit neuen Triumphen vom Kampfe zurück.
An stolzen Nachbarn rächten wir
Der Väter Tod.
Groß sind meine Thaten! deiner werth!
Ruhm, Beute, Sclaven
Folgen mir;
Mein Lohn sey deine Hand!
Wie Schnee auf jenen Tannen-Hügeln

Glänzt

Glänzt holdes Mädchen! deine Brust.
Dein Blick durchdringt auf Liebes-Flügeln,
Gleich Pfeilen, meine Felsenbrust.
Dich sehn, labt mehr, denn Saft der Reben,
Nach langer Jagd im fernen Hain.
Nur du fehlst mir zum frohsten Leben;
O schönes Mädchen! werde mein!

Almira.

Geh! suche Streit und Sieg,
Nur nicht mein Herz.
Die Deine kann ich niemals werden.

Calpar.

Schon alles ist bereit
Zu unserer Vermählung Feyer.
Der Altar steht bedeckt mit zartem Gras.
Er wird geweyht
Mit der Gefangnen Blut,
Das ihn statt Rosen ziert.
Indem's noch raucht, empfang ich
Deine Hand.
Auf Leichen zu opfernder Sclaven
Halten wir jauchzend den bräutlichen Tanz.
Wenn spät am Abend uns des letzten Opfers
Flamme leuchtet,
Folgst du mir nach in meine Laube,
Lebst lange froh
In meinem Arm.

Almira.

Dein Fest weckt keine Liebe,
Vermehrt nur mein Entsetzen.

Ein Herz vom Himmel sanft gewebt
Liebt gleiche weich geschaffne Seelen.
Mein friedsam Herz kann den nur wählen,
Den gleicher Sanftmuth Reitz umschwebt.
Dich, den die Qualen andrer freuen,
Dem Mordsucht aus dem Auge droht;
Dich muß ich scheun! auf ewig meiden!
Mein Herz stimmt nur zu sanften Saiten.

Calpar.

Verwegne! welche Sprache!
Wie undankbar! wie stolz! —
Ich wählte dich
Aus deiner schönen Schwestern Chor:
Dein erster Blick entnervte meinen Arm;
Mein Bogen sank. —
Ich dachte nur an dich, und folgte überall
Dir schmachtend nach.
Auch du hast sonst dein Auge liebevoll
Auf mich geheftet. —

Almira.

Vielleicht, hätt' ich, bey sanftrer Denkart
Dich noch einst geliebt;
Doch alle Hofnung schwand für dich,
Seit Amphion erschien.
Er sprach, er sang und — ach! —
In seine Melodien verschmolz
Mein Herz!
Versank ich ganz
Voll reiner Liebe Wonne.

Calpar.

Wer ist der Amphion,
Der mir gefährlich wär'?
Darf er mit mir den Wettstreit wagen?
Weiß er, daß meinem Wort und Arme
Jeder weicht?

Almira.

Mit seinem Sang besiegt er jeden
Ohne Kampf.

Calpar.

Ich feßle der reissenden Ströme
Betäubend brausenden Lauf.

Almira.

Bey seinem sanften Ton
Vergißt der Strom
Den Lauf.

Calpar.

Von meiner Keule gewaltigem Schwunge
Stürzt todt, der Löwe, der Tyger.

Almira.

Bey seiner Leyer Klang
Beschämen Löw' und Tyger
Dein Menschen Ohr:
Wechseln angebohrne Wildheit
Mit der Lämmer Fröhlichkeit,
Tanzen schmeichelnd um ihn her.
Das Eyland wird ein Garten,
Die Höhle, Laube.

Der steile kahle Fels, fruchtbar und wegsam.
Seine Melodien
Säuseln sanft die Bäume nach: —
Jed' Echo schallet —
Amphion! —
Ach! wer kann widerstehen,
Wenn alle Reiche der Natur ihm
Gern gehorchen!

Calpar.

Hohn seiner Macht!
Bey seinem Namen schwillt mein Zorn.
Nur Stärke bleibt Verdienst, —
Kraft gilt im Kampfe,
Schafft den Sieg:
Kraft macht den Mann, den Held, den Gott,
Mich furchtbar meinem Volk,
Und deinem Amphion.
Waget er ein solch Verbrechen,
Sucht dich auf in meinem Hain!
Diesen Frevel werd ich rächen
Mit des Todes schwerster Pein!
Hier, vor dir zu deinen Füssen,
Stürzt mein Arm den Weichling hin;
Sein Blut soll röchelnd fliessen,
Sein Geist zur Nacht entfliehn! —
Leb wohl! du kanst dich nun bereiten
Zum Band
Mit meiner Hand.
Ich sammle meine Schaar,
Zum Braut-Altar
Die Sclaven zu begleiten,
Und reiche dann ihr Blut
Dir, und den Göttern dar! (ab.)

Dritter Auftritt.

Almira allein.

Ach! Stimme, Gang, Geberden,
Verrathen Durst nach Blut!
Ich bebe! — ach! — mir drohn Gefahren!
Haß seiner Hand! —
Fluch seiner Grausamkeit!
O schreckenvoll, Sclaverey! —
Ach! soll ich Lebenslang in Gräm und Thränen schmachten!
Schuf mich der Himmel sanft,
Elender nur zu seyn?

Komm! o Sänger sanfter Lieder!
Komm! bezähme die Gemüther
Mit dem Triebe
Reiner Liebe!
Komm und lehre Menschlichkeit!
Komm! ich schmachte, ach! ich leide.
Ich, ein Lamm, bin Tygers Beute.
Komm! ach! komm befrey' mich wieder
Von verhaßter Zärtlichkeit.

Bey dieser Stelle erhebt sich eine wilde Musik, welche die Ankunft Calpars mit seinem Gefolge und denen Opfern ankündiget.

O Himmel! Mordgeschrey!
Der wüthende Barbar
Schleppt Opfer zum Altar,
Den Anblick muß ich fliehn.
Ihr Götter! — rühret ihn;
Ach! macht die Opfer frey!

II.

Auszug aus Villehardouins Eroberungsgeschichte von Constantinopel durch die Lateiner.

Die Eroberung von Constantinopel durch die Kreuzritter im 13ten Jahrhundert, der schleunige Umsturz des alten griechischen Reichs, und die Stiftung eines neuen lateinischen Kayserthums, gehören sicher zu den sonderbarsten Begebenheiten der Vorwelt, die nicht nur damals, sondern noch jetzt Erstaunen und Bewunderung erregen müssen. Wir liefern die Geschichte dieser in jedem Betracht höchst merkwürdigen Auftritte in einem Auszuge, nach den Berichten eines Geschichtschreibers, der selbst Feldherr war, und eine sehr ansehnliche Rolle bey dieser wunderbaren Expedition spielte; doch haben wir uns nicht blos auf ihn eingeschränkt, sondern hin und wieder, wo er zu kurz sich faßte, oder zu sehr über merkwürdige Dinge wegschlüpft, diesen Mangel aus den besten Schriftstellern, die von diesem Kreuzzuge Erwehnung thun, zu ersetzen gesucht.

Gottfried von Villehardouin, Marschall von Champagne, war ein Sohn Wilhelms von Villehardouin, der eben diese Würde bekleidete. Er wohnte der Begebenheit, die er beschreibt, selbst bey, und war einer der ersten und tapfersten Anführer der zum vierten Kreuzzuge verbundenen christlichen Armee. Die Geschichte oder die Denkschriften dieses kriegerischen Schriftstellers fangen mit dem Jahr 1198 an, und endigen sich mit dem Jahr

1207;

1207; so, daß diese Geschichte blos einen Zeitraum von neun Jahren in sich begreift. Sie ist in zweyhundert sieben und funfzig kleine Kapitel oder Abschnitte eingetheilt.

Die Schreibart, in der Villehardouin seine Memoiren abfaßte, war freylich eben nicht die zierlichste; seine Erzählungsmänier ist simpel, rauh und platt, ganz dem Charakter eines Kriegers angemessen, der besser den Degen als die Feder zu führen versteht; hin und wieder mischt er auch manche fromme Betrachtung ein. Bey alle dem aber ist es doch immer angenehm, diesen braven loyalen Rittersmann in der ihm eignen Vorstellungsart von den höchst sonderbaren Begebenheiten, denen er selbst beywohnte, in eigner Person reden zu hören.

Zuförderst berichtet uns der Verfasser, daß unter Regierung Philipp Augusts, Königs von Frankreich, und zu der Zeit, da Innozenz der Dritte den päbstlichen Stuhl besaß, Fulko, Pfarrer von Neuilly an der Marne, von diesem Pabst den Auftrag erhielt, in Frankreich einen Kreuzzug zu predigen. Der ehrliche Marschall sagt, daß dieser Fulko ein sehr heiliger Mann gewesen sey, und sogar verschiedene Wunder gethan habe; soviel ist indessen gewiß, daß viele grosse Herren und Fürsten, von seinen Predigten gerührt, und von dem Wunsch beseelt, den Ablaß, den er ihnen versprach, zu erhalten, den Entschluß faßten, sich mit dem Kreuz bezeichnen zu lassen. Unter ihnen befand sich auch Thibaut der Fünfte, Graf von Champagne und Brie, Pair und Vasall des Königs von Frankreich, ein Vater des Königs Thibaut von Navarra, der durch seine liebliche naive Minnelieder bekannt ist. Dieser Prinz war damals noch sehr jung, und ließ viel Hofnung von sich blicken. Er bewog seine vornehm-

sten

sten Vasallen, sich gleichfalls zu dieser heiligen Expedition einzeichnen zu lassen, worunter man vor andern einen Gauthier Grafen von Brienne, einen Eustachius von Conflans, und einen Gottfried von Joinville bemerket. Dieser letztere war ein Oheim des als Geschichtschreiber des H. Ludwigs bekannten Sire de Joinville.

Im Jahr 1199. kamen die kreuzfahrenden Fürsten, unter denen sich auch der Graf Balduin von Flandern befand, zu Soissons zusammen, um sowohl über die Zeit, wenn der Kreuzzug vor sich gehen sollte, als auch über die besten Maaßregeln, die sie, um sich eines glücklichen Erfolgs zu versichern, dabey zu ergreifen hätten, sich zu berathschlagen. Sie faßten einmüthig den Entschluß, sich an die Venetianer zu wenden, und Gesandten an diese Republicaner abzuschicken, um von ihnen sowohl Transportschiffe, als auch Hülfe an Mannschaft zu begehren, wobey sie versprachen, sich mit ihnen in alle Eroberungen, die sie machen würden, zu theilen. Hiezu ernannten sie vertraute Personen, die alle nöthige Talente besassen, die erfordert wurden, um sich eines glücklichen Erfolgs bey dieser Negotiation zu vergewissern, und Villehardouin war der erste von den beyden Deputirten, die der Graf von Champagne dahin abschickte. Sie reisten im Jahre 1200 nach Venedig. Der damalige Doge, Heinrich Dandolo, war ein Herr von gründlicher Erfahrung, und voll entschiedenen Verdienstes; ein eben so grosser Feldherr als guter Staatsmann. Er empfieng die Gesandten der Kreuzfahrer mit grossen Ehrenbezeugungen. Er ließ sogleich den Senat zusammenkommen und ertheilte ihnen Gehör. Nach vielen Schwierigkeiten, die nicht eher als im folgenden Jahre (1201) sämmtlich gehoben wurden, kam man überein, daß die Venetianer gegen hinlängliche Bezahlung alle nöthige Trans-

portschiffe herbeyschaffen sollten, um das Heer der Kreuzfahrer, das aus den Truppen des Grafen von Champagne, Flandern und Blois bestand, und womit sich noch das Corps des Marggrafen von Montferrat vereinigen sollte, überzuführen. Der Doge und der Senat erboten sich noch überdem, auf ihre eigne Kosten funfzig Galeeren auszurüsten, um von ihrer Seite gleichfalls etwas zu dem glücklichen Erfolge dieses heiligen Zuges beyzutragen. Dieser Traktat wurde einerseits von den Abgesandten der kreuzfahrenden Fürsten, und andrerseits von dem Doge, dem Senat, und den vornehmsten venetianischen Bürgern, die sich zehntausend Personen an der Zahl dabey einfanden, in der St. Markuskirche feyerlich beschworen. Es wurde festgesetzt, daß um Johannis des künftigen Jahres (1202) die Fürsten und Ritter, die diesem Kreuzzuge beywohnen wollten, nach Venedig kommen, und von da nach Egypten aufbrechen sollten.

Gottfried von Villehardouin traf bey seiner Rückkunft in Champagne den Grafen seinen Herren krank an, und ausser Stande, den vorhabenden Zug anzutreten. Er hatte den Schmerz, ihn in seinen Armen den Geist aufgeben zu sehen, nachdem er noch zuvor allen seinen Vasallen empfohlen hatte, ihr Gelübde, die Ungläubigen zu bekriegen, und das heilige Land wieder zu erobern, aufs beste zu erfüllen. Alle versprachen diesen frommen Gesinnungen sich gleichförmig zu bezeigen, und da ein Theil der Schätze des Grafen zu Bestreitung der Kriegesunkosten bestimmt war, so machten es sich Mathieu de Montmorency; Simon von Montfort; Gottfried von Joinville, Seneschall von Champagne, und unser ehrlicher Marschall von Villehardouin zur Pflicht, diesen Zug zu übernehmen. Indessen fehlte es ihnen doch an einem Fürsten, den sie zu ihrem Oberbefehlshaber nöthig

hatten,

hatten, und umsonst wandten sie sich desfalls an den Herzog von Burgund und an den Grafen von Barle Duc; sie erhielten von beyden abschlägige Antwort. Villehardouin schlug den Marggrafen Bonifaz von Montferrat vor, der in eigner Person bey ihnen anlangte, und sich erbot, das Commando über sich zu nehmen, und sie nach Venedig zu führen. Seine Anerbietungen wurden angenommen, und die Truppen brachen nun unverzüglich nach besagter Stadt auf, wo der Graf Balduin von Flandern mit seinen Truppen zu ihnen stieß. Diese Herren erhielten das Kreuz in verschiedenen Kirchen, deren Bischöfe und Aebte den nemlichen Zug mit ihnen unternahmen. Der Marggraf von Montferrat vereinigte, da er seine Staaten durchzog, alle seine Vasallen mit dem kleinen Heere, welches er anführte; und bey ihrer Ankunft zu Venedig trafen sie daselbst, ausser dem Grafen Balduin, auch noch seinen Bruder Heinrich, den Grafen von Forez, Jean de Nesle, Kastellan zu Brugges, und Niklas von Mailly an. Diese Generale nahmen ihre Quartiere in der Insel St. Niklas, eine Art Vorstadt von Venedig. Bey ihrer Einschiffung ereigneten sich verschiedene Schwierigkeiten, besonders hielt es hart, das Geld zu ihrer Ueberfahrt aufzubringen. Aber der weise und brave Doge Dandolo hob alle diese Hindernisse, und begnügte sich mit dem Versprechen der Kreuzfahrer, ihm die Stadt Zava in Dalmatien unterwegens wieder erobern zu helfen, die der König von Ungarn der Republik weggenommen hatte. Vermittelst dieser Anordnung wurde die Flotte bald in segelfertigen Stand gesetzt, und Dandolo selbst, ob er gleich sehr alt, und wegen der Folgen einer alten Kopfwunde beynahe blind war, nahm dennoch das Kreuz an, und zugleich den Oberbefehl bey diesem heiligen Zuge über sich.

In dem Augenblick ihrer Abfahrt ereigneten sich noch zwey wichtige Vorfälle. Ein starker Haufen deutscher Kreuz-

fahrer, an deren Spitze sich der Bischof von Halberstadt befand, verstärkte das Heer, und zugleich langte ein junger griechischer Prinz bey den Kreuzfahrern an, und flehte um ihren Schutz. Es war Alexius, der Sohn des griechischen Kayſers Isaak Angelus, den sein Bruder Alexius der Dritte des Throns entsetzt hatte, nachdem er ihm zuvor die Augen hatte ausstechen lassen. Der junge Alexius entfloh aus dem Gefängniß, und suchte den Doge, als das Oberhaupt der Kreuzfahrer, durch die schmeichelhaftesten Versprechungen dahin zu bewegen, sich seines Vaters anzunehmen, und ihn wieder auf den ihm entrissenen Thron zu setzen. Dandolo erlaubte diesem unglücklichen Prinzen, sich auf seiner Flotte einzuschiffen, und versprach ihm, sobald nur Zava wieder erobert seyn würde, seine Vorschläge den übrigen Anführern des Kreuzheeres vorzulegen, und sich mit ihnen darüber zu berathschlagen. Den 10ten November 1202 langte die aus dreyhundert Schiffen bestehende Flotte der Kreuzfahrer vor Zava an. Diese Stadt gerieth nach kurzem Widerstande in die Hände der Venetianer, ungeachtet bey dieser Gelegenheit verschiedene Zwistigkeiten zwischen diesen Republikanern und den übrigen Kreuzfahrern entstanden. Simon von Montfort und einige andere trennten sich sogar von dem Kreuzheere, und giengen wieder in ihr Vaterland zurück.

Nach der Eroberung von Zava fieng man ernsthaft an, sich über die Frage zu berathschlagen, ob es nicht besser sey, anstatt nach Egypten zu gehen, und die Sarazenen daselbst anzugreifen, lieber nach Constantinopel zu segeln, den unrechtmäßigen Besitzer des griechischen Reichs zu verjagen, und den Kayser Isaak Angelus, und seinen Sohn den Prinzen Alexius wieder auf den kayserlichen Thron einzusetzen. Der Prinz der Griechen erbot sich, die griechische Kirche mit der lateinischen wieder zu vereinigen,

einigen, zweymal hunderttausend Mark Silber an die Kreuzfahrer auszuzahlen, und zehntausend Mann zu dem Kreuzheere stossen zu lassen, die solchem zur Eroberung des heiligen Landes beystehen sollten. So schwer es auch immer seyn mochte, dergleichen glänzende Vorschläge zu realisiren, so maassen doch die Kreuzfahrer denselben blindlings Glauben bey. Aber, wie viel Mühe kostete es ihnen, um alle Hindernisse zu heben, die sich der glücklichen Ausführung ihres Plans entgegen setzten! Die Bischöfe, Aebte und Mönche, wovon sich eine ungeheure Anzahl bey dem Heere aufhielt, wollten durchaus nichts von einer Expedition gegen Constantinopel wissen. Sie behaupteten, daß es schnurstracks gegen die Gesinnung des Pabstes wäre, daß die Kreuzfahrer sich eines Reichs bemächtigen wollten, welches von einem christlichen Monarchen beherrscht würde, da doch der Hauptgegenstand dieses Kreuzzuges nur auf die Ausrottung der Ungläubigen abzwecken sollte. Man schickte Deputirte nach Rom, um von der Denkungsart des heiligen Vaters vergewissert zu werden, aber man ließ sich dem ungeachtet nicht abhalten, während dessen man die Antwort erwartete, einen Tractat mit dem Prinzen Alexius zu schliessen. Innocenz der Dritte schien über dieses Betragen sehr beleidigt zu seyn, und erklärte, daß diese Unternehmung sowohl der Religion, als auch dem Interesse derselben durchaus zuwider wäre, und daß er sich Gewissenshalber verbunden fühlte, solche den Kreuzfahrern zu untersagen. Aber man achtete nicht viel auf dieses päbstliche Dekret, und die zum Kreuzzuge verbundenen Völker unter Anführung des Doge Dandolo, des Grafen Balduins von Flandern, des Grafen Ludwigs von Blois, des Marggrafen Bonifaz von Montferrat, des Herzogs von Schwaben und Gottfrieds von Villehardouin, schifften sich im Frühling 1203. nach Constantinopel ein, wohin ihnen auch der Prinz Alexius folgte.

Das Kreuzheer blieb, nachdem sie die Insel Corfu erobert, und die Einwohner dem Prinzen Alexius hatten huldigen lassen, drey Wochen lang daselbst liegen, und es fehlte nicht viel, daß ihr ganzer Plan rückgängig gemacht worden wäre. Ein Theil der Heerführer wollten in dieser Insel bleiben, um von da gerade nach Palestina zu gehen, die übrigen hingegen stellten ihnen vor, daß der glückliche Erfolg ihrer Expedition einzig und allein von der Hülfsleistung abhinge, die der Prinz von Constantinopel ihnen versprochen hätte. Dieser wichtige Zwist wurde blos durch die Ermahnungen des weisen Marschalls von Champagne beygelegt, der die gegen die Unternehmung auf Constantinopel aufgebrachten Gemüther auf eine kluge Art umlenkte, indem er ihnen begreiflich machte, wie sehr man eilen, und nicht die Zeit durch Zänkereyen verlieren müste, woferne man noch vor Michaelis nach Syrien zu gehen begehrte. Man machte also alles zur Abfahrt fertig, gieng unter Segel, kam in dem Hellespont an, legte die Dardanellen ohne die geringste Gefahr hinter sich, und erblickte nun mit einmal das berühmte Constantinopel. Die Bestürzung und Bewunderung, die der Anblick dieser prächtigen Stadt den Kreuzfahrern verursachte, beschreibt der brave Villehardouin mit vieler Naivetät.

Nachdem sie alle nöthige Vorsicht gebraucht hatten, um sich Lebensmittel zu verschaffen, schifte sich das Kreuzheer zu Kalzedon aus, wo die Generalität in dem Pallast des Kayſers Alexius einquartirt wurde. Ein Theil des Heers blieb gleichfalls an diesem Ort, die übrigen aber begaben sich nach Scutari, wo sie neun Tage lang mitten im schönsten und fruchtbarsten Lande zubrachten, welches ihnen einen Ueberfluß an Lebensmitteln gewährte, und wo sie verschiedene Vortheile über die griechischen Truppen erfochten, die auf Befehl des Usurpators Alexius sie öfters beunruhigten.

ten. Ein Gesandter dieses Fürsten, der den gefährlichen Auftrag über sich genommen hatte, die Anführer der Kreuzfahrer zu bedrohen, erhielt die Antwort: daß das Kreuzheer den Thronräuber Alexius nicht für einen Kayser der Griechen erkenne, und daß der rechtmäßige Erbe dieses Reichs sich bey ihrem Heere befände.

Den andern Morgen wurde zu Pferde Kriegsrath gehalten, und alles nöthige zur Beförderung des Angrifs veranstaltet, den man zwey Tage nachher unternehmen wollte. Die zum Angrif bestimmten Trouppen waren in sechs Haufen getheilt, wovon den ersten der Graf Balduin von Flandern, den zweyten sein Bruder Heinrich, den dritten der Graf von Saint Pol, den vierten der Graf von Blois, den fünften Matthias von Montmorency, und den sechsten der Marggraf von Montferrat commandirten.

An dem bestimmten Tage wurde der Sturm auf Constantinopel mit einer unglaublichen Hitze unternommen, und nach einem beträchtlichen Verlust bemächtigten sich die Belagerer endlich des Thurms Galatha. Aber erst nach zwey hintereinander folgenden und sehr blutigen Angriffen vermochten die Kreuzfahrer in die Hauptstadt des griechischen Reichs einzudringen; endlich gelang es ihnen durch die Klugheit und ausserordentliche Tapferkeit des Doge Dandolo. Dieser ehrwürdige Greis, der älter als neunzig Jahr, und beynahe ganz blind war, that an der Spitze eines auserlesenen Haufens den letzten Angrif. Er führte seine Krieger zum Sturm mit eben so vieler Kühnheit als Glück; er war der Erste auf der Leiter, und pflanzte auch zuerst die Standarte des H. Markus auf einen der Stadtthürme. Hierauf stieg er in die Stadt hinab, und öfnete seinen Leuten das Thor, die nun sämmtlich in die Stadt hineindrangen,

während

während dessen der Afterkayser Alexius, in die äusserste Angst versetzt, durch das gegen über befindliche Thor entfloh.

Indessen war doch das venetianische Corps, welches der Doge anführte, zu schwach, um sich allein einer so ungeheuren Stadt zu bemächtigen; dieser brave General machte also in dem eroberten Quartier Halte, und ließ den Franzosen sagen, daß sie ihm unverzüglich zu Hülfe herbeyeilen sollten; aber, er muste zu seinem höchsten Verdruß vernehmen, daß diese alle Hände voll zu thun hätten, um sich gegen die Griechen zu vertheidigen. Diese waren zu einem andern Thor ausgefallen, und hatten die Franzosen angegriffen, in der doppelten Hofnung, die auch gegründet genug war, sie durch ihre Uebermacht aufzureiben, und sie zu verhindern, den Venetianern zu Hülfe zu kommen. Die Franzosen vertheidigten sich auf das tapferste, als Dandolo, von ihrer Gefahr benachrichtigt, zu ihrer Rettung herbeyeilte. Er verließ das Quartier, welches er bereits erobert hatte, flog ihnen zu Hülfe, und setzte sie dadurch in den Stand, einen vollkommnen Sieg über die Griechen zu erfechten. Der Afterkayser Alexius erhielt kaum Nachricht von diesem Siege, als er sich mit allen seinen Schätzen, die er nur fortbringen konnte, auf das eiligste in Sicherheit zu setzen suchte.

Des folgenden Tages langten Deputirte aus Constantinopel bey dem Prinzen Alexius an, mit der Nachricht, daß man den Kayser seinen Vater aus seinem Gefängnisse befreyet, ihn nach dem kayserlichen Pallast geführt, und wieder auf den ihm unrechtmäßiger Weise geraubten Thron eingesetzt hätte; auch das Volk hätte ihrem alten Monarchen von neuem den Eyd der Treue geleistet.

Alexius eilte nun unverzüglich in die Arme seines Vaters, und die Kreuzfahrer schickten auf der Stelle eine feyerliche Gesandtschaft an ihn ab, um ihm darüber in ihrem Namen Glück zu wünschen. Von Seiten der Franzosen erhielten Matthias de Montmorency und Gottfried von Villehardouin diesen wichtigen Auftrag. Sie fanden den Kayser, seine Blindheit ausgenommen, in alle dem Glanze, der einem Nachfolger des grossen Constantins angemessen war. Sie wurden von ihm als Gesandte und Stellenvertreter seiner Befreyer mit der grösten Achtung empfangen: da man aber von den Versprechungen zu reden anfieng, wozu sich sein Sohn anheischig gemacht hatte, konnte er sich unmöglich enthalten, darüber zu seufzen, und seine Bekümmerniß merken zu lassen. Er fühlte nur zu sehr die Unmöglichkeit diese Versprechungen zu erfüllen, denn es kam dabey auf nicht weniger an, als zweymal hundert tausend Mark Silber zu bezahlen, das Kreuzheer auf ein ganzes Jahr mit Lebensmitteln zu versorgen, zehntausend griechische Soldaten zu ihnen stossen zu lassen, und, so lang er lebte, fünfhundert Ritter zum Dienst eben dieser Kreuzfahrer und zur Vertheidigung des heiligen Landes zu unterhalten.

So schwer es indessen dem guten Kayser Isaak auch vorkommen mochte, diesen Tractat zu erfüllen, so willigte er doch ein, ihn zu ratificiren. Er wurde also auf purpurrothem Pergament ausgefertigt, mit goldenen Buchstaben geschrieben, und von dem Kayser unterzeichnet und besiegelt. Das kayserliche Reichssiegel befand sich in einer goldenen Büchse dieser Schrift angehängt. Kurz nachher erklärte Isaak seinen Sohn Alexius zu seinem Reichsgefährten oder Mitkayser, und dieser junge Prinz wurde nun mit vielem Glanze in der St. Sophien-Kirche gekrönt. Indessen zeigte sich doch nur zu bald, daß der Kayser in Anse-

hung der Verlegenheit, worin ihn seine Verbindungen gegen die Kreuzfahrer versetzten, ganz richtig geurtheilt hatte.

Obgleich die Kreuzfahrer sich an einen Ort zurückgezogen hatten, der jenseits des Hafens lag, und den Villehardouin Sterow *) nennt, so unterliessen sie doch nicht, öfters nach der Stadt zu kommen, und sich bey Hofe einzufinden, wo sie den jungen Alexius äusserst anlagen, seine Versprechungen zu erfüllen. Seine Lage war um so viel beschwerlicher, da das griechische Reich ihm noch bey weitem nicht gänzlich unterworfen war. Sogar in Constantinopel murrte man laut gegen die Kreuzfahrer, und besonders gegen die Franzosen, die oft mancherley Unordnungen in der Stadt stifteten. Alexius, der es fühlte, daß er eben so viel Gefahr lief, wenn er die Kreuzfahrer von seiner Hauptstadt entfernte, als wenn er sie da behielt, wählte aus diesen beyden Uebeln das Letzte. Er bat also die Kreuzritter noch bey ihm zu verweilen, und ihm während der Zeit in Unterjochung seiner rebellischen Unterthanen beyzustehen, die sich in grosser Anzahl sowohl zu Adrianopel, als in Thrazien, zusammengerottet hatten. Sein Ansuchen wurde bewilligt, und der Marggraf von Montferrat brach wirklich mit einem Theil des Kreuzheers auf, um die Anhänger des Usurpators anzugreifen, die sich Adrianopel bemächtigt hatten. Er nahm diese Stadt ein, zerstreuete die Aufrührer, und befestigte also zum zweytenmal die Kayserkrone auf dem Haupte des jungen Alexius; Balduin und Villehardouin waren während dieser Zeit in Constantinopel zurückgeblieben. Hier ist es, wo unser Verfasser uns eine rührende Beschreibung von einem Zufall mittheilt, von dem er selbst Augenzeuge war.

Da

*) Dieser Theil der Stadt wird heut zu Tage Pera genannt, und ist noch jetzt der Wohnplatz der Franken, oder der abendländischen Christen.

Da die Kreuzfahrer eine jüdische Synagoge plünderten, und die Griechen sich der Unterdrückten annahmen, so entstand ein grosser Tumult, bey dem die Häuser einiger reicher Kaufleute in Brand geriethen. Aber nicht nur diese allein wurden Opfer der Flammen, sondern die Feuersbrunst verbreitete sich auch bald in das volkreichste Quartier der Stadt, wo die vornehmsten Kaufleute wohnten. Sie dauerte ganzer acht Tage lang, ohne daß man sie zu löschen vermochte; alle Strassen, in einem Umfang von einer französischen Meile, wurden gänzlich vom Feuer verzehrt; verschiedene Galeeren, die sich zu sehr dem Gestade genähert hatten, wurden gleichfalls die Opfer der Flammen, und die Anzahl dererjenigen, die bey diesem Vorfall ihr Leben einbüßten, war sehr beträchtlich.

Man unterließ nicht, dieses Unglück einzig und allein der Bosheit, oder doch wenigstens dem Leichtsinn der Franzosen beyzumessen, und von diesem Augenblick an wurden sie den Griechen vollends unausstehlich. Sie sahen die Kreuzfahrer von nun an beständig mit gehäßigen Augen an, und diese, hierüber aufgebracht, wurden immer mehr und mehr ausschweifend, und betrugen sich endlich gänzlich als erklärte Feinde der Constantinopolitaner. Sie wollten sich nun eigenmächtig des Geldes versichern, welches der junge Alexius ihnen so unbedachtsamer Weise versprochen hatte. Sie fiengen demnach an überall zu plündern, und da die Raubgier ihnen den vornehmsten Gegenstand und Zweck ihres Zuges gänzlich aus den Augen setzen ließ, so wagten sie es sogar, die Kirchen ihrer vornehmsten Kostbarkeiten zu berauben.

Alexius, der diese Unordnungen nicht mehr abhelfen konnte, glaubte, daß es Zeit sey, zu zeigen, wie sehr ihm solche mißfielen. Er hörte auch auf, mit den Fürsten und

Ober-

Oberhäuptern des Kreuzheeres auf dem bisherigen freundschaftlichen Fuß umzugehen, und führte die bittersten Klagen über ihr Betragen. Aber diese Aufführung verursachte, daß die Kreuzritter nur mit noch wenigerer Mäßigung ihn behandelten. Sie drangen mit der äussersten Härte in ihn, alle Artikel eines Tractats, den die Nothwendigkeit dictirte, und den neue Unfälle nur immer mehr und mehr unausführbar machten, auf das strengste zu erfüllen.

Endlich schickten die Kreuz-Ritter sechs Gesandten an die beyden Kayser ab; unter ihrer Zahl befand sich auch Villehardouin, aber nicht er, sondern Conon de Bethune, führte das Wort. Er erklärte den beyden Monarchen, daß, woferne sie nicht auf das schleunigste alle Artikel des Tractats erfüllten, die kreuzfahrenden Fürsten bereit wären, ihnen den Krieg zu erklären, und sie als Feinde und undankbare Fürsten, die der Dienste, die man ihnen geleistet hatte, unwürdig wären, zu behandeln. Die beyden unglücklichen Monarchen entschuldigten sich aufs bestmöglichste, aber die Großen des Reichs wurden über die tyrannische und beleidigende Art, womit man sich gegen ihre Beherrscher betrug, und über die Schwachheit und Herablassung, womit diese antworteten, äußerst aufgebracht. In kurzer Zeit erfuhr Alexius, daß seine eigenen Unterthanen sich gegen ihn verschworen, um ihn zu dethronisiren, und an seiner Stelle einen weniger furchtsamen Kayser zu wählen. Nachdem er seinen Zustand genau überdacht hatte, sahe er endlich keine andere Ausflucht für sich übrig, als sich selbst in die Hände derjenigen zu ergeben, die ihm vorhero so gute Dienste geleistet, und nachher so übel begegnet hatten. Einer der Großen des griechischen Reichs, der Alexius, und mit dem Zunamen Murzüphlus hieß, weil er sehr dicke in einander gewachsene Augenbraunen hatte, überredete den jungen Kayser, den Kreuz-Rittern das Anerbieten

zu thun, ihnen den berühmten Blancherinischen Pallast, worin der Kayser wohnte, zu überliefern, und sich für seine Person gleichfalls in ihren Schutz zu begeben. Da diese wußten, in welcher äußersten Verlegenheit sich der Kayser befand, so entschlossen sie sich, dieses Anerbieten anzunehmen; aber der Verräther Murzuphlus that zu eben der Zeit, da er seinem Monarchen diesen treulosen Rath ertheilte, den Obersten des Volks kund, daß der Kayser entschlossen wäre, sie alle und sich selbst in die Hände der Kreuzfahrer zu überliefern.

Es war abgeredet worden, daß die Kreuzfahrer mit Anbruch des Tages den Pallast in Besitz nehmen sollten. Murzuphlus war Oberaufseher über die kayserliche Garderobe, und es stand ihm daher zu jederzeit der Eintritt in die kayserlichen Zimmer frey. Während der Nacht, und indem der Monarch in dem tiefsten Schlaf versenkt lag, überfiel ihn dieser verrätherische Günstling in seinem Bette, und ließ ihn in einen finstern Kerker werfen. Hierauf besetzte er den Pallast dergestalt mit Soldaten, daß, als der Marggraf von Montferrat sich zeigte, um von demselben Besitz zu nehmen, er einen höchst unerwarteten Widerstand antraf, und, weil er zu schwach an Mannschaft war, sich wieder zurückzuziehen genöthiget sahe.

Murzuphlus legte nun die Kayserkleidung an, schmückte sich mit allen Reichs-Insignien, und ließ sich in Eil zum Kayser krönen. Hierauf veranstaltete er alles nöthige zur Vertheidigung von Constantinopel, wovon die Griechen noch allein Meister waren, und befahl allen Einwohnern, die Waffen zu ergreifen. Die Kreuzfahrer rüsteten sich ihrerseits gleichfalls, die Stadt von neuem anzugreifen. Aber eine solche Unternehmung erforderte natürlich große Vorbereitungen; auch mußten erst alle im Reiche

hin und wieder zerstreuten Officiers und Soldaten zusammen gerufen werden. Während dessen man sich hiemit beschäftigte, und Gesandten an den Pabst nach Rom abschickte, um ihn von der Staatsveränderung zu unterrichten, durch die ein neuer Usurpator sich des griechischen Throns bemächtigt hatte, ließ Murzuphlus, um sich des Reichs-Besitzes vollkommen zu versichern, nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, die er anstellte, um den jungen Kayser Alexius zu vergiften, diesen unglücklichen Monarchen in seinem Gefängnisse hinrichten. Sein Vater, der alte Isaak Angelus, entweder von Gram über sein unaufhörliches Unglück überwältigt, oder, welches wahrscheinlicher ist, weil sein Feind seinen Todt beschleunigte, hauchte fast zu gleicher Zeit sein mühseliges Leben aus. Murzuphlus ließ hierauf bekannt machen, daß die beyden Monarchen eines natürlichen Todes gestorben wären, und befahl, daß mit der größesten Pracht ihre Leichenbegängnisse vollzogen werden sollten.

Indessen hatten die Kreuzfahrer ihr Heer zusammengezogen, und auch Antwort von Bonifaz dem Dritten erhalten. In diesem päbstlichen Breve wurde Murzuphlus ein Meuchelmörder und Thron-Räuber genannt; es würde, fuhr der Pabst fort, ein Gott dem Herrn sehr angenehmes Werk seyn, wenn man diesen Bösewicht wieder vom Thron stürzte, und für seine abscheulichen Verbrechen bestrafte; auch sollten die Kreuzfahrer durch die Einnahme von Constantinopel eben des Ablasses theilhaftig werden, der denenjenigen aufbehalten wäre, die das heilige Land den Klauen der Ungläubigen entreißen würden. Durch diese Erklärung gemuthigt, beeiferten sich nun alle gute Katholiken, diese Unternehmung so bald, als möglich, auszuführen; auch betrugen sie sich hiebey mit so vieler Kühnheit und Standhaftigkeit, daß zum Erstaunen der Welt der glücklichste Erfolg in kurzer Zeit ihr Werk krönte. Ehe

sie

sie aber zur Ausführung schritten, kamen alle Kreuzfahrer zuvor darin überein, das Kayserthum nach der Eroberung unter sich zu theilen. Diese Theilung wurde folgendergestalt festgesetzt:

Man beschloß zuförderst, gleich nach der Einnahme von Constantinopel zwölf Wahlherren zu ernennen, wovon sechs Venetianer, und sechs aus den andern verbundenen Nationen ausgesucht werden sollten. Durch diese Wahl-Herren sollte ein neuer Kayser erwählt werden, der aber anstatt der griechische der lateinische genannt werden sollte, weil man die abendländischen Christen gemeinhin die Lateiner zu benennen pflegte; der neue Kayser sollte den größten Theil von Constantinopel, nebst den Pallästen, und überhaupt den vierten Theil von allem dem bekommen, was man erobern würde, mußte aber dagegen versprechen, den Venetianern ein Quartier in der Hauptstadt einzuräumen; das übrige sollte in zwey gleiche Theile zwischen den Venetianern und den andern kreuzfahrenden Nationen getheilt werden; ein gleiches sollte auch mit der Beute geschehen, die man bey Eroberung der Stadt machen würde. Hierauf sollten noch aus den Verbündeten vier und zwanzig der einsichtsvollsten Männer gewählt werden, welche die Lehngüter und Ehren-Aemter den Verdienstvollsten zuerkennen sollten. Endlich sollte auch noch zu mehrerer Befestigung der Sicherheit und des Ansehens des neu erwählten Kaysers das Kreuzheer ein ganzes Jahr bey Constantinopel stehen bleiben.

Der Tag des Sturms wurde auf einen Freytag im Aprilmonat 1204 festgesetzt. Bey dem ersten Sturm wurden die Belagerer mit beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen; auch der Verlust der Belagerten war nicht minder ansehnlich. Bey einem zweyten Angriff aber, der drey Tage nachher, am eilften April, unternommen wurde, fochten

die

die Kreuzfahrer mit solcher Wuth, daß man, wie sich die Geschichtschreiber hierüber ausdrücken, hätte glauben sollen, die Erde würde untergehen. Ungeachtet aller Anstrengung und Wuth der Kreuzfahrer war doch noch bis auf den Mittag das Glück immer auf der Seite der Griechen. Endlich trieb ein günstiger Wind die Schiffe näher zur Mauer. Ein französischer Ritter, Andreas d'Urboise, und Peter Alberti, ein Venetianer, bemächtigten sich eines Thurms und eines Thors. Nun wurden die Mauren haufenweise erstiegen, und das Blutvergießen allgemein. Die Kreuzfahrer verschanzten sich in dem Blancherinischen Pallast, und brachten die Nacht daselbst zu; aber ungeachtet ihrer erfochtenen Vortheile fehlte doch noch vieles an der gänzlichen Eroberung der Stadt. Den andern Morgen erfuhr man, daß Murzuphlus, der alle Hofnung zu Wiederherstellung seiner Angelegenheiten aufgegeben hatte, mit einem kleinen Fahrzeuge auf die andere Seite des Bosphorus geflüchtet sey. Diese glückliche Zeitung verdoppelte den Muth der Kreuzfahrer; sie drungen immer weiter vorwärts, und bemächtigten sich, ungeachtet alles Widerstandes der Griechen, des Pallastes Bokaleon, oder, wie ihn andere nennen, Bukoleon. Hier fanden sie zwey verwittwete Kayserinnen, die eine Agnes von Frankreich, Schwester des Königs Philipp Augusts, und Wittwe der Kayser Alexius und Andronikus Kommenus; die andere eine ungarische Prinzeßin, und Wittwe des unglücklichen Kaysers Isaak Angelus. Der Marggraf von Montferrat, nachdem er diesen Prinzeßinnen alle die Ehrenbezeigungen erwiesen hatte, die er ihrem Range schuldig war, drang nun an der Spitze seiner Soldaten bis in das Innnere von Constantinopel, wo die Kreuzfahrer eine so unermeßliche Beute machten, daß sie bey weitem alle ihre Hofnung überstieg. Die Welt hatte Ursache genug zu erstaunen, daß ein kaum aus zwanzig tau-

send

send Mann bestehendes Heer sich in einer so kurzen Zeit der Hauptstadt eines großen Reichs bemächtigte, in welcher sich mehr als viermal hundert tausend bewafnete Einwohner befanden.

Wie sehr wäre zu wünschen, daß man den Kreuzfahrern eben so viel Lobsprüche wegen ihrer Mäßigung, als wegen ihrer Tapferkeit, die sie bey dieser eben so gefahrvollen als glänzenden Gelegenheit bezeigten, beylegen könnte. Aber diese braven Krieger befleckten ihren Sieg durch eine unmäßige Raubgierde, und eine Menge unmenschlicher Handlungen. Umsonst suchten der ehrwürdige Dandolo und der brave und weise Villehardouin den siegestrunkenen Soldaten zu bezähmen. Ohngeachtet aller ihrer Bemühungen war doch die Unordnung ausserordentlich. Besonders begiengen die Kreuzsoldaten die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten gegen die Personen des andern Geschlechts. Sie schonten weder der heiligen Oerter noch der heiligen Gefäße, und selbst die Lehrer und Diener der Religion waren ihren Mißhandlungen blosgestellt. Mönch- und Nonnenklöster wurden von ihnen geplündert, und um das Unglück vollkommen zu machen, kam noch an verschiedenen Orten Feuer aus, und verzehrte das vierte Theil von dem, was noch von der Stadt übrig war.

Endlich hörten diese Plünderung und diese Gräuelthaten auf, und die Kreuzfahrer beschäftigten sich nun ernstlich mit der Sorge, einen neuen lateinischen Kayser zu wählen, der über die Ruinen von Constantinopel herrschen sollte. Anfänglich waren die Stimmen zwischen dem Grafen von Flandern und dem Marggrafen von Montferrat getheilt; aber endlich vereinigten sie sich sämmtlich zum Vortheil des Erstern, mit der Bedingung, daß der Zweyte mit allen Ländern jenseits des Bosphorus, und mit der Insel

Kandia und dem Königstitel belehnt werden sollte. Von allen diesen Staaten, die wenigstens ein Drittel des griechischen Reichs ausmachten, nahmen die Venetianer noch einen beträchtlichen Theil für sich, wegen des übrigen aber muste der neue König dem Kayser die Huldigung abstatten. Nivelon, Bischof von Soisson war es, der dem Kreuzheere und dem griechischen Volke diese grosse Neuigkeit ankündigte. Balduin der Neunte, Graf von Flandern und Hennegau, wurde hernach feyerlich am zweyten Sonntage nach Ostern in der St. Sophien Kirche gekrönt, und zu gleicher Zeit erhielten auch der Doge von Venedig und der neue König die Belehnung der ihnen versprochenen Länder.

Während dessen dieses zu Constantinopel vorgieng, hatte Murzuphlus Gelegenheit gefunden, einige Truppen zusammen zu raffen, womit er bis auf zwey oder drey Tagereisen von Constantinopel das ganze Land verheerte. Diesem Unwesen abzuhelfen, brach der neue Kayser, sein Bruder Heinrich, der Marggraf von Montferrat, und der Graf von Blois gegen diesen Verräther auf. Balduin hielt bald in dem schönen und grossen Adrianopel seinen Einzug, wo man ihn ohne Schwierigkeit für den rechtmäßigen Beherrscher des Reichs erkannte, und Murzuphlus, den er immer vor sich herjagte, floh endlich nach Messinopel, einer Stadt, wo jener Alexius, Bruder und Thronräuber des Isaak Angelus seinen Sitz hatte. Dieser alte Usurpator stellte sich anfänglich, als wenn ers mit dem Murzuphlus noch so redlich meinte, der ihm begreiflich zu machen suchte, daß es ihr gemeinschaftliches Interesse erforderte, sich gegen die Lateiner zu vereinigen, weil dieses die einzige Partey wäre, die sie bey ihrer äussersten Noth ergreifen könnten.

Der

Der Verräther Alexius schien sich diesen Gründen zu ergeben; er bot dem Murzuphlus seine Tochter zur Gemahlin an, gab ihm zu Messinopel einen freyen Aufenthalt, und nahm ihn auf das prächtigste auf. Aber gegen das Ende des Gastmals, welches er zu seinem Empfang veranstaltet hatte, ließ er ihn in ein Nebenzimmer abrufen, wo der unglückliche Murzuphlus auf seinen Befehl festgenommen, und ihm beyde Augen ausgestochen wurden. Die Anhänger dieses elenden Afterkaysers nahmen sämmtlich Dienste unter den Truppen seines Mörders, der aber nicht lange seines barbarischen Triumphs genoß. Er wurde bald genöthigt Messinopel zu verlassen, dessen sich der Kayser Balduin bemächtigte. Der seiner Augen beraubte Murzuphlus war daselbst zurückgeblieben; er schifte sich zwar eilends auf den Bosphorus ein, um den Händen der Lateiner, und dem ihm bevorstehenden schändlichen Tode zu entrinnen, aber vergebens: er ward auf dem Meere ergriffen, erkannt, und nach Constantinopel geführt, wo er, als ein Meuchelmörder seines rechtmäßigen Monarchen des unglücklichen Alexius, von einer auf dem grossen Hypodromus befindlichen Säule herabgestürzet wurde.

Balduin beschäftigte sich eben, seine Eroberungen immer mehr und mehr auszudehnen, und sich überall als Beherrscher der den griechischen Kaysern unterworfenen Staaten erkennen zu lassen, als mit einem mal zwischen ihm und dem Marggrafen von Montferrat Zwistigkeiten entstanden, die beynahe den gänzlichen Umsturz des neuen lateinischen Kayserthums zu Constantinopel bewirkt hätten. Der ehrliche Villehardouin kann bey dieser Gelegenheit nicht umhin, die Unglücksfälle zu beweinen, die hieraus erfolgten, und die noch weit traurigern, die aus alle dem noch entspringen könnten.

Bonifaz, Marggraf von Montferrat, war, wie bereits gesagt, mit der Insel Kandia und einem grossen Theil der jenseit des Bosphorus gelegenen Länder, Thessalien, Achaja ꝛc. belehnet worden; aber er merkte bald genug, daß eine Insel, die er aus Mangel an Schiffen nicht in Besitz nehmen könnte, so gut für ihn als gar kein Besitzthum wäre; dahingegen diese Insel den Venetianern als einer Seemacht weit zuträglicher seyn müste. Er begehrte dahero mit dem Kayser Balduin einen Tausch gegen Thessalonich und einige andere Provinzen zu treffen, die den Staaten des Königs von Ungarn näher lägen, der sein Schwager war, denn Bonifaz hatte die Schwester des ungarischen Monarchen, die Wittwe des Isaak Angelus, geheirathet. Aber Balduin wollte von diesen Vorschlägen nichts hören, und brach sogleich mit einem ansehnlichen Heere auf, um sich besagter Provinzen als seines Eigenthums zu versichern, die er auch in kurzer Zeit in Besitz nahm, und sich zu Thessalonich und in einigen andern Städten den Eid der Treue ablegen ließ. Der hierüber aufgebrachte Bonifaz schwur, den Balduin, ob er gleich Kayser war, zu bekriegen, und näherte sich der Stadt Adrianopel, deren er sich auch ohne viele Mühe bemächtigte.

Der güte Marschall von Champagne sahe mit den lebhaftesten Schmerzen die Trennung der Lateiner, und ihren bürgerlichen Krieg. Er begab sich zu dem Marggrafen von Montferrat, und that ihm die kräftigsten Vorstellungen wegen seines ungereimten und gefährlichen Betragens. Es kostete aber dem ehrlichen Villehardouin viel Mühe, um ihn auf einen andern Sinn zu bringen, und alles was er von ihm erlangen konnte, war, daß er versprach, zu Beylegung dieses Zwistes sich der Entscheidung des Doge von Venedig und des Grafen von Blois zu unterwerfen.

Ville-

Villehardouin begab sich nun aus dem Lager des Bonifaz in das kayserliche. Balduin war nicht weniger aufgebracht, und die Nachricht von der Wegnahme der Stadt Didymotika durch den Marggrafen hatte ihn vollends äusserst mißvergnügt und zornig gemacht. Es bedurfte der ganzen Beredsamkeit des Villehardouin, um den erzürnten Kayser von den schrecklichen Entschliessungen abzubringen, die er bereits gefaßt hatte. Endlich aber gelang es ihm doch, durch Bitten und Drohungen vermischt, dem Kayser sinnlich zu machen, daß, woferne er sich nicht gefallen liesse, den Doge und den Grafen von Blois als Schiedsrichter anzunehmen, diese Fürsten sich unfehlbar gegen ihn als Feinde erklären würden. Der Kayser versprach also, sein Interesse ihrer Entscheidung zu unterwerfen, und kehrte nach Constantinopel zurück.

Gleich nach seiner Ankunft daselbst dachte man nun im Ernst den Marggrafen gleichfalls zu bewegen, dahin zu gehen, und unser Autor war abermals derjenige, der dieses Geschäfte zu Stande brachte, und derweilen die Stadt Didymotika sequestrirte. Endlich kam die Aussöhnung beyder Prinzen gänzlich zu Stande. Thessalonich und die benachbarte Provinz wurden dem Bonifaz freywillig überlassen, der ruhiger Besitzer davon blieb, oder sie doch wenigstens nur gegen die Griechen zu vertheidigen hatte, welches er auch mit vielem Glücke that. Den alten Usurpator Alexius, der in diesen Provinzen noch viel Anhänger hatte, trieb er gänzlich in die Enge, nahm ihn nebst seiner Gemahlin gefangen, und ließ ihnen den kayserlichen Schmuck abnehmen, den er dem Kayser Balduin übersendete, sie aber für ihre Personen einschiffen, und als Gefangene nach Italien in sein Marggrafthum Montferrat bringen ließ.

Den Rest des Jahrs 1204. und einen Theil des folgenden wandten Balduin und Bonifaz dazu an, ihre Siege gegen die Griechen zu verfolgen, und sich ihrer Eroberungen zu versichern. Besonders suchten sie den Theodor Laskaris aufzureiben, einen Schwiegersohn des Usurpators Alexius, der den Kaysertitel angenommen hatte, und solchen auch wegen der militärischen Talente und Verdienste seines Bruders Constantins Laskaris, den er zum Oberfeldherrn seiner Truppen ernannt hatte, behaupten konnte. Balduin belehnte den Grafen Ludwig von Blois und Chartres mit dem Herzogthum Nicäa, und dieser machte sich verbindlich, dieses schöne Land dem Theodor Laskaris zu entreissen. Auf gleiche Bedingung wurde auch Renaud Detries mit dem Herzogthume Philippopoli belehnt.

Während dieser Zeit verfolgte der Marggraf von Montferrat seine Eroberungen in einem Theil von Romanien mit immer gleichem Glück, und breitete seine Herrschaft bis an die Gränzen des alten Macedoniens aus. Er eroberte Beräa und Larissa, und belagerte lange Zeit Napoli di Romania.

Der Herr von Champlite, aus dem erlauchten Hause der Grafen von Champagne, hatte gleichfalls das Kreuz genommen, und sich mit einigen Truppen zu einem Zuge nach Palestina eingeschift, war aber durch Sturm und widrige Winde an die Küsten von Morea geworfen worden. Der Marschall von Champagne schickte sogleich seinen Neffen, der eben so wie er Gotfried von Villehardouin hieß, an ihn ab, um ihn zu überreden, die Griechen in Achaja zu unterjochen, nebst dem Versprechen, daß der Kayser Balduin ihn mit diesem Lande belehnen wollte. Champlite gieng diesen Vorschlag willig ein, und eroberte

glücklich

glücklich diese Provinz. Er blieb bis an seinen Tod Fürst von Achaja; da er aber keine Kinder hinterließ, so wurde nachher der junge Villehardouin zu seinem Nachfolger ernannt, dessen Nachkommen noch eine geraume Zeitlang dieses Fürstenthum besassen.

Die von den Lateinern auf allen Seiten gedrängten und bis zum äussersten gebrachten Griechen nahmen endlich ihre Zuflucht zu den Bulgaren, ihren vormaligen Todtfeinden, einer wilden, grausamen und blutdürstigen Völkerschaft, und brachten sie dahin, sich der Stadt Didymotika zu bemächtigen, von wo sie in kurzer Zeit bis zu den Thoren von Adrianopel vordrangen. Die Furcht und Bestürzung war in diesem Theile des Reichs so groß, daß alle daselbst befindlichen Lateiner in gröster Eil zum Kayser flüchteten. Die Besatzung von Philippopoli verließ diesen Ort, und die Barbaren überrumpelten Adrianopel. Balduin versammlete seinen Kriegsrath, bey welchem sich auch der Doge von Venedig einfand, und entschloß sich, dem König der Bulgaren entgegen zu marschiren. Aber die Ausführung dieses Vornehmens wurde ihm äusserst erschwert. Die Armee der Lateiner war durch die vielen hin und wieder abgeschickten einzelnen Detachements sehr geschwächt worden, und was von Truppen noch übrig war, muste nothwendigerweise zur Vertheidigung der Hauptstadt zurückbleiben. Auch der Vorsatz, sich wieder von Adrianopel Meister zu machen, wurde im Kriegsrath vom Doge Dandolo widersprochen, der auf das kräftigste vorstellte, wie gefährlich eine solche Unternehmung in der kritischen Lage, worin sich die Lateiner befanden, werden könnte. Aber der Kayser und der Graf von Blois blieben ungeachtet alles dessen fest entschlossen, ihr Vorhaben, auf den Feind loszugehen, auszuführen. Gottfried von Villehardouin gieng mit einem ansehnlichen Corps vor-

aus.

aus. Als er sich der Stadt Adrianopel näherte, erblickte er die Standarten der Feinde, die von den Thürmen der Stadt hinabweheten. Er bezog unfern von Adrianopel sein Lager, und ließ sogleich den Prinzen Heinrich, den Bruder des Kayſers, benachrichtigen, sich mit allen bey sich habenden vornehmen Officieren, und mit so viel Trnppen, als er nur irgend zusammenraffen könnte, in dem kayserlichen Lager einzufinden.

Kurz nachher langten der Doge und die Venetianer an, und bezogen ihr Lager neben dem Marschall von Champagne; auch der Kayser und der Graf von Blois säumten nicht, sich daselbst einzufinden, und beynahe zu gleicher Zeit erfuhr man, daß das Hauptheer der Bulgaren, zu welchem noch gewisse ungläubige Völker, die man die Komanier nannte, gestossen waren, sich dem lateinischen Heere näherten, ohne Zweifel in der Absicht, demselben eine Schlacht zu liefern. Der Kayser und der Graf von Blois, über die Kühnheit dieser Barbaren aufgebracht, faßten den Entschluß, ihnen entgegen zu gehen, und sie zuerst anzugreifen, und alle die klugen Vorstellungen, die sowohl der Doge als auch Villehardouin ihnen thaten, vermochten nicht, sie von diesem Vorsatz abwendig zu machen. Unbedachtsamer weise verliessen sie mit den wenigen Truppen, die unmittelbar unter ihrem Befehl standen, das Lager, um über die Komanier herzufallen. Diese nahmen sogleich Reiß aus, und zogen sich in Unordnung zwey ganze französische Meilen weit zurück, ohne Zweifel in der Absicht, um die zu raschen Fürsten in ein Défilee zu locken, wo sie bald umringt wurden, und den Fehler, den ihnen ihr Muth und ihr kühner Eifer begehn liessen, theuer genug bezahlen musten. Der Graf Blois ward gleich anfangs verwundet, da er aber den Kayser durchaus nicht verlassen wollte, wurde er an der Seite dieses Monarchen

chen getödtet. Der unglückliche Balduin, von der kleinen Anzahl seiner Soldaten, die dem Tode entronnen, verlassen, wurde zum Gefangenen gemacht, in Ketten gelegt, und zu dem König der Bulgaren geführt.

Die traurige Nachricht von dieser unglücklichen Begebenheit erscholl kaum in dem Lager des Doge und des Marschalls, als beyde dadurch in den lebhaftesten Schmerz versetzt wurden; indessen verlohren sie doch weder die Gegenwart ihres Geistes, noch ihren Muth. Villehardouin veranstaltete einen Rückzug, dessen Anordnung nur das Werk eines geschickten und erfahrnen Generals seyn konnte. Der weise Dandolo billigte seine Anstalten, und folgte dem Marschall, der den Nachtrupp zu commandiren selbst über sich nahm. Sie hatten das Glück, dem Feinde zwey Märsche abzugewinnen, und langten wohlbehalten zu Rodosto an. Hier war es, wo der Prinz Heinrich und verschiedene andere lateinische Generals und Ritter zu ihnen stiessen, die alle ihre Besitzungen verlassen hatten, um das Heer zu verstärken, welches endlich glücklich zu Constantinopel ankam.

Heinrich von Flandern wurde sogleich zum Regenten des Reichs erklärt, und bald darauf verbreitete sich das Gerücht, daß Balduin in seinem Gefängniß gestorben wäre. Einige behaupteten, daß sein Tod sehr grausam, andere hingegen, daß er blos natürlich gewesen sey *). Nachdem man hinlängliche Nachricht von der Gewißheit dieser traurigen Neuigkeit eingezogen hatte, wurde Heinrich zum Kayser gekrönt. Während seiner Regentschaft starb der weise

*) Man erzählt, daß einige Jahre nachher das Gerüchte gieng, als ob Balduin nicht gestorben wäre, und ein Betrüger wagte sich sogar gegen den König Philipp August von Frankreich für diesen Kayser auszugeben.

weise Dandolo zu Constantinopel im sieben und neunzigsten Jahre seines Alters. Er hatte seit einigen Jahren beynahe gänzlich sein Gesicht verlohren, ohne doch dabey das geringste von seinen kriegerischen und politischen Talenten eingebüßt zu haben.

Der König der Bulgaren griff indessen immer weiter um sich, und fuhr fort die Länder des Kaysers von Constantinopel zu verwüsten. Glücklicherweise machten ihn die Barbareyen, so er überall verübte, bey den Anhängern des alten griechischen Kayserthums nicht weniger verhaßt, als bey den Lateinern, die sich beynahe nur bis auf den Besitz der Hauptstadt eingeschränkt sahen. Das Ende des Jahrs 1205, und der beste Theil des folgenden wurden in unaufhörlichen Gefechten zugebracht, in welchem Adrianopel, Didymotika, Rodosto, und verschiedene andere grosse Städte bald genommen und bald wiedergenommen wurden.

Endlich ward Heinrich, nachdem er von dem Tode seines Bruders vollkommen vergewissert war, 1206 im Monat August zu Constantinopel mit aller Pracht gekrönt, die nur die Umstände erlaubten. Er fuhr fort, den grausamen König der Bulgaren zu bekriegen, welches ihm um so viel leichter wurde, da, wie bereits gesagt, die Griechen eines so blutdürstigen Bundesgenossen, der überall, wo er nur hinkam, das Land verwüstete, und mit dem Blut der Einwohner düngte, äusserst müde waren. Theodor Laskaris, der jenseits des Bosphorus den Ueberrest des dortigen griechischen Reichs beherrschte, und einem Theil des Kreuzheeres alle Hände voll zu thun gab, willigte in einen Waffenstillstand auf zwey Jahre mit Heinrich seinem Reichsmitwerber; denn beyde führten den Kaysertitel. Theodor war der vornehmste und klügste von allen Griechen,

die

die aus Constantinopel geflüchtet waren, und hatte, wie bereits gesagt, die Tochter des Usurpators geheirathet.

Obgleich dieser Stillstand nicht die ganze Zeit über, die er dauren sollte, mit gehöriger Treue gehalten wurde, so erhielten doch die Lateiner dadurch etwas freyere Hand, und konnten nun alle ihre Kräfte auf die Vertreibung der Bulgaren anwenden, und zugleich sich mit dem Marggraf Bonifaz zu vereinigen suchen, der noch immer als König zu Thessalonich herrschte, aber schon seit mehr als einem Jahre mit Balduin getrennt und in Zwiespalt lebte, ob er sich gleich alle Mühe gegeben hatte, sich wieder mit diesem Monarchen auszusöhnen. Bonifaz hatte aufrichtige und häufige Thränen vergossen, da er Balduins Tod vernommen; auch schien er sehr zufrieden, daß Heinrich seinem Bruder in der Regierung gefolgt sey, und ließ dem neuen Kayser, um ihn von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu überführen, seine Tochter zur Gemahlin anbieten. Es war eine junge und schöne Prinzeßin, die Bonifaz in seiner ersten Ehe gezeugt, und in Italien zurückgelassen hatte. Er schickte ihr den Befehl, übers Meer nach Griechenland zu kommen, wo sie auch glücklich in einem am Bosphorus gelegenem Hafen anlangte, und daselbst von dem Marschall von Villehardouin auf Befehl des Kaysers empfangen wurde. Er führte sie sicher, und mit allen ihr schuldigen Ehrenbezeigungen nach Constantinopel, wo ihre Vermählung im Jahr 1207 mit vieler Pracht, und zu grosser Zufriedenheit der Lateiner gefeyert wurde.

Kurze Zeit nachher gieng der Kayser wieder zu Felde, und da er sahe, daß es ihm nicht schwer seyn würde, bis an die Gegend des Königreichs Thessalonich zu gelangen, so nahm er mit grossem Vergnügen die Einladung des Bonifaz

nifaz zu einer Zusammenkunft an, die zwischen ihnen an dem Ufer eines kleinen Flusses, Sicelle genannt, an welchem die Stadt Messinopel lag, gehalten werden sollte. An dem bestimmten Tage kamen Schwiegervater und Schwiegersohn an diesem Orte zusammen, und gaben einander die aufrichtigsten und ungeheucheltsten Beweise ihrer Freundschaft. Heinrich empfieng die Lehnshuldigung des Bonifaz für das Königreich Thessalonich, und da bey dieser feyerlichen Gelegenheit beyde Fürsten verschiedene Herrschaften unter ihre vornehmsten Vasallen, Freunde und Kriegsgefärthen vertheilten, so hatte auch der Marschall von Champagne und von Romanien Theil an ihrer Freygebigkeit. Er wurde mit den Städten Zeva und Messinopel belehnt. Villehardouin ließ sich nun gänzlich in Romanien nieder, wo er vermuthlich seine übrige Lebenszeit zubrachte, denn die Geschichte giebt uns Beweise, daß er noch fünf oder sechs Jahre nachher sich daselbst befand, nemlich bis zum Jahr 1212, aber seine Denkschriften endigen sich, wie gesagt, mit dem Jahr 1207.

Kurz nachher liefen Nachrichten ein, daß die Griechen, die dem Theodor Laskaris anhingen, den Waffenstillstand gebrochen, und die Bulgaren, Wallachen und Komanier sich von neuem zum Kriege rüsteten. Dieses bewog den Kaiser Heinrich gegen die erstern aufzubrechen, so wie auch Bonifaz seiner Seits den Entschluß faßte, die Barbaren anzugreifen, und sie bis in das Innere der Rodopischen Gebirge zu jagen. Dieser Entwurf, so muthig und so kühn er auch immer ausgesonnen war, zeigte doch zugleich in der Ausführung eben so viel Unbesonnenheit, als diejenige, die Balduins Untergang nach sich zog. Auch war das Schicksal des Marggrafen von Montferrat nicht weniger traurig. Von seiner Kühnheit

hin-

hingerissen, verfolgte er die Barbaren, die dem Anschein nach vor ihm flohen, bis in einen hohlen Weg, wo er plötzlich von allen Seiten umringt, und im Getümmel durch einen Lanzenstoß in die Schulter hart verwundet wurde. Seine über diesen Zufall bestürzte und niedergeschlagne Soldaten fiengen an zu weichen, und suchten sich, so gut sie konnten, durch die Flucht zu retten. Durch den häufigen Verlust seines Bluts war er ohnmächtig zur Erde gesunken, und die treuesten seiner Krieger beschäftigten sich, ihm aufzuhelfen, und der Gefahr zu entziehen. Aber diese Edlen fielen als Opfer ihres Diensteifers, und wurden sämmtlich von den Barbaren niedergemetzelt. Die Bulgaren hieben hierauf dem unglücklichen Bonifaz den Kopf ab, und überreichten solchen ihrem grausamen König Johann oder Johanniſſa, der von demselben vielleicht eben den Gebrauch, wie von dem Haupte des Kayſers Balduins machte, dessen Hirnschädel er, wie man vorgab, in Gold einfassen ließ, und sich ihrer statt eines Trinkgeschirrs bediente.

Mit dieser Begebenheit endigen sich die Nachrichten des ehrlichen Villehardouin, der, vermuthlich über den grausamen Tod des Königs von Theſſalonich zu sehr betrübt, hier zu schreiben aufhörte. Da unser Hauptentzweck nur blos der war, einen Auszug aus seinen Memoiren zu liefern, so müssen wir auch mit ihm bey dieser Epoche stehen bleiben. Indessen wollen wir doch mit wenig Worten die fernere Geschichte des lateinischen Kayserthums zu Conſtantinopel berühren, welches sich bald seinem Untergange entgegen neigte.

Kayser Heinrich gewann endlich durch seine Geschicklichkeit und seine vielfältigen Siege die Herzen der Griechen; er schloß Frieden mit den Bulgaren, und heirathete nach dem Tode seiner Gemahlin, der Princeßin von

Mont-

Montferrat, die Tochter des Königs dieser wilden Völker. Er starb 1206, und nach seinem Absterben bestiegen drey französische Prinzen aus dem Hause Courtenai, Peter, Robert und Balduin der Zweyte, den kayserlichen Thron. Mit diesem letztern gieng das lateinische Kayserthum zu Grunde. Von seinen Feinden äusserst gedrängt und geängstiget, flehte er umsonst die christlichen Fürsten in Europa um Hülfe an, und sahe sich endlich gezwungen, vom Thron verjagt, in Frankreich seine übrigen Tage zuzubringen, und von dem Gelde zu leben, welches er aus seiner an den H. Ludwig verkauften Grafschaft Namur gelöset hatte.

F.

III.

Ueber die Feinheit des Geschmacks und der Leidenschaften.

Von David Hume.

Aus dem Englischen übersetzt.

Es giebt Menschen, die eine gewisse Delicatesse in ihren Leidenschaften haben, wodurch ihnen alle Vorfälle des Lebens äusserst empfindlich werden; die lebhafteste Freude bey jeder angenehmen Begebenheit, und der schmerzhafteste Kummer bey Widerwärtigkeiten und Unglücksfällen. Gunstbezeigungen

zeigungen und angenehme Dienste vermögen sie leicht zur Freundschaft, so wie hingegen auch die kleinste Beleidigung ihre Empfindlichkeit erweckt. Die mindeste Ehrenbezeigung oder irgend ein Unterscheidungszeichen erhebt sie über alle Maasse, allein eben so sehr werden sie auch durch Verachtung gerührt. Menschen von diesem Character haben ohne Zweifel einen lebhaftern Genuß der Lebensfreude und quälenden Sorgen als Personen von kaltblütigen und gesetzten Gemüthsarten; indessen glaube ich, daß, wenn alles gehörig berechnet ist, sich nicht einer finden würde, der, wenn er Herr über seine Gemüthsart wäre, nicht die letzten vorziehen sollte. Glück und Unglück hängt sehr wenig von uns ab; wenn daher jemand, der mit diesem empfindbaren Character begabt ist, irgend ein Unfall zustößt, so bemächtigt sich sein Kummer oder Empfindlichkeit ganz seiner Seele, und beraubt ihn aller kleiner Annehmlichkeiten des Lebens, deren rechter Genuß den vornehmsten Theil unserer Glückseligkeit ausmacht. Grosse Freuden sind lange nicht so häufig als grosse Leiden; daher denn ein empfindbarer Character weit öfter in widrige als in angenehme Lagen kommt; ohne zu erwehnen, daß Menschen von solchen Leidenschaften oft über alle Gränzen der Klugheit schreiten, und falsche Schritte in dem Laufe ihres Lebens thun, die nie wieder gut zu machen sind.

Bey manchen Menschen bemerkt man eine Delicatesse des Geschmacks, die dieser Delicatesse der Leidenschaft sehr ähnlich ist, und dieselbe Empfindbarkeit in Ansehung der Schönheit und Häßlichkeit aller Arten erzeugt, als die andre bey Glück und Unglück Verbindlichkeiten und Beleidigungen erregt. Wenn man ein Gedicht oder ein Gemälde einem Manne zeigt, der dieses Talent besitzt, so wird die Delicatesse seines Gefühls verursachen, daß er von allen Theilen desselben empfindlich gerührt wird; er wird die meister-

sterhaften Züge nicht mit mehr Genuß und Zufriedenheit wahrnehmen, als die Nachläßigkeiten und Abgeschmacktheiten mit Widerwillen und Unlust. Eine angenehme und geschmackvolle Unterredung verschaft ihm das gröste Vergnügen, so wie Grobheit und Impertinenz die gröste Strafe für ihn sind. Mit einem Wort, die Delicatesse des Geschmacks hat dieselbe Wirkung als die Delicatesse der Leidenschaften; sie erweitert die Sphäre unsers Glücks und Unglücks, und macht uns zu Freuden und Leiden empfindbar, die dem Ueberrest des menschlichen Geschlechts unbekannt sind.

Indessen glaube ich, daß jedermann mit mir übereinstimmen wird, daß dieser Aehnlichkeit ohnerachtet die Verfeinerung des Geschmacks so sehr zu wünschen, als die Verfeinerung der Leidenschaften zu bedauren ist, und daher wo möglich abgeholfen werden sollte. Die guten und übeln Vorfälle des Lebens hängen sehr wenig von uns ab, allein wir sind so ziemlich Herren, zu wählen, welche Bücher wir lesen, welche Vergnügungen wir geniessen, und welche Gesellschaften wir besuchen wollen. Es haben sich Philosophen bemühet, die Glückseligkeit ganz unabhängig von allen äussern Dingen zu machen. Ein solcher Grad von Vollkommenheit aber ist unmöglich zu erreichen. Indessen wird sich jeder kluge Mann bestreben, seine Glückseligkeit vorzüglich mit solchen Gegenständen zu verbinden, die von ihm selbst abhängen, und dieses ist durch keine andere Mittel so sehr zu erreichen, als durch diese sentimentalische Feinheit. Wenn ein Mensch diese Gabe besitzt, so ist er glücklicher durch seinen moralischen Geschmack, als durch alle Leckereyen, die seinen Gaumen reitzen; er hat mehr Genuß von einem Gedicht oder sonst einem litterarischen Product, als von allem, was Aufwand, Pracht und Schwelgerey nur je verschaffen können.

So groß auch ursprünglich die Verbindung zwischen diesen beyden Arten von Verfeinerungen seyn mag, so bin

ich

ich doch überzeugt, daß nichts so fähig ist, uns von dieser Delicatesse in Leidenschaften zu heilen, als die Cultur des höhern und verfeinerten Geschmacks, die uns fähig macht, die Charactere der Menschen, die Werke des Genies, und die Producte der schönen Künste zu beurtheilen. Ein grösseres oder geringeres Wohlgefallen an solchen Schönheiten, die die Sinne rühren, hängt gänzlich von der grössern oder geringern Empfindbarkeit der Gemüthsart ab; in Ansehung der Wissenschaften und freyen Künste aber ist ein feiner Geschmack gewissermassen eben das, was ein grosser Scharfsinn ist, oder hängt wenigstens so sehr davon ab, daß sie unzertrennlich sind. Um ein Werk des Genies recht zu beurtheilen, sind so viele Gesichtspuncte zu bemerken, so viele Umstände zu vergleichen, und solche Kenntniß der menschlichen Natur ist dazu erforderlich, daß niemand als ein Mann von grossem Verstande jemals fähig ist, einen erträglichen Kunstrichter bey solchen Producten abzugeben. Dieses ist ein neuer Grund, die Neigung zu den schönen Künsten anzufeuern. Unsere Beurtheilungskraft wird sich durch diese Uebung verstärken; wir werden richtigere Begriffe von Welt und Menschen bekommen; viele Dinge, die andern gefallen oder betrüben, werden uns zu läppisch scheinen um unsere Aufmerksamkeit zu erregen; und so werden wir nach und nach die Empfindbarkeit und Feinheit der Leidenschaften verlieren, die so beschwerlich ist.

Allein, vielleicht bin ich zu weit gegangen, wenn ich sage, daß ein sorgfältig unterhaltener Geschmack für die schönen Künste die Leidenschaften vertilgt, und uns gleichgültig gegen solche Gegenstände macht, die so begierig von dem menschlichen Geschlecht gesucht werden. Ich finde bey genauer Untersuchung, daß dieser Geschmack vielmehr unsere Empfindbarkeit für alle angenehme Leidenschaften vermehrt, zu gleicher Zeit, daß er den Geist zu den rauhen und ungestümen

Gemüthsbewegungen unfähig macht. Meiner Meynung nach kann man zwey sehr natürliche Ursachen dafür angeben. Erstlich: nichts mildert die Gemüthsart so sehr, als das Studium der Schönheiten, entweder in der Poesie, Beredsamkeit, Tonkunst oder Malerey. Diese Künste verschaffen ihren Freunden eine gewisse sentimentalische Eleganz, von welchen Empfindungen alle andere Menschen gar keine Begriffe haben. Die Bewegungen, die sie erzeugen, sind sanft und zart. Sie ziehen den Geist von dem Taumel der Geschäfte ab, verursachen, daß man Selbstbetrachtungen liebt, wiegen den Geist zur Ruhe ein, und erwecken eine angenehme Melancholie, die von allen Gemüthsverfassungen am besten mit Liebe und Freundschaft harmonirt.

Ausserdem ist eine Feinheit des Geschmacks deswegen der Liebe und Freundschaft vortheilhaft, weil sie unsre Wahl auf wenig Personen einschränkt, und uns gleichgültig zu Gesellschaften und Unterhaltungen des grössern Theils der Menschen macht. Man wird selten finden, daß Leute, die mit der grossen Welt leben, so viel Vernunft sie auch immer haben mögen, eine grosse Feinheit besitzen, Charactere zu unterscheiden, oder diese unmerklichen Unterscheidungszeichen und Abstuffungen zu bemerken, die einem Menschen Vorzüge vor einem andern geben. Ein jeder, der einen gewissen Grad von Verstand hat, ist zu ihrer Unterhaltung hinreichend; sie sprechen mit ihm von ihren Vergnügungen und Geschäften mit derselben Freymüthigkeit, als sie mit einem andern davon sprechen würden, und da sie viele finden, die seinen Platz ersetzen können, so fühlen sie nie einen Mangel in seiner Abwesenheit. Man kann die Beurtheilungskraft mit einer Uhr vergleichen, wo die schlechteste Maschine dieser Art hinreichend ist, die Stunden anzuzeigen, aber nur die mit Kunst bearbeiteten allein bezeichnen die Minuten und Secunden, und unterscheiden die kleinsten Zwischenräume

der

der Zeit. Jemand, der sich reichhaltige Kenntnisse von Büchern und Menschen erworben hat, genießt wenig andre Freuden als in dem Umgang von einigen auserwählten Gesellschaftern. Er fühlt zu sehr, wie ungemein alle andre Menschen von den Begriffen verschieden sind, die er sich vormals gemacht hatte. Da nun seine Neigungen auf diese Weise in einem engen Zirkel beschränkt sind, so ist es kein Wunder, daß er sie weiter ausdehnt, als wenn sie allgemeiner wären. Die Munterkeit und Fröhlichkeit eines Tischgesellschafters giebt bey ihm Anlaß zu daurender Freundschaft, und die Begierden eines jugendlichen Appetits werden zu einer eleganten Leidenschaft. L.

IV.

Eines Schäfers Liebesklagen.

Aus den Zeiten der Provenzalen.

Daß die Troubadours in Gallien die nemlichen waren, die in gleichlaufender Epoke Deutschland Minnesänger nannte, wird niemand läugnen. Wir finden in beyden Reichen, wenn wir ihre Annalen und die gelehrten Kunden ihrer sowohl gekrönten als durchlauchtigen Häupter durchlesen, Gesänge, deren Naivität unser gegenwärtiges Jahrhundert kaum — ich sage kaum — zu erreichen vermag. Wenigen ihrer Nachkömmlinge nur wards gegeben, die Einfalt ihrer Muse zu belauschen, und Naivität und Wohlklang ihrer dermaligen Sprache eigenthümlich und verständlich uns zu machen. Man hat hier die Uebersetzung eines alten Liedes aus den Zeiten der Troubadours versucht. Es ist Mittelstrasse zwischen freyer und wörtlicher Dollmetschung. Das Original ist beygefügt, und die Versart jedes Couplets beybehalten worden.

I. Couplet.

Lou beou Tircis ſe proumenavo
Soulet un jour,
Countan ez bouez ce qu'enduravo
Dou maou d'amour;
Et lié dyié: Belle Bergiére
Yeou t'aïme tant!
Que t'ai fa per eſtre tant fiére
Deſpieï un an?

II.

Moun-chin et meiz avets patiſſoun
De teïs rigours,
Leï pecaires deſperiſſoun
De jours en jours;
Maï per ce qu'ez deï maou dou Meſtre
Creboun lou couer;
Ez fidele, et lou voaou ben eſtre
Juſqu'a la mouer.

III.

Tu te faz uno fauſſo glori
De me fugï,
Vos pas mettre din ta mémori
Ce que yeou t'ai di:
Que leï flous les plus eſpandidos
Dou beou printén,
Quand din ſoun tén ſoun pas eulidos,
L'iver pui vén.

1.

Den schönen Tirsis flohn die Freuden,
Bang schlug sein Herz,
Den Büschen klagt' er seine Leiden,
So sprach sein Schmerz:
O lieblichste der Schäferinnen!
Was that ich dir?
Kann ich denn nie, nie dich gewinnen?
Was that ich dir?

2.

Mein Hund selbst und die Heerde fühlen
Die Härte dein,
Sind traurig, wollen nicht mehr spielen
Im Sonnenschein;
Matt gehen sie wenn ich sie treibe
Ins Morgenroth,
Doch bin ich dir getreu und bleibe
Treu bis in Tod.

3.

O! wähne nicht Ruhm zu erwerben
Bey deinem Fliehn?
Denk' nur was ich jüngst sprach: es sterben
Und es verblühn
Des Lenzes Blumen; es verwelken
Vergiß mein nicht,
Der Winter raubt die Pracht den Nelken,
Pflückst du sie nicht.

IV.

Rouſſignon que cantez ſén ceſſe
Din moun jardin,
Vaï dire à la mieou meſtreſſe
De bouen matin,
Et digo lié din toun lengagi
Tant amouroux,
Que ſieou lou Bergié dou vilagi
Lou mens huroux.

V.

Maï ben que ta voix fié poulido
Et douz toun chan,
Si ma meſtreſſo ez endormido,
Cante lié plan,
D'un toun que tendreſſo couſeille,
Senſé eſtre fouer,
Noun toquez qu'un paou ſoun aureille,
Maï prou ſoun cuer.

VI.

Toun teint ez plus uni que glace
Plus beou qu'un liz:
Et ta bouco vermeillo esface
Tous leïs rubis.
Giz de jayiet n'ez comparable
A teïs beou peoux,
Teïs yeux que me fan miſerable,
Soun douz ſouleous.

4.

Du mit dem lieblichen Geflöte
O Nachtigal!
Flieg' mit der ersten Morgenröthe
In jenes Thal;
Sanft laß den Ton der Liebe schallen
Wenn du sie siehst,
Und sag', daß unglücksvoll vor allen
Ihr Schäfer ist.

5.

Doch schlummert sie, dann singe leise
O Nachtigall!
Und klagend sey dann deine Weise,
Und mild dein Schall;
Den weichsten Laut der Zärtlichkeiten,
Nicht Ton der Macht,
Laß sanft in ihre Seele gleiten
Bis sie erwacht.

6.

Dem Spiegel ähnelst du an Glätte,
Bist zart wie Schnee,
Es gleicht dir nicht auf ihrem Beete
Die Lilie;
Dein Haar ist schwarz, wie Sonne funkelt
Dein Flammenblick,
Rubinenglanz dein Mund verdunkelt
O Meisterstück!

VII.

Paſſez en beouta teï compagnos
De la façoun
Que leï haous ſapins deï mountagnos
Fan eï bouiſſons:
Maï per ce qu'ez de ta rudeſſo,
N'aï rén trouba
Que la grandour de ma tendreſſo
Per l'egala.

VIII.

Lou Ciel ez temouin de meï penos
Et de meï plours,
La terre porte me cadeno
Et maz doulours;
Tu ſoulette n'en faz que rire
Et te trufa:
Maï vendra un tems que moun martyre
S'y finira.

IX.

Per bonheur la belle eſcoutavo
Seï deſpiezi;
Et couneiſſén coumbem l'amavo,
L'aïmoit auſſi:
S'approché d'eou, et, d'un air tendre,
Lou regardè;
Faou ama coum eou per comprendre
Ce que ſentè.

7.

Schön bist du Liebchen! schön vor allen
Im Schäferreiche,
Und wellenförmig ist das Wallen
Der Haare dein;
Du gleichst der Tann' in deiner Feyer,
So schlank! so hehr!
O! wärst du zärtlich wie dein Treuer,
Was wünscht' ich mehr?

8.

Der Himmel nur kennt meine Leiden
Und meinen Schmerz,
Du nur vergällst mir meine Freuden
Und höhnst mein Herz;
Die Welt sieht daß dich meine Klage
Nicht weckt, nicht rührt;
Wiss' Spötterin! daß meine Plage
Bald enden wird.

9.

So Tirsis. Seinen Schmerz belauschet
Die Schäferin,
Der Busch wird wach' — es bebt — es rauschet,
Sie stürzt sich hin
In Tirsis Arm mit Sehnsuchtsblicken
Der Sympathie;
Der Glüh'nde nur mißt ihr Entzücken
Und fühlt wie sie.

D. A. S.

V.

Zur Geschichte der Physik der Alten.

In keiner Wissenschaft waren die Alten unwissender als in der Physik, und diese Unwissenheit wurde durch das ganze mittlere Zeitalter fortgepflanzt, wo man keine andere Führer kannte, als Aristoteles, Plinius und noch einige alte Physiker, deren Irrthümer auf die Nachwelt gekommen waren und für Orakelsprüche galten. Man war weit entfernt, die Natur-Phänomene durch die Grundsätze der Mathematik, der Mechanik und der Chymie zu erklären; kaum bediente man sich der gemeinen Erfahrung. Alle physikalische Bücher waren bis zum 16ten Jahrhundert in lateinischer Sprache geschrieben. Alles war Chaos und Dunkelheit in dieser kindischen Physik, ausgenommen die Eintheilung der Natur in vier Elemente, von welchen man jedoch sehr geringe Kenntnisse hatte. So viel war festgesetzt, daß das Feuer das vornehmste Element sey, daß es alle Theile der Materie erwärme und belebe, daß es aber endlich sie auch verzehre. Man vermuthete, daß es die lebende Welt unterhielte, daß es sie aber auch einst vernichten würde.

Die Eigenschaften der Luft waren vor 200 Jahren noch gänzlich unbekannt, da man kein Mittel wuste sie kennen zu lernen. Man träumte nicht die Möglichkeit ihre Schwere abzuwiegen, ihre Elasticität, Ausdehnung und Zusammenziehung zu erforschen, ja, man wuste nicht einmal die Mittel sie zu reinigen. Ob man sie gleich als ein Vehiculum der Töne und des Geruchs betrachtete, so war man doch

nicht

nicht dahin gelangt, Entdeckungen über die Accustik und den Mechanismus des Geruchs zu machen.

In Ansehung des Wassers war man nicht weiter gekommen. Wenn wir auch nicht genau den Ursprung der Quellen wissen, so haben wir doch hierüber manche Kenntnisse erlangt. Sind uns gleich die wahren Ursachen von der Ebbe und Fluth des Meeres, und von dem Salz in dessen Gewässern noch zum Theil verborgen, so zeigt uns der grosse Newton wenigstens den Weg, die Ursache davon zu ergründen. Die Distillation hat uns Mittel an die Hand gegeben, alle ungesunde Wasser, und selbst das Meerwasser, trinkbar zu machen. Durch die Chymie haben wir gelernet, sowohl die mineralischen Wasser als alle andere zusammengesetzte Körper zu analisiren.

Was das Element der Erde betrift, so wissen wir heut zu Tage unendlich viel Dinge, die weder Aristoteles noch alle seine Nachfolger bis zum 16ten Jahrhundert wusten. Um davon überzeugt zu seyn, darf man nur die berühmte Naturgeschichte des Plinius lesen. Dieses ungeheure Werk ist in 38 Bücher abgetheilt, und enthält gewiß alles, was man in der Physik und Naturgeschichte zu den Zeiten des Vespasians im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung wuste. Zu dieser Zeit nemlich lebte der Naturkündiger Plinius, der zu Verona gebohren war, und bey Neapel als ein Opfer seiner Neugierde umkam, da er den Ausbruch des Vesuvs zu nahe untersuchen wollte. Alles, was man die folgenden 15 Jahrhunderte zu diesen physischen Kenntnissen des Plinius hinzugethan hat, ist sehr geringe; und wenn das Werk dieses Naturkündigers mehr methodisch geordnet wäre, so würden wir ein richtiges Gemälde nicht allein von der Physik der Alten, sondern auch von dem ganzen mittlern Zeitalter haben.

Plinius ist völlig der Meynung, daß sowohl die Erde, als auch überhaupt die Welt, von runder Form sey. Indessen waren die alten griechischen Philosophen über diese Rundung nicht einig. Anaximander, Schüler des Thales, glaubte, daß die Erde die Form eines Cylinders oder einer Säule hätte; Anaximenes hingegen, daß sie viereckwinklicht sey; Leucippus, daß sie die Figur einer Pauke, und nur eine Hemisphäre habe; Heraclit und Democrit gaben der Erde die Form eines ausgehöhlten Schifs, das theils auf dem Wasser schwam, theils im Wasser versenkt war. Die ganze Schule des Pythagoras glaubte, daß der obere Theil der Erde, die Berge ausgenommen, plat sey, bis endlich Aristoteles und nach ihm Plinius und Ptolomäus die runde Figur derselben behaupteten.

Plinius ist sehr von der Harmonie überzeugt, die aus der gegenseitigen Verbindung der verschiedenen Theile in der Welt entspringt; dieses war schon die Meynung des Pythagoras und des Plato, die alle Grundsätze der Tonkunst auf diese Harmonie der himmlischen Körper und der Elemente anwandten. Sie sagten, das Feuer stellte uns den höchsten, und die Erde den niedrigsten Ton dar, zwischen diesen beyden Tönen gäbe es Mitteltöne, die sich auf Luft und Wasser bezögen. Sie liessen die Sterne sich nach den Regeln der griechischen Musik bewegen, wobey sie sich auch der nemlichen Kunstwörter bedienten, als Diatessaron, Diapason, u. s. w. Diese gelehrte aber dunkle Methode, die Plinius blos berührt hat, ist ausführlich in dem Theater der Universal-Natur des Bodin beschrieben worden. Dieser Verfasser, von dessen Leben und Schriften bereits in diesem periodischen Werk Nachricht gegeben worden, belehret uns, daß die geometrischen Figuren, die von den griechischen Philosophen den Elementen beygelegt wurden, die cubische Form für die Erdtheile und die Pyramidal-

Form

Form für die Feuertheile hatten; die Wassertheile waren achteckigt, und die Lufttheile bestanden aus 20 rechtwinklichten Triangeln. Plinius glaubte in der Ordnung der Constellationen die Namen der Figuren zu entdecken, die man ihnen gab, als der Wagen, der Bär, das Delta u. s. w.

Dieser Naturkündiger wirft seinen Zeitgenossen vor, daß sie den Götzendienst so weit ausgedehnt hatten, daß sie nicht allein die Tugenden, sondern auch alle Laster vergötterten. Bey dieser Gelegenheit erzählt er uns, daß man in Rom dem Fieber einen Tempel errichtet hatte, imgleichen einen der Furcht, einen dem Unglück, und einen der Göttin Orbone, oder der bösen Juno, die die neugebohrnen Kinder in der Wiege sterben ließ. Zu Athen hatte man der Unvorsichtigkeit und der Schande Tempel erbauet. Plinius ist sehr umständlich in Ansehung der Planeten, ihrer Natur, Entfernung von der Erde, der Zeit ihres Sonnenlaufs und des Einflusses, den sie auf unsere Erdkugel haben können. Besonders hält er sich bey der Venus auf, welchem Planeten er einen günstigen Einfluß auf die Wollust und auf die Fortpflanzung des Menschengeschlechts zuschreibt. Hierin stimmt Plinius mit dem Lucrez sehr überein, der in seinem vortreflichen Lehrgedicht der Venus eine so schöne Anrufung gemacht hat. In den ältesten Zeiten der Philosophie glaubte schon Pythagoras, daß alle Planeten und besonders der Mond bewohnbare und vielleicht auch bewohnte Welten wären; ein System, das im 17ten Jahrhundert von dem Jesuiten Kircher und dem berühmten Huyghens weiter ausgedehnt und geordnet wurde. —

Thales von Milet war der erste, der die Sonn- und Mondfinsternisse vorhersagte, jedoch hatten die Römer noch lange nachher die Schwachheit, zu glauben, daß diese Vorfälle

fälle nicht natürlich, sondern Anzeigen unglücklicher Begebenheiten wären. Es war 168 Jahr vor Christi Geburt, daß Sulpicius Gallus dem römischen Heere, das unter Paulus Emilius auf dem Punct stand, sich mit dem Heere des Perseus, Königs von Macedonien zu schlagen, ankündigte, daß den folgenden Tag eine Sonnenfinsterniß seyn würde, daß aber in dieser Passage der Planeten nichts fürchterliches wäre, da sie in dem regelmäßigen Lauf dieser Gestirne ihren Grund hätte. Seit dieser Zeit ist die aufgeklärte Welt über diesen Gegenstand ganz beruhigt gewesen. Nur die Kranken blieben noch immer in der Mode, Besorgnisse zu erregen. Es fehlte sehr viel daß man zu Plinius Zeiten über diese Materie so unterrichtet war, wie wir jetzo sind; denn anfänglich vermischte man oft die wahren Kometen mit den Dünsten, die sich in der mittlern Region entzünden, und sich über unsern Hauptern bewegen. Dieses waren grösstentheils die falschen Kometen, bey denen man Schweife zu sehen glaubte, und die man Crinites oder haarigte nannte, wenn der glänzende Anhang sich aufwärts erstreckte, so wie diejenigen bärtige genannt wurden, die nach unten zu giengen. Pythagoras hatte schon die periodische Rückkehr der wahren Kometen vermuthet, auch Seneca und Plinius sagen etwas von dieser Meynung. Dem ohngeachtet war man noch im 16ten Jahrhundert von dieser physischen und astronomischen Wahrheit so wenig überführt, daß die Erscheinung der Kometen noch jedermann erschreckte. Man gab vor, daß ein Komet die Sündfluth angekündigt hätte, ein andrer habe die Niederlage der Perser bey Salamine angezeigt, ein dritter den Meuchelmord des grossen Cäsars, und ein vierter die abscheuliche Regierung des Nero. Eine grosse Menge andrer Begebenheiten kommen mit der Wiederkehr der Planeten genau überein, worüber man sich nicht verwundern darf, weil häufig interessante Begebenheiten vorfallen, die bald dieses bald jenes Land betreffen. Im Jahr 1315 ließ

ein

ein grosser Komet den Tod des Königs von Frankreich Philipp August befürchten, der auch erfolgte, und zwar an dem nemlichen Tage, da der Komet verschwand. Sechs Jahr nachher, 1321, ließ sich ein anderer sehen, der die Wiedereroberung von Jerusalem durch die Christen vorherverkündigte. Auch der Tod des Kayſers Carl V. 1558, und im folgenden Jahre des Pabstes Paul IV. wurden durch Kometenerscheinungen beehrt.

Plinius und die Alten gaben den Namen Castor und Pollux, oder auch Helena, gewiſſen flatterhaften Feuerdünſten, die ſich bisweilen an den Schifsmasten anhängen. Unſere heutigen Seefahrer ſind mit dieſen Meteoren ſo bekannt, daß ſie ſie gar nicht achten. Die Irrwiſche, die wir in Sümpfen ſehen, haben nie ſolche heroiſche Namen erhalten; die gröſte Ehre die man ihnen in den barbariſchen Jahrhunderten anthat, war zu glauben, daß ſie kleine Teufel oder verdammte Seelen wären, weil man ſie oft zur Sommerzeit auf Kirchhöfen ſieht. Schon Democrit glaubte im ganzen Ernſte, daß die Kometen die Seelen groſſer Männer und Helden ſeyn, die nach ihrem Tode in den Himmel aufgenommen worden wären, aber doch bisweilen den Erdbewohnern erſchienen, um ihnen im Namen der Götter zukünftige nahe bevorſtehende groſſe Begebenheiten anzudeuten.

Nach des Plinius Meynung waren die Hundstage mit groſſen Tugenden und Gefahren verbunden; auch damals hatte man ſchon das noch jetzt herrſchende Vorurtheil, daß in dieſer Jahreszeit die Hunde nur allein toll würden. Er redet vom Donner, deſſen Natur und Wirkungen, wobey er vielerley Gattungen von Donner annimmt. Er meynt, es gäbe deren trockne, die nicht brennen, aber zerſchmettern, ferner feuchte, klare, brennende u. ſ. w. Die alten Toſca-

ner

ner glaubten, daß der Donner Jupiters aus drey Pfeilen bestehe, einem weissen, einem rothen und einem schwarzen. Der weisse berührte ohne zu tödten oder zu verwunden; der rothe verwundete ohne zu tödten; der schwarze aber gäbe ohnfehlbar den Tod. Diese Idee hatte vielleicht einen allegorischen und moralischen Sinn. Der erste Donnerschlag war blos eine Erinnerung der Gottheit, der zweyte eine leichte, der dritte hingegen die gröste Strafe. Die etrurischen Wahrsager, die in grossem Ansehn beym Volke stunden, erklärten dieses Donnergeschäfte, das verschiedene Bedeutungen hatte, nach den Himmelsgegenden wo der Schall herkam. Plinius erzählt von einer schwangern römischen Dame, Namens Marcia, die durch den Blitz zu Boden geworfen, und deren Kind in ihrem Leibe getödtet wurde, und zwar so, daß es ganz schwarz und verbrannt herausgebracht ward; indessen befand sich die Mutter wohl, und brachte nachher noch mehrere Kinder zur Welt. Dieser Naturkündiger bildete sich ein, daß Lorbeerblätter für den Donner schützten, daß aber die besten Gegenmittel die Häute von Seekälbern wären. Auch war er sehr leichtgläubig in Ansehung der wunderbaren Regen, die bisweilen auf die Erde gefallen waren; er glaubte, daß es deren von Blut, von Fleisch, von Wolle, von Milch, von Eisen und von Ziegel gegeben habe, wobey er mehrere berühmte Beyspiele anführt. Das letzte ist aus dem Zeitalter des Cicero. Da dieser grosse Redner den Milo vertheidigte, der wegen eines Mordes angeklagt war, so regnete es Ziegelsteine in derjenigen Gegend, wo dieser Mord geschehen war. Plinius, der dieses ganz ernsthaft erzählt, nennt diese Begebenheit ein Wunder. Der sogenannte grosse Albert meldet zwar auch, daß er zur Zeit eines entsetzlichen Sturms ein grosses Stück Eisen habe vom Himmel fallen sehn, sagt aber dabey, daß ein gewaltiger Windstoß es herbeygeführt hätte, und daß man davon sehr gute Messer gemacht habe, weil dieses durch

die

die Schnelligkeit der Luft geläuterte Eisen zu Stahl geworden wäre. Der berühmte arabische Arzt Avicenna erzählt von einem Kalbe, das vom Himmel herunter in ein Dorf gefallen wäre, zum Erstaunen aller Einwohner; man erfuhr aber, daß es von einem benachbarten hohen Berge, woselbst Vieh weidete, durch den Wind fortgerissen worden war. Man weiß, daß in den tatarischen Ebenen oft ungeheure Schaaren von Heuschrecken durch den Wind von entlegenen Erdstrichen herbeygeführt werden.

Man hat von je her dem Mond allerley lächerliche Einflüsse zugeschrieben, man bildete sich ein, daß das Mark in den Knochen der Thiere und das Fleisch in den Krebsen nach dem Laufe dieses Planeten sich vermehrte oder verminderte. Plinius führt eine Menge häußlicher Arbeiten an, die man nicht im Vollmond verrichten muß, wenn man Unglücksfällen vorbeugen will; darunter sind auch das Baumbeschneiden, das Bäumefällen, das Garbenbinden, das Schafscheeren u. s. w. Im 16ten Jahrhundert war man noch völlig überzeugt, daß die Wahnsinnigen zur Zeit des Vollmonds wüthender als zu andern Zeiten wären, daher denn auch damals in den berühmtesten Hospitälern in Engeland und Frankreich die Mode herrschte, diese Unglücklichen in dieser Zeit regelmäßig zu peitschen.

Wahrscheinlich aber hat der Mond einen grossen Einfluß auf die Ebbe und Fluth des Meeres; ein Phänomen, worüber die alten Philosophen die abgeschmacktesten Dinge gesagt haben. Einige sahen das Meer für ein grosses Thier an, dessen Athemholen diese Wirkung hervorbrächte. Plato, der diese lächerliche Meynung verwarf, sahe die Ebbe und Fluth wie ein abwechselndes Fieber an. Possidonius, Schüler des Zeno, war der erste, der die Bewegung des Oceans nach den Bewegungen der Himmelskörper bestimmte; ein

System,

System, das auch Plinius annahm. Aristoteles macht seine Erklärungen über diesen Gegenstand mit so viel Dunkelheit, daß man nicht wohl seine Meynung begreifen kann.

Die Ursache, warum das Seewasser salzig ist, war nach den Alten diese, daß Neptun sich mit der Nymphe Salacia vermählt hätte, die sich beständig im Abgrunde des Meeres aufhielte, und sich nie ausserhalb dem Wasser zeigte. Die neuern Versuche, das Salz dem Seewasser zu benehmen, waren schon der Gegenstand physischer Untersuchungen in dem höchsten Zeitalter. Hyppocrates und Plinius geben davon Nachricht. Die Alten liessen das Wasser kochen, und bisweilen auch durch lockre Erde durchsieben, oft geschah es auch durch wollen Zeug.

Es scheint daß Plinius von den grossen Seereisen wohl unterrichtet war, die Hanno's berühmte Reise und die Fahrt von Alexanders siegreichen Flotten in den Jahrbüchern der Marine denkwürdig machen. Auch berichtet uns Plinius, daß ein römischer Proconsul in Gallien ein Geschenk von einem König der Sueven erhielte, ein Volk das in Germanien wohnte. Dieses Geschenk bestand in einigen Indiern, die von den Küsten ihres Landes durch Stürme waren entfernet worden, allein so wohl geschift hatten, daß sie endlich im Nordmeer angekommen waren. Die Erdbeben gehörten unter die wichtigsten Gegenstände, die Plinius untersucht, und deren Ursachen er sich bemüht zu erforschen, aber weder seine noch seines Meisters Aristoteles physischen Kenntnisse waren hinreichend dieses Problem aufzulösen. Seiner Meynung nach waren die Equinoctia gewöhnlich durch diese Vorfälle bezeichnet. Die griechischen und lateinischen Geschichtschreiber führen verschiedene Erdbeben an, die mit grossen Ueberschwemmungen verknüpft waren; ein ähnlicher Unfall geschah lange nachher 1580 im Canal von Frankreich, wo das

Meer

Meer sowohl die englischen als französischen Küsten überströmte. Oft hört man bey solchen Gelegenheiten ein fürchterliches unterirrdisches Getöse wie 1514 in Ferrara, wo man glaubte Kanonenschüsse zu hören. Eben diese unglückliche Stadt wurde gröstentheils durch ein Erdbeben 1570 zerstört, so wie Spoletto 1574. Plinius giebt von mehrern durch Erdbeben zerstörten Städten Nachricht. Das merkwürdigste seiner Zeit aber ist dasjenige, wobey er selbst umkam, im 79sten Jahre der christlichen Zeitrechnung. Damals geschah es, daß die Stadt Herculaneum von der Asche des Vesuvs bedeckt wurde, die man erst in unsern Tagen wiedergefunden hat. Ein ander erschreckliches Erdbeben war 36 Jahr nachher zu Antiochien, wo sich der Kayser Trajan noch mit grosser Mühe rettete. Pedonius, Consul dieses Kaysers, verlohr dabey sein Leben. Die sonderbarste Begebenheit dieser Art aber, die Plinius erzählt, ist die Aventure zweyer Berge in der Gegend von Modena, die unter dem Consulat des Lucius Marcus und Julius Sextus durch ein Erdbeben ausserordentlich erschüttert wurden; sie näherten sich einander, stiessen mit gewaltigem Getöse zusammen, warfen Feuer und Flammen von sich, und nahmen nachher wieder ihre vorigen Plätze ein. Plinius räth gegen diese Uebel an, niedrige und wohlgewölbte Häuser zu bewohnen. Maggio hingegen, ein sogenannter italienischer Philosoph des 16ten Jahrhunderts, glaubt, daß die besten Abwendungsmittel viele Gebete, Litaneyen, Proceßionen und Reliquien sind.

Nach der Meynung des Plinius war die schöne Insel Rhodes aus dem Meer hervorgegangen; einen gleichen Ursprung gab man im höchsten Alterthum der Insel Delos. So entstand auch die Insel Therasia oder Theramena 166 Jahr vor Christi Geburt. Im Jahr 726 erschienen an ihrer Seite einige andere kleine Inseln, zu welchen sich noch andere fügten 1427 und 1573. Diese Insel, die jetzt San-

torin genennt wird, liegt im Archipelagus ohnweit der Inseln Lipari und Strongile, jetzt Stromboli genannt. Sie enthalten alle Vulcane; auch war die erste dem Vulcan, und die zwote dem Eolus geweiht; man sahe sie als die Wohnung des Windgottes an, weil man aus der Art, wie diese brennenden Berge rauchen, die Winde beurtheilen kann, sowohl die da regieren, als auch die bald entstehen werden.

Bey der Beschreibung des Plinius der äussersten Länder von Europa spricht er von der Nation der Hyperboreer, bey welchen 6 Monat im Jahre Tag, und 6 Monat Nacht ist, die des Morgens säen, des Mittags erndten und des Abends die Herbstfrüchte einsammlen; er macht den einfachen Sitten dieser Völker grosse Lobeserhebungen, die nach seiner Versicherung weder die Laster kennen, noch Leidenschaften unterworfen sind. Wenn sie des Lebens überdrüßig sind, so beschliessen sie ihre Laufbahn damit, daß sie sich von der Spitze eines Felsens ins Meer stürzen. Bey der Beschreibung der africanischen Provinz Mauritanien spricht er von den Canariern, ein Volk, das diesen Namen von dem lateinischen Wort canis oder Hund erhalten hatte, und zwar deswegen, weil ihre vornehmste Nahrung in Hundefleisch bestand, das diese Barbaren nebst den Eingeweiden wilder Thiere als die grösten Leckerbissen ansahen. Man hat in spätern Zeiten von diesen Canariern nichts mehr in Africa gehört; es ist indessen wahrscheinlich, daß dieses Volk die jetzigen Bewohner der canarischen Inseln sind, die, von dem festen Lande vertrieben, sich nach diesen Inseln flüchteten, und ihnen ihren Namen gaben. Sie wurden durch einen normännischen Edelmann, Namens Jean de Bethancourt 1417 entdeckt, und voller Wilden gefunden.

Plinius giebt Ethiopien als den Wohnort der Satyren an, die halb Menschen und halb Ziegen waren, imgleichen

der

der Atlanten, die weder Gesetze noch Sitten kannten, ja sich nicht einmal von einander durch besondre Namen unterschieden. Man gab vor, daß sie nie im Schlafe träumten, und täglich beym Sonnenaufgang dieses schöne Gestirn verfluchten, als einen Tyrannen, der sie beständig mit seinem Feuer quälte. Dieser Naturkündiger spricht auch von andern africanischen Völkern, die keinen Kopf haben, und deren Mund und Augen sich auf der Brust befinden. Dieses Märchen erhielt sich sehr lange, und Vopiscus, ein lateinischer Schriftsteller des 4ten Jahrhunderts, bestätigt es sogar durch ein Factum. Er sagt nemlich, daß der Kayser Probus diese Barbaren überwand, und eine beträchtliche Anzahl davon nach Rom führte, woselbst sie im Amphitheater erschienen, und das römische Volk in Erstaunen setzten.

Die Essenier, deren eine grosse Menge in den Wüsten von Judäa wohnten, wurden bey den Alten für eine besondere Nation gehalten. Plinius sagt, daß sie auf eine sehr sonderbare Art lebten, ohne Weiber, ohne Geld, von allen andern Menschen abgesondert, wobey sie nichts als Datteln und Heuschrecken assen; er fügt hinzu, daß, obgleich sich dieses Volk nicht fortpflanzt, es sich doch durch den Zuwachs erhält, der ihnen beständig von der grossen Menge Leute zufließt, die mit der Welt mißvergnügt sind, und durch ihre Vereinigung die Stellen der Sterbenden ersetzen. Aus dieser Nachricht sieht man, daß die Essenier Anachoreten und Einsiedler waren, die man aus Unwissenheit für ein ganzes Volk hielt. Auch spricht er von den Seren, einem asiatischen Volk, welches man für diejenigen Tatarn hält, die an China gränzen. Er sagt, daß sie mit kostbaren Pflocken einen grossen Handel trieben, die auf den Bäumen in ihren Wäldern wüchsen; daß sie aus dieser sehr feinen weissen Wolle (wahrscheinlich Baumwolle) einen sehr schönen und fast durchsichtigen Zeug verfertigten, dem nichts in Europa gleich

käme; worunter gewiß Mousselin verstanden wird. Er bemerkt, daß die römischen Damen sich dieses Zeugs bedienten, das seiner Meynung nach eine sehr unanständige Kleidung bildete.

Bey der Beschreibung der indischen Völker sieht man, daß die noch heut zu Tage beobachtete Verschiedenheit der Casten in diesen Ländern schon herrschte, die nach den vortreflichen Geschichtforschern Holwel und Dow sich im höchsten Alterthum verliert. Auch die Pygmäen werden vom Plinius nach Indien versetzt. Im 6ten Buch seiner Naturgeschichte findet man vieles über die Insel Taprobane, die von einigen für die Insel Sumatra, von andern aber für die Insel Ceylon gehalten wird. Plinius erzählt, daß unter der Regierung des Kayfers Claudius eine Gesandtschaft von den Einwohnern dieser Insel nach Rom kam, die viel Kenntniß über ihre Grösse, Producte, Sitten und Handel verbreitete. Unter andern sonderbaren Dingen, die diese Gesandten von ihrer Regierungsverfassung erzählten, versicherten sie, daß, wenn ihr König einen grossen Fehler begangen hätte, so würde er von dem Volke oder dem Senat der Nation zum Tode verdämmt; dieses Urtheil aber würde vollzogen, ohne daß jemand Hand an den Monarchen legte, im Gegentheil jedermann flöhe ihn wie einen Verpesteten; alle Thüren würden ihm verschlossen und alle Hülfe versagt, so daß er gezwungen wäre in den Wäldern herumzuirren, wo er vom Hunger aufgerieben, oder von den wilden Thieren gefressen würde.

Die grosse Stadt Babylon war schon zu Plinius Zeiten ganz zerstört, jedoch wuste man noch, daß sie 90,000 Schritte von Seleucia, dem heutigen Bagdad, gestanden habe. Die meisten Scythen seiner Zeit waren, seiner Versicherung nach, Menschenfresser; unter diese zählt er auch die Nation der

Ari-

Arimaspen, die nur ein Auge mitten auf der Stirn haben, und in ihrem Lande sehr reiche Diamantgruben besitzen. Mit diesen kostbaren Steinen handeln sie auf den Gränzen; allein, um derselben habhaft zu werden, sind sie verbunden, mit schrecklichen Thieren zu kämpfen. In diesem fabelhaften Ton geht die Erzählung fort, worin aber auch manches Wahre vorkommt, z. B. daß die Scythen die Gewohnheit hatten aus menschlichen Hirnschädeln zu trinken, eine Sitte, die sich lange Zeit bey den nordischen Völkern erhalten hat. Er fügt hinzu, daß sie ihre Mahlzeiten auf Menschenhäuten einnähmen; daß die Sarmaten, oder heutigen Pohlen, nur alle zwey Tage einmal ässen, wodurch sie zum Kriege sehr brauchbar würden. In eben diesem Scythenlande placirt er eine Nation von Hermaphroditen, die nicht wie die unsrigen zur Fortpflanzung untauglich wären, sondern im Gegentheil in diesem Betracht doppelte Zeugungskräfte besässen. Er bekräftigt die Meynung des Aristoteles, daß die linke Brust bey ihnen männlich, die rechte hingegen weiblich sey.

Plinius behauptet auch, daß es ganze Nationen von Zauberern gäbe. Er glaubt, daß man in Indien so hohe Bäume fände, daß der stärkste Pfeil nicht die obersten Zweige erreichen könne, die oft so groß sind, daß ein Geschwader Reuterey darunter Platz hätte. Er spricht von Völkern die Hundsköpfe haben, und, anstatt zu reden, heulen; von andern, die nur auf einem Beine hüpfen; andre, die so grosse Ohren haben, daß sie bis auf die Knie herabhängen, u. s. w.

Da anfangs nichts als ein Tauschhandel unter den verschiedenen Völkern herrschte, so führte endlich Bachus, Eroberer von Indien und eines grossen Theils von Asien, das Kaufen und Verkaufen ein. Er war es auch, der zuerst eine Krone als ein Zeichen der Oberherrschaft trug, und zuerst triumphirte. Wegen dieser Erfindungen wurde er vergöttert.

Ceres

Ceres erhielte dieselbe Ehre, weil sie das Korn anstatt der Eicheln einführte, welches vordem die Nahrung der Menschen war. Auch Mercur kam in diese Götterclasse, weil er die Buchstaben erfunden hatte. Es war zu Athen daß man sich zuerst der Ziegel bediente und den Kitt zum Bauen erfand. Danaus brachte den Gebrauch der Brunnen und Wassereimer aus Egypten nach Griechenland. Plinius nennt auch die Erfinder der Arbeiten in Gold, Silber und Kupfer, wovon die Cyclopen die ersten Arbeiter waren. Die Erfindung des Rades, um irrdene Gefässe zu verfertigen, ist vom Corhebus. Der erste, der kleine Arbeiten in Holz drechselte, war Dedalus. Der Athenienser Aristäus fiel zuerst darauf, das Oel aus den Olivenbäumen zu pressen und den Honig zu gebrauchen, um Meth daraus zu machen. Triptolemus war der Erfinder des Pflugs.

Der monarchische Staat fieng bey den Egyptiern an. Der erste Freystaat hingegen war die Republik von Athen, die sich nach dem Tode des Codrus formirte. Der erste Tyran war Phalaris von Agrigent. Die Lacedämonier machten die ersten Sklaven, und das erste Todesurtheil wurde von dem Areopagus gefällt. Das Schild wurde in Argos, der Küraß in Messene, der Helm, der Degen und die Pike in Lacedämon, die Stiefeln in Carien und die Bogen und Pfeile vom Scythes erfunden, den man für einen Sohn des Jupiters hielt, und der seinen Namen der scythischen Nation gegeben hat. Die Lanze und das Wurfspieß wurden vom Aetolus erfunden, einem Sohn des Mars, ersten Königs der Aetolier; die Streitaxt durch die Amazonin Pentesilea; die Schleuder durch Aeneas; der Widder, diese bey Belagerungen so fürchterliche Kriegsmaschine, durch Epeus, der sich desselben bey Troja bediente. Bellerophon war der erste, die Pferde bestieg, und die Centauren, seine Schüler, bedienten sich derselben vor allen andern Völkern. Tiresias

erfand

erfand die Kunst Träume und Zeichen zu deuten; Amphion die Tonkunst; Pan, Sohn des Mercurs, die Schalmey; Orpheus die Leyer; Linus die Singekunst, indem er sich selbst mit diesem Instrument accompagnirte. Die ersten heroischen Verse kamen von den Orakelsprüchen des Apollo her; Plinius behauptet, daß dieses lange vor dem Trojanischen Kriege geschehen sey. Danaus segelte auf einem grossen Schiff von Egypten nach Griechenland; da man vor ihm nur von einer Insel zur andern längst den Küsten in Böten hinfuhr. Der Gebrauch der Ruder wurde in Egypten in der am Nil gelegenen Stadt Coptos erfunden. Icarus bediente sich zuerst der Segel, und Dedalus der Masten und Tauwerke.

L.

VI.

Ueber die Kriegsverfassung der Franzosen seit den ältesten Zeiten, bis auf den Regierungsantritt Franz des Ersten.

Schon am Ende des vierten Jahrhunderts war das Klagen allgemein, sowohl über den Verfall der Kriegszucht bey den römischen Heeren, als auch über die Nachläßigkeit, womit die Grundsätze ihrer Tactik befolgt wurden. So schlecht indessen die Kriegsverfassung der Römer in diesen Zeiten auch immer gewesen seyn mag, so war sie doch die beste, die man damals kannte, und die allen übrigen Nationen, freylich einer besser, wie der andern, zum Muster diente. Sogar die sogenannten barbarischen Völker nahmen sie an. So

wie

wie die Römer vom Pirrhus nach zwey gegen ihn verlohrnen Schlachten, die Kunst sich zu lagern, und ihre Heere in Schlachtordnung zu stellen, lernten, eben so lernten auch die Gallier und Deutschen von ihnen die Mittel, sich gegen ihre Angriffe zu vertheidigen, aus den nemlichen Mitteln, welche dieses kriegerische Volk zu ihrer Unterjochung angewandt hatte. Indessen war doch die Verschiedenheit zwischen ihnen sehr groß, welche sowohl durch den National-Character der Deutschen und Gallier, als auch durch ihre Anhängigkeit an ihren alten Sitten und Gebräuchen veranlaßt wurde. Es wurde ihnen äusserst schwer, sich an die römische Rüstung und Gewehre zu gewöhnen; die Helme, die Harnische, die grossen Schilde und die schweren Wurfspiesse schienen ihnen unerträglich vorzukommen, und sie weigerten sich eben so lange, ihre Rüstungen im Felde, wie ihre Kleidungstrachten in Friedenszeiten, anzunehmen.

Aber zu der Zeit, da die Franken in Gallien einfielen, waren die Einwohner schon gänzlich zu Römern umgebildet, und die Sitten der Franken, die nemlichen, die vor Zeiten die ihrigen gewesen waren, kamen ihnen nun ganz neu und fremde vor. Es ist wahr, daß dazumal bereits fünfhundert Jahre ungefähr verstrichen waren, seit der Zeit, da Julius Cäsar Gallien eroberte. Von diesem Zeitpunct an hatte das Land beständig unter römischer Botmäßigkeit gestanden. Verschiedene römische Legionen wurden in derselben theils in Garnison, theils auch in Winterquartiere verlegt. Die Regelmäßigkeit der römischen Läger, ihre geraden nach der Schnur gezogenen Gassen, die Gewohnheit, rund um dieselben, gute, mit Graben versehene, Verschanzungen anzulegen, alles dieses verursachte, daß diese Läger nicht allein Städten vollkommen glichen, sondern vielmehr wirkliche Städte wurden. Die Zelte verwandelten sich bald in Hütten, und die Hütten in Häuser. Die Schwierigkeiten,

rigkeiten, die damit verknüpft waren, die Legionen mit allen Bedürfnissen aus der Ferne zu versehen, zogen bald Handwerker und Kaufleute aller Arten herbey, die sich in oder neben den Lägern ordentlicher Weise niederliessen. Die umliegenden Gegenden wurden angebauet, bevölkert, und mit Häusern bedeckt, die in kurzer Zeit der neuen Stadt zu Vorstädten dienten. Den Weibsbildern stand es zu allen Zeiten frey ins Lager zu gehen, und die Soldaten erhielten ohne Anstand die Erlaubniß sich zu verheyrathen, wobey ihnen die Officiere selbst mit ihrem Beyspiele vorgiengen.

Die Legionen, die fast immer in Thätigkeit waren, und folglich immer Abgang hatten, sahen sich genöthigt, solchen durch neu angeworbene Rekruten zu ersetzen, die man endlich gar von den Eingebohrnen des Landes, wo die Legionen standen, zu nehmen begann. In den ersten Zeiten der römischen Republik, und selbst unter den ersten Kaisern, bestanden die Legionen zwar, wenigstens dem Stamm nach, blos aus römischen Bürgern, aber, da das Reich immer grösser, und die Kriegsheere der Römer immer zahlreicher wurden, so sahe man sich gezwungen, sogar ganze Legionen von fremden Völkern oder Barbaren (ein Beyname, den die Griechen und Römer allen ausländischen Völkern insgemein zu geben pflegten,) zu errichten. Diejenigen, die sich durch ihren Eifer für den Dienst auszeichneten, wurden dabey als Officiere angestellt, und in der Folge wurden sogar eingebohrne Deutsche, Spanier und Gallier von ihren Soldaten zu Kayfern ausgerufen, und im Triumph nach Rom begleitet. Die Franken fanden also bey ihrem Einfall in Gallien keine Gallier zu bekämpfen mehr vor sich, sondern vielmehr eine Art von römischen Bastarten, die eine, durch eine Menge fremder Wörter verdorbene, Sprache redeten, keinen eignen National-Character besassen, und in der übelsten Verfassung in Ansehung ihrer Vertheidigung sich befanden. Die

Fran-

Franken hingegen sprachen noch die Sprache der Teutonen, und hatten ihre einfachen und wilden Sitten, ihren freyen, rauhen Character, ihre Begierde nach Reichthümer, die sie nicht einmal zu gebrauchen verstanden, und endlich auch noch die alte barbarische Religion ihrer Vorfahren immer beybehalten. Sie waren in kurzen und engen Wämsern, die ihre Weiber aus Thierfellen zusammengenähet hatten, gekleidet, und giengen mit blossem Haupte einher; die Haare oben auf dem Scheitel in einen Schopf zusammengebunden. Helme, Harnische und Stiefeln waren ihnen ganz unbekannte Dinge. Sie trugen hölzerne, durch ihre äusserliche Gestalt von den römischen verschiedene, Schilde und halbe Picken, deren Spitzen mit krummen Hacken versehen waren. Blos ihre Reuterey führte leichte Wurfspiesse; aber weder diese, noch das Fußvolk der Franken, bedienten sich der Bogen, Pfeile, oder Schleuder. Ihr Schwerdt hieng in einem Wehrgehänge, das sie um ihre Lenden geschnallt hatten, ihre Hüften herab. Aber ausser diesem hatten sie noch ein ihnen eignes Gewehr, welches sie mit der äussersten Geschicklichkeit zu führen verstanden, und welches ihren Feinden oft fürchterlich genug ward; nemlich die Streitaxt, deren sie sich theils zum Einhauen bedienten, theils auch solche mit allen angesträngten Kräften unter ihre Feinde warfen.

Ihre ersten Kriegsheere bestanden anfangs blos aus eingebohrnen Franken, und ihre Tactik war ganz unregelmässig. Sie theilten ihre Schlachtordnung in bald grössere, bald kleinere Haufen, die den Feind zwar immer mit der grösten Wuth, aber ohne die geringste Ordnung, angriffen. Ihre Läger waren eben so unregelmäßig; indessen verschanzten sie sich doch, zwar nicht mit gezognen Graben wie die Römer, sondern durch ein Verhack von Bäumen, oder hinter ihre Wägen, welches letztere eine Wagenburg hieß. Wenn sie feste Plätze angriffen oder wegnahmen, so geschah solches blos

ent-

entweder durch Ueberrumpelung oder durch Sturm. So waren die Franken beschaffen, da sie unter Klodion, dem Sohn des Pharamunds, in Gallien einfielen. Aber unter Klodowig, dem ersten christlichen Könige von Frankreich, und seinen Nachfolgern wurden die Waffenrüstungen der Franzosen, so wie die Verfassung ihrer Kriegsheere, ihre Tactik, Lagerkunst, und die Art und Weise, wie sie ihren Feind angriffen, oder sich fester Plätze zu bemächtigen suchten, immer mehr und mehr vervollkommnet, oder doch wenigstens um sehr vieles verändert. Schon unter Klodowig wurden Burgundier und Deutsche, und unter seinen Enkeln endlich gar eingebohrne Gallier unter dem Kriegsheere aufgenommen. Dieses letztere wurde um so viel nöthiger, da die Franken und Gallier sich schon durch Heyrathen verbunden, und ihre Ländereyen mit einander getheilt hatten. Von nun an wurde kein Unterschied zwischen den Siegern und Ueberwundenen mehr beobachtet, und die Edlen beyder vereinigten Völkerschaften genossen gleiche Vorzüge. Sie bekannten sich sämmtlich zu einer und der nemlichen Religion, und auch ihre Sitten vermischten sich bald mit einander.

Unter Klotars Regierung erblickte man bereits Edle aus alten gallischen Geschlechtern an der Spitze der verschiedenen Haufen des französischen Heeres, und schon von diesen Zeiten an schreibt sich der Gebrauch bey der französischen Armee her, die einzelnen Haufen oder Regimenter des Heeres nach den Provinzen, aus denen sie gezogen wurden, und nicht nach den Namen ihrer Anführer zu benennen. Nach und nach erwarben sich diese Truppen unmerklich immer mehr und mehr Kenntnisse in den Regeln der Tactik; sie verlohren aber auch zu gleicher Zeit viel von ihrer natürlichen Stärke, und jene unbezwingliche Hitze, jener Ungestüm, womit sie ihre Feinde sonst anzugreifen pflegten, ließ gewaltig nach. Alle Ehrenstellen im Heere erhielten römische Benennungen. Die-

jenigen

jenigen, die die Völker einer ganzen Provinz in den Krieg führten, wurden Ducs oder Herzoge genannt, nach dem lateinischen Worte Dux, welches so viel als ein Heerführer bedeutet. Die Anführer kleinerer Districte hießen Grafen (Comites). Die Besitzer einzelner Ländereyen waren verbunden, ihre Unterthanen selbst in den Krieg zu führen: sie wurden Oberältesten (Seigneurs) genannt, nach dem lateinischen Worte Senior. Die Bischöfe und Aebte, deren Stand es nicht erlaubte, selbst zu Felde zu gehen, hielten sich gleichfalls Anführer ihrer Kriegsvölker, die Vögte oder Stiftshauptleute (Avoués ou Vidames) genannt wurden. Bey den Kriegsheeren im Felde wurden Kriegstribune ernannt, wie bey den Römern, in den Winterquartieren und Friedenszeiten hingegen Richter, die aber selbst Krieger waren, und ausserdem noch die Kleidungsstücke, und alles was zum Unterhalt der Truppen vonnöthen war, herbeyschaffen mussten. Anfänglich hatten die Franzosen nur wenig Reuterey, sie wurde aber in kurzer Zeit ansehnlich verstärkt, und endlich wurde sie sogar als der edelste Theil des Heers betrachtet, weil immer die ersten, die zu Pferde fochten, die Vornehmsten des Volks waren. Auch die Schlachtordnung der Römer wurde nun allgemein von den Franzosen angenommen, aber nicht die altrömische, sondern so wie sie unter den letzten Kayfern üblich war. Da die Kriegszucht schon unter diesen letztern schlecht beobachtet wurde, so wird man leicht schliessen können, daß Völker, die nur noch kurz vorher wahre Barbaren waren, noch weniger Aufmerksamkeit auf selbige verwendeten. Indessen bestand ihre Schlachtordnung doch immer in dem Hauptheer und zwey Flügeln Infanterie und eben so viel Cavallerie; zwischen ihnen ließ man Intervallen, damit die leichten Truppen desto ungehinderter durchkommen, und den Feind beunruhigen konnten. Das Hauptheer formirte entweder eine schildkrötenförmige Gestalt,

indem

indem die Soldaten über ihren Köpfen ihre Schilde übereinander legten, oder auch ein grosses Viereck. Manchmal marschirte das Heer auch in Linie auf, oder en Colonne, eckigt oder dreyeckigt, und en Tête de porc. Die leichten Truppen bedienten sich des Bogens, der Armbrust, oder der Schleuder.

In Rücksicht auf die Lagerkunst sowohl, als auf die Kunst feste Plätze anzugreifen, waren die damaligen Franzosen eben so unwissend. Bey Zerstörung der Mauren bediente man sich des Widders, so wie die zum Sturm commandirten Truppen beständig eine schildkrötenähnliche Figur formirten, aber nirgends findet man eine Spur, daß die alten Franzosen sich der beweglichen Thürme, und andrer künstlichen Sturmgerüste bedienet haben sollten. Die Art, wie man die festen Plätze damals vertheidigte, kam vollkommen mit der Art überein, wie solche angegriffen wurden. So war der Zustand der französischen Militärverfassung vor Carl dem Grossen beschaffen, und alles, was wir davon wissen, verdanken wir blos einigen alten Kloster-Chroniken, die, da sie von Mönchen geschrieben sind, leider nur sehr wenig Licht über diesen Gegenstand verbreiten.

Von der Kriegsverfassung unter Carl dem Grossen, und seinen ersten Nachfolgern, ist man beynahe nicht besser unterrichtet. So thatenvoll und so kriegerisch die Regierung Carls des Grossen auch immer war, so war doch keiner von den Geschichtschreibern, die die Thaten dieses Monarchen sowohl, als seiner Nachkommen, beschrieben, Soldat von Profeßion. Die Krieger der damaligen Zeit konnten weder lesen noch schreiben. Man sieht blos aus den alten Chroniken, daß sowohl die Aushebung der Soldaten, als auch die Anschaffung des Kriegsgeräthes und der Bedürfnisse für dieselben, durch die vornehmste Person in jeder Provinz

besorgt wurde. Dieses geschah vermöge ausdrücklichen königlichen Befehls, und durch öffentlichen Aufbot der Ritter- und Lehnpferde, (par la publication du ban et de l'arriere-ban). Die dem Könige selbst gehörigen Truppen hatten den ersten Rang im Heere. Unter den Vasallen des Königs befanden sich einige, die sich Besoldete oder Beamtete (Appointés ou Bénéficiers) nannten, weil sie durch die vom Könige erhaltene Aemter, Ländereyen und Einkünfte verpflichtet waren, in seinem Heere Kriegsdienste zu thun. Ausserdem folgte auch noch dem Heere ein ungeheurer Troß von Arbeitsleuten und Marketendern; diese Leute gaben sich vornemlich mit plündern ab, manchmal verfolgten sie aber auch den flüchtigen Feind, und bewehrten sich sodann mit den Waffen der Erschlagenen.

In Ansehung der Lagerkunst scheint es, als ob die Franzosen damals noch keine besondern Fortschritte in derselben gemacht hätten, hingegen bemerkt man, daß sie unter Carl dem Grossen und seinen Nachfolgern ungleich mehr Reuterey als zuvor hatten. Der Adel setzte eine Art von Ehrgeitz darin, lieber zu Pferde als zu Fuß zu dienen. Nur das Fußvolk allein bediente sich der Bogen, Pfeile, Schleuder und Armbrüste. Die Reuter hingegen waren bis dahin blos mit Streitarten und Säbeln, oder vielmehr Schwerdtern bewafnet gewesen, deren sie sich zu Fuß sowohl, als zu Pferde, auf Hieb und Stich bedienten. Carl der Grosse führte auch bey der Reuterey den Gebrauch der Lanze ein. Diese Reuter trugen unter ihren Waffenröcken ein Panzerhemd von Eisendrath, welches gitterförmig oder schuppenweise geflochten war. Auf den Köpfen trugen sie eine Art von eisernen Mützen, aber die Pferde waren eben so wenig geharnischt, als die Leute vom Kopf bis zum Fuß gewafnet.

Nach und nach, da die Belagerungen sich häuften, wurden auch die Städte immer besser befestiget. Man zog um dieselben Wälle nach römischer Art, so wie Vegez sie beschreibt. Auch die Kriegsmaschinen vervielfältigten sich und wurden von Zeit zu Zeit immer künstlicher. Die Kunst, Minen und Laufgraben anzulegen, wurde bekannt. Man versuchte die Graben der Stadt anzufüllen, und bediente sich der Balisten und Katapulten, um auf einmal eine Wolke von Pfeilen in die belagerte Stadt zu werfen. Auch schossen die Belagerer sowohl als die Belagerten mit brennenden Pfeilen oder Wurfspiessen auf einander. Die fürchterlichsten dieser Pfeile wurden Sturmpfeile (Falariques) genannt.

Unter den Carolingischen Königen wurden die Lehne erblich; auch fieng man damals an, die Freygebohrnen von den Leibeignen, und den Adel von den Freyen des Bürgerstandes sowohl, als vom gemeinen Volk merklich zu unterscheiden. Unter Carl dem Grossen wurde die genaueste und schärfste Kriegszucht beobachtet. Officiere sowohl als gemeine Soldaten, die feig und träg im Dienst, oder Marodeurs waren, wurden auf das strengste bestraft. Aber unter Ludwig dem Einfältigen und Carl dem Kahlen, und noch mehr unter ihren Kindern, wurde alle Ordnung und Disciplin vernachläßiget. Die Normänner, die weder Kriegskunst noch Kriegszucht kannten, besiegten mit leichter Mühe die weichlich gewordenen Franzosen; ein neuer Beweis, wie viel muthige Barbaren über reguläre aber zugleich vernachläßigte Truppen vermögen.

Während des ganzen Laufs des eilften und zwölften Jahrhunderts befand sich die französische Kriegsverfassung in der nemlichen Unordnung. War das Reich in Krieg verwickelt, so wurden die Truppen noch immer auf die nemliche

Weise,

Weise, wie zuvor, zusammengebracht. Der grosse Adel zog an der Spitze seiner Vasallen in den Krieg; die Bischöfe und Aebte schickten ihr Contingent unter Anführung ihrer Vögte oder Hauptleute ins Feld. Aber der König konnte eigentlich nur auf diejenigen Soldaten sichere Rechnung machen, die aus seinen Kammergütern ausgehoben waren, und folglich allein von ihm abhiengen; denn die Grossen des Reichs, die die Familie des Hugo Capet auf den Thron erhoben hatten, hielten sich oft für unabhängig, so wie ihre Lehnsleute auch, ausser ihnen, keinen andern Oberherrn über sich erkannten. Ausser dem war auch der gröste Theil des Heers nur auf eine gewisse Zeitlang zum Dienst verpflichtet, und gieng, sobald diese verflossen war, wieder aus einander.

Man urtheile nun selbst, in wie ferne man sich auf Truppen, die solcher Vorrechte genossen, verlassen konnte. Einen regulären Plan zu einem Feldzuge zu entwerfen, und denselben schleunig auszuführen, war an der Spitze einer solchen Armee platterdings unmöglich; und noch weniger ließ sich eine regelmäßige Kriegszucht bey selbiger einführen. Philipp I. glaubte mit Recht schon viel zu gewinnen, durch die Stiftung der Gemeinen (les Communes); er befreyte nemlich die Städte von der Bothmäßigkeit des Adels, und verpflichtete sie dadurch, ihm im Nothfall Truppen zu liefern, die blos von Bürgern angeführt wurden. So schlecht auch diese bürgerliche Militz in der That war, so hatte der König doch immer den Vortheil, daß sie wenigstens weit mehr von ihm abhieng, als die Truppen seiner grossen Kron-Vasallen. Die Gemeinen marschirten unter dem Panier ihrer Kirchsprengel, und unter Anführung der Landvögte und Amts-Hauptleute, die dem Könige gänzlich unterwürfig waren. Die Monarchen standen diesen Gemeinen so viele Privilegien zu, als sie nur konnten, um sie destomehr an sich zu ketten, und sich ihrer gegen die Grossen des Reichs zu bedienen,

dienen, die oft gewaltige Eingriffe in die Rechtsame der Krone thaten. Aber dem ungeachtet waren diese letztere doch bey weiten die stärksten, und würden sicher dem Könige, wenn sie ihre Kräfte gegen ihn vereiniget hätten, genug zu schaffen gemacht haben, wenn sie nicht durch die Kreuzzüge, die damals Mode zu werden anfiengen, auf andre Gedanken gebracht worden wären. Diese unsinnigen Kriege, die zu jeder andern Zeit für Frankreich äusserst schädlich gewesen seyn würden, verschaften jetzt diesem Reiche den Vortheil, daß alle Privatstreitigkeiten hintenangesetzt wurden, und die Grossen sowohl als die Kleinen sich sämmtlich unter dem königlichen Panier versammleten, und ihrem Monarchen freywillig den Eyd der Treue schwuren.

Der Ursprung des Ritterwesens, oder der sogenannten Chevallerie, ist vielleicht nicht älter als die Zeiten der Regierung Ludwigs des Dicken, oder sogar Ludwigs des Jungen. Der Ritterorden war eigentlich blos eine persönliche Ehre, die jeder Edelmann durch glänzende Thaten sich erwerben konnte, aber dieses gab ihm darum kein Vorrecht auf eine Oberbefehlshaberstelle im Heere. Nur diejenigen Ritter, die eigne Unterthanen hatten, und sie in den Krieg führten, waren Bannerherren. Man konnte Bannerherr werden ohne Ritter zu seyn, sobald man nur ansehnliche Güter und viele Vasallen besaß; aber noch öftrer war man Ritter ohne Bannerherr zu seyn, und dieses war gemeinhin der Fall bey jüngern Söhnen aus guten Häusern, und bey armen Edelleuten, die blos wegen ihrer bezeigten Tapferkeit den Ritterorden sich erwarben, der mehrentheils nur aus guten Gründen, und mit vielen Ceremonien dem Candidaten ertheilt wurde.

Die jungen Edelleute, die noch Neulinge in der Kriegswissenschaft waren, oder ihren ersten Feldzug machten, wur-

den Buben oder Knechte, (Varlets ou Valets) genannt. Sie musten in allen Dingen den Befehlen der alten Ritter gehorchen, und sie als ihre Herren betrachten. Gewöhnlicher Weise erhielten sie von den Händen dieser ihrer Herren den Ritterorden. Zwischen ihnen und den Rittern war zwar noch ein Mittelgrad befindlich, nemlich die Stelle eines Schildknappen oder Ecuyers; aber die Vornehmen schlüpften gewöhnlich über diese Stufe hinweg, dahingegen arme Edelleute oft alt und grau darin wurden. Diese Schildknappen musten den Rittern überall nachfolgen, ihre Schilde und Lanzen tragen, ihre Streitrosse führen, und wenn ihre Herren im Kampfe oder Turniere aus dem Sattel geworfen wurden, sie von dem Wahlplatze aufheben, und ihnen alle nöthige Hülfe leisten. Sie durften weder auf ihren Kleidern noch auf ihren Waffen Gold tragen, ja nicht einmal auf eben die Art wie die Ritter gewafnet seyn. Wenn der Ritter zu Tische saß, so wagte es nie sein Knappe, sich zu ihm zu setzen, geschahe es aber ja auf Befehl des Ritters, so setzte er sich blos an dem äussersten und untersten Ende der Tafel. Am meisten thaten sich die Ritter in Turnieren und einzelnen Zweykämpfen hervor; im Kriege aber dienten sie sowohl als ihre Knappen und Buben zu Pferde in völliger Rüstung, daher man sie auch vorzugsweise die Geharnischten (Gens d'armes) nannte.

Ueberhaupt bestand der Kern des französischen Heeres während der Kreuzzüge aus Reuterey, dahingegen das Fußvolk wenig geschätzt wurde; und dieses kam wohl hauptsächlich davon her, weil der Adel nicht anders als zu Pferde dienen wollte. Die Sergeanten beym Fußvolk waren unter Philipp August mit Streitkolben oder Streithammern bewafnet, das gewöhnliche Gewehr, welches in den damaligen Zeiten die französische Infanterie führte. Die sogenannten Ribauds waren eine Art von leichtbewafneten Soldaten,

daten, die für sehr brav gehalten wurden, aber ohne Ordnung und Mannszucht lebten. Ausserdem bestand das alte französische Fußvolk aus Bogen und Armbrustschützen, aus Pikenirern, und aus sogenannten Cotereaux, die diesen Namen von den grossen Messern erhielten, womit sie bewafnet waren.

Der oberste Feldherr des Heeres war eigentlich jederzeit der König, gieng aber der Monarch nicht zu Felde, so übertrug er das Amt des Heerführers dem Groß-Seneschall der Krone. Diese Stelle gieng unter Johann ohne Land gänzlich ein, und vom 13ten Jahrhundert an wurde der Oberanführer der Armee Connetable genannt.

Man kann aber nicht mit Gewißheit behaupten, ob die Trutz- und Schutzwaffen des französischen Heeres unter den Capetingischen Königen verbessert wurden, oder sich nicht vielmehr verschlechterten. Die alten Franken vernachläßigten oder verachteten vielmehr den Gebrauch des Harnisches; unter den Carolingern hingegen fieng man an, sich der Panzerhemden zu bedienen; man fügte in der Folge noch eiserne Arm und Beinschienen hinzu. Unter den Regierungen Ludwigs des Dicken, Ludwigs des Jungen und Philipp Augusts wurde es vollends Sitte, sich vom Kopf bis zum Fuß in Eisen zu hüllen, welches man armés de toutes pièces nannte. Man bediente sich dieser Waffen weit mehr zur Beschützung der Reuterey als des Fußvolks, weil man jene weit höher als dieses schätzte. Die vollkommene Rüstung eines Reuters bestand in einem Helm, der den ganzen Kopf bedeckte, einem Halskragen, einem doppelten Küraß, Rücken-Harnisch, Armschienen, Handschuhen, Schenkelschienen, Beinharnischen u. s. w., alles von Eisen oder polirtem Stahl. Mit allen diesen Stücken bewafnet, dünkte sich der Ritter der damaligen Zeit unverwund-

bar zu seyn, und nachdem seine Waffen besser oder schlechter waren, war er es auch in der That mehr oder weniger. Sogar die Pferde wurden geharnischt. Unter den Schutzwaffen des Ritters befand sich auch noch der Schild, der gemeinhin von Holz, aber mit Leder überzogen war, worauf der Ritter sein Wapen, seinen Wahlspruch, oder irgend ein allegorisches Sinnbild malen ließ. Uebrigens war die äussere Gestalt des Schildes rund oder viereckigt, breiter oder länger, manchmal auch oben eckigt und unten zugespitzt.

Die Schutzwaffen der Infanterie bestanden in einer eisernen Haube, die man Capeline nannte, und an welcher noch einige kleine Ketten befestiget waren, um den Kopf desto besser für Säbelhieben zu sichern; in einer Art von Panzerhemden oder kurzen Wämsern von Eisendrat, die man Brustharnische (Hallecrets) nannte, und aus Schilden, die aber weit grösser, als der Reuter ihre waren. Man nannte diese Schilde Tartschen; sie waren entweder von Holz oder von Weiden geflochten, mit Thierfellen überzogen und gemalt. Da, wie bereits gesagt worden, das Fußvolk der Franzosen in den damaligen Zeiten nur aus Unadlichen bestand, so erblickte man auf ihren Tartschen freylich keine Wappen, aber wahrscheinlich doch einige unterscheidende Zeichen, um daraus zu erkennen, zu welchem Haufen sie gehörten. Die Trutzwaffen der Infanterie waren der Bogen, die Armbrust, die Schleuder, die Keule, der Streithammer, der Knebelspieß und das Messer, oder der Dolch. Alle Fußgänger, sie mochten Freye oder Knechte (Serfs) seyn, bedienten sich dieser Waffen; dahingegen der Degen und die Streitaxt, deren man sich auch zu Pferde bediente, ausschliessungsweise dem Adel gehörten, oder doch wenigstens nur von den Freyen getragen werden durften.

Die

Die Lanze war das Gewehr der Ritter und der Gendarmerie; sie allein hatten das Vorrecht sie zu führen. Der Schaft war gemeiniglich von Eschenholz, und die Spitze mit einem sehr scharfen Eisen versehen. Bis auf Philipp von Valois führte man lange und dünne Lanzen, nachher aber bediente man sich kürzerer, die aber weit dicker waren; auch heftete man noch an dem Eisen ein Fähnlein, ein Zierrath, der besonders bey Turnieren sehr gut aussahe. Obgleich die Waffenrüstung der Ritter sowohl als ihrer Pferde gemeinhin so gut war, daß das Eisen der Lanze nur selten durchdringen konnte, so lief man doch immer Gefahr, durch die Gewalt des Stoßes aus dem Sattel geworfen zu werden. Oefters zersplitterte auch die Lanze an dem Schild oder Harnisch des Gegners, und in diesem Fall warf der Ritter die Trümmer von sich, und setzte den Kampf mit dem Schwerdte fort.

Die Schwerdter der damaligen Zeit waren sehr lang und breit. Man zeigt noch heut zu Tage zu St. Faron de Meaux eins derselben, welches, wie man vorgiebt, Ogier dem Dänen, jenem bekannten Paladin Carls des Großen, zugehört haben soll. Die Klinge ist drey Fuß und einen Zoll lang, oben aber am Stichblatt drey Zoll breit; an der Spitze mißt sie in der Breite nur anderthalb Zoll. Diese gewaltigen Schlachtschwerdter erhielten sich in der Mode bis zu den Kreuzzügen, ja sogar noch bis auf weit spätere Zeiten; einen Beweis hievon giebt der Degen des berühmten Mädchens von Orleans, der in dem Schatz zu Saint Denis aufbewahrt wird, und der von der nemlichen Größe ist.

Die innere Verfassung der Armee, ihre Schlachtordnung, und ihre Art und Weise den Feind anzugreifen, war indessen noch immer höchst unordentlich und nichts weniger als regelmäßig. Bey Bovines erfochten zwar die Franzosen

unter

unter Philipp August im Jahr 1214 einen glänzenden Sieg, aber er ward ihnen doch sehr schwer gemacht, selbst der König lief Gefahr dabey sein Leben einzubüßen. Auch muß man bemerken, daß ihre Feinde eben so wenig wie sie disciplinirt waren, und daß bey beyden Armeen gleiche Unordnung herrschte. Philippp August hatte bey dieser Schlacht sein Heer in zwey Linien aufmarschiren lassen, wovon die erste ganz aus Rittern bestand, die vom Kopf bis zum Fuß geharnischt waren. Die Schlachtordnung seines Gegners des Kayſers Otto IV. war eben so beschaffen. Beyde Theile setzten ihr ganzes Zutrauen auf ihre Reuterey, und machten sich zum Angrif fertig, in der Erwartung, welche von beyden die andre zuerst über den Haufen werfen würde. Aber beyde Linien, die französische sowohl als die kayserliche,, stießen so hitzig, und mit solcher Gewalt aufeinander, daß der Sieg lange zweifelhaft blieb. Philipp August wurde selbst während der Schlacht vom Pferde gestürzt, und blos die Güte seiner Rüstung rettete ihn von einem beynahe unvermeidlichen Tode. Glücklicherweise kamen ihm die Seinigen bald zu Hülfe, und sicher ist blos nur der Erhaltung des Königes der Sieg zuzuschreiben. Denn Philipp August grif nun mit verdoppeltem Muth seinen Feind an, und brachte ihn auch endlich zum Weichen. Es ist merkwürdig, daß bey dieser Schlacht nur ein einziger Ritter auf dem Platz blieb, der durch sein Helmeisen einen Stoß ins Auge bekam, und davon sterben muste.

Joinville erzählt, daß er bey der Landung, die der H. Ludwig 1249 in dem Hafen von Damiette unternahm, sich selbst an der Spitze eines Haufen Fußvolks befunden habe, den er folgendes Manöuvre machen ließ. Die ganze Cavallerie der Saracenen stand längst dem Ufer auf Anhöhen postirt, um die Landung der Christen zu verwehren. Joinville ließ seine Soldaten, nachdem sie das Ufer erreicht hatten, in einer Linie aufmarschiren, und sich dicht an

einander schliessen. Auf diese Weise zeigte er dem Feinde einen fürchterlichen Wall voller Speere und Wurfspieße, der den Ungläubigen so undurchdringlich zu seyn schien, daß sie ihn nicht anzugreifen wagten. Während dessen nun diese erste Linie ihrem Feinde trotzig die Stirne bot, formirten sich hinter ihr die zweyte und dritte. Endlich marschirten die Christen vorwärts, und die Muhamedaner zogen sich zurück.

Die französische Armee, die nun in Egypten festen Fuß gefaßt, Damiette weggenommen, und vor dieser Stadt ihr Lager bezogen hatte, ward öfters von den Feinden beunruhiget, die, weil das Lager von allen Seiten offen war, mehr als einmal bis in die Mitte desselben vordrangen, und grosse Verwüstung stifteten. Bey solchen Umständen fieng man endlich an einzusehen, wie nothwendig es sey, selbiges zu befestigen, und mit einem tüchtigen Retranchement zu umgeben. Auf Befehl des H. Ludwigs wurde dieses auch sogleich ausgeführt; auch seine Nachkommen liessen zuweilen ihr Lager befestigen, doch geschah dieses blos nur bey wichtigen Gelegenheiten, und wenn es die äusserste Noth erforderte.

In der Schlacht bey Mons en Puelle in Flandern, die Philipp der Schöne im Jahr 1304 gewann, fochten beyde Theile mit gleichem Muth und Hartnäckigkeit, aber auch zugleich mit gleicher Unordnung und Unregelmäßigkeit; der blosse Zufall entschied bey derselben den Sieg für die Franzosen. Ein gleiches kann man auch von der Schlacht bey Mont-Cassel im Jahr 1218 sagen. Die Schlacht bey Crecy im Jahr 1346 fiel unglücklich für die Franzosen aus, weil sie in der gröstenUnordnung die englische Armee angriffen, die in drey Linien in Schlachtordnung stand. Die französische Armee war ebenfals in drey Linien gestellt, wovon die erste in genuesischem Fußvolk bestand, welches mit Armbrüsten bewafnet war. Ihre zweyte

Linie,

Linie, die ganz aus Reuterey bestand, drängte zur Unzeit diese erste Linie so sehr, daß diese gänzlich in Unordnung gerieth, welches denn natürlicher Weise die völlige Niederlage der Franzosen nach sich zog. Das französische Heer, welches diesen Ausgang nicht vermuthet, und sich keines Rückzugs versichert hatte, wurde beynahe gänzlich aufgerieben. Auch bey der unglücklichen Schlacht bey Poitiers, die zehn Jahre nachher unter dem König Johann geliefert wurde, scheinen die Franzosen in taktischen Kenntnissen noch nicht weiter gekommen zu seyn. Sie waren weit stärker als die Engländer, und diese hatten noch dazu das Versehen begangen, sich auf einem Boden einschliessen zu lassen, auf dem sie platterdings nicht manövriren konnten. Aber der König Johann begieng den groben Fehler, seine Cavallerie durch ein Defile gehen zu lassen, um den Feind anzugreifen. Die englische Armee hielt diesen Angrif nicht allein muthig aus, sondern fand auch sogar Mittel, den Franzosen, da sie sich aus dem Defile herauszogen, in die Flanke zu fallen. Nun war alles unwiederbringlich verloren, und die Engländer erfochten den vollkommensten Sieg, der bekanntermaassen für Frankreich von den übelsten Folgen war.

In Ansehung der Lagerkunst und des Angrifs sowohl als der Vertheidigung fester Oerter blieben die Franzosen bis zur Erfindung des Schießpulvers und des schweren Geschützes noch immer in der gröbsten Unwissenheit. Griffen sie einen festen Ort an, so geschah es immer mit der grösten Heftigkeit, und nur durch Sturm suchten sie sich desselben zu bemeistern. Sehr selten wurde eine Belagerung auf eine reguläre Art unternommen, geschah es aber, so folgte man dabey der Methode der Alten. Man schloß nehmlich den Ort, den man belagern wollte, genau ein, und umgab das Lager mit Circumvallationslinien, um es vor den Anfällen der Belagerten zu sichern. Befürchtete man, daß ein feindliches Heer vielleicht

zum

zum Entsatz heranrucken, oder die Belagerer angreifen mögte, so befestigte man das Lager auf der andern Seite gleichfals mit Graben und einer Brustwehr. Wilhelm, Erzbischof von Tyrus, der Geschichtschreiber der Kreuzzüge, und der Mönch Rigord, Geschichtschreiber Philipp Augusts, berichten, daß auf diese Weise Akra oder Ptolomais im Jahr 1191 belagert wurde. Sie sprechen auch von Kriegsmaschinen nach römischer Art; man bediente sich aber derselben in diesen Zeiten mit weniger Nachdruck und Geschicklichkeit, wie in den alten Zeiten. Vor allen andern Truppen wurden die Armbrustschützen bey Belagerungen für die nützlichsten gehalten, daher sie auch lange Zeit in der grösten Achtung standen, und der Posten eines Grandmaitre des Arbaletriers eine der wichtigsten und vorzüglichsten militärischen Ehrenstellen war. Um desto besser auf die auf den Mauren stehende Feinde zu zielen, stellten sie eine Art grosser Schilde vor sich, die man pavois nannte; aber der Gebrauch Trencheen anzulegen, und zu miniren, und zu sappiren, war nur sehr selten beobachtet. Ohne Zweifel schien dieses in Rücksicht auf die kurze Zeit, die man damals auf Belagerungen anwenden konte, viel zu langweilig zu seyn. Seitdem das schwere Geschütz und das Pulver erfunden war, hielt man solches für mehr als hinlänglich, alle Kriegsmaschinen der Alten, die Widder, Ballisten, Katapulte ꝛc. zu ersetzen.

Was die Vertheidigung fester Plätze anbelangt, so wurden selbige gleichfals auf römische Weise fortificirt und vertheidigt. Nach der Erfindung des Schießpulvers aber brauchte man dasselbe sowohl zur Gegenwehr, als zum Angrif. Die Bastille zu Paris kann zum Beyspiel dienen, wie die Befestigung der Schlösser beschaffen war, ehe man noch das Pulver und die Kanonen erfunden hatte.

Die vorzüglichste Stärke des französischen Heers bestand also noch in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in der Reuterey; dahingegen die Infanterie, so wie sich Brantome ausdrückt, blos einen „Klumpen schlechtbewaf„neter, fauler und diebischer Lumpenhunde ausmachte, die zu „weiter nichts dienten, als das Volk auszusaugen.„ Die Reuterey also allein that alles, während dessen die Infanterie blos hin und wieder lief, mit der feindlichen Infanterie, die nicht besser als sie beschaffen war, scharmuzirte, und überall die Unordnung vermehrte. Da aber nach dem Verlust der Schlachten bey Crecy und Poitiers diese Reuterey sehr geschwächt, und die Remonte äusserst erschwert wurde, so sahe man sich unter dem unglücklichen König Johann sowohl, als zu Anfang der Regierung Carls V. seines Sohns, genöthigt, die französische Gendarmerie, und sogar die Ritter selbst, meistentheils zu Fuß fechten zu lassen.

In den Schlachten bey Caherel 1364, und bey Azincourt 1415 war also nur das erste Glied der Gendarmes beritten, und bediente sich der Lanze, dahingegen die übrigen zu Fuß blos mit dem Degen in der Faust fochten, so wie es die aus dem ersten Gliede auch thun musten, sobald sie aus dem Sattel geworfen, oder ihre Pferde getödtet waren. Man kann hieraus leicht abnehmen, daß die französische Reuterey in dieser Verfassung haufenweise weder schwadronniren noch manövriren konnte; auch wurde dieser Gebrauch erst in weit spätern Zeiten eingeführt. Kaum aber hatte Carl V. nach dem Tode seines unglücklichen Vaters etwas mehr Luft erhalten, als er alle mögliche Sorgfalt auf die Verbesserung der französischen Kriegsverfassung verwandte, und da es unmöglich war, in Rücksicht auf die Reuterey alles was er wünschte sogleich auszuführen, so suchte er wenigstens das Fußvolk in einen bessern Stand zu setzen. Besonders erzeigte ihm hierin der berühmte Bertrand du Gueselin sehr grosse Dienste.

Schon

Schon glaubte man die Früchte von seinen klugen Anstalten einzuerndten, als zu Anfang der Regierung Carls VI. der Verlust der Schlacht bey Azincourt die ganze französische Kriegsverfassung von neuem in die größte Unordnung wieder zurückstürzte. Die Unglücksfälle Carls VI. hatten Einfluß auf das ganze Land, und erstreckten sich sogar auf einen Theil der Regierung seines Sohns Carls VII. Nachdem dieser Monarch aber endlich so glücklich war alle Hindernisse zu besiegen, und seinem Reich den Frieden wieder gegeben hatte, so dachte er auch mit Ernst an die Verbesserung des Kriegsstaats.

Er fieng bey der Reuterey an, und führte bey derselben die sogenannte Ordonnanz-Compagnien ein. Anfänglich stiftete er nur funfzehn Compagnien, jede von hundert geharnischten Reutern, oder wie man sie damals nannte, von hundert zusammen gebrachten Lanzen (de cent Lances fournies.) Ein jeder Geharnischter hatte fünf andere unter sich, nemlich die Bogenschützen zu Pferde, einen Coutillier oder Ecuyer, der ein langes Messer an der Seite trug, und einen Pagen oder Knecht, so daß hundert zusammengebrachte Lanzen ein Korps von sechs hundert Mann, und alle funfzehn Compagnien vereinigt eine Reuterey von neun tausend Pferden ausmachten. Da sie regelmäßig besoldet und bezahlt wurden, und jede Compagnie zum Anführer einen Ritter von der vornehmsten Geburt and ausgezeichneten Verdiensten hatte, so hielt es schwer, unter die Zahl der Geharnischten aufgenommen zu werden; daher sich denn auch noch bey jeder Compagnie eine grosse Menge Freywilliger befand, welche die Anwartschaft hatten, sobald die Reihe an sie kam, unter die Geharnischten zu kommen. Diese Compagnien waren also manchmal 1000 bis 1200 Mann stark. Ein jeder Geharnischter hatte einige Pferde, wovon das schönste sein Streitroß war, der übrigen bediente er sich blos auf dem Marsch, und zur Fortbringung seines Feldgeräthes. Alle Geharnischte waren Edelleute, und

während des ganzen funfzehnten Jahrhunderts gieng man nur höchst selten von diesem Brauch ab. Der König hatte von dieser Einrichtung wichtige Vortheile, obgleich die regelmäßige Besoldung ihm viel Geld kostete, welches er indessen durch eine Kopfsteuer von seinen Unterthanen zusammenbrachte. Er hatte nun jederzeit ein Korps regulärer Reuterey, und die Grundlage zu einem stehenden Kriegsheer, welches, da es nicht mehr, um seinen Unterhalt zu gewinnen, zum Plündern und Aussaugen des Landes genöthiget war, die Sicherheit des Reichs ausmachte, anstatt daß die bisherige Kriegseinrichtung nichts als Unruhe und Verwirrung gestiftet hatte.

Diese Compagnien wurden sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten in die Städte einquartirt, und genau auf gute Ordnung und Mannszucht bey denselben gehalten. Man ernannte Commissarien, die diese Truppen mustern, ihnen ihren Sold auszahlen, und für alles, was sie nöthig hatten, sorgen musten. Die Prinzen und Grossen des Reichs erhielten die vornehmsten militärischen Ehrenstellen bey dem neu errichteten Korps, und bald gewöhnten sie sich daran, es für edler und vortheilhafter zu halten, einen vom Könige besoldeten Haufen Edelleute anzuführen, als unter ihrem eignen Panier an der Spitze ihrer Vasallen in den Krieg zu ziehen. Ausserdem wurde ihnen auch vergönnt, auf den Standarten ihrer Compagnien ihre Devisen zu führen, und den Trompetern, Pagen und Knechten ihre Leibfarben tragen zu lassen. Diese Ordonnanz-Compagnien waren länger als 200 Jahre im Flor, während welcher Zeit sie manchmal vermehrt, manchmal auch vermindert wurden. Zu Anfang der Regierung Ludwigs XIV. wurden sie gänzlich aufgehoben. Die heutige französische Gendarmerie ist nur eine schwache Nachbildung derselben.

Auſſer

Ausser diesen Gendarmes hatte man auch noch einige Compagnien leichter, sowohl französischer als fremder Reuterey, sie wurden unter Ludwig XI. und Carl VIII., nachdem es nöthig war, errichtet, und wieder abgedankt. Die Lanze blieb während des ganzen 15ten und 16ten Jahrhunderts das Hauptgewehr der Gendarmes, und wurde erst unter Heinrich IV. abgeschaft. Aber die Schützen zu Pferde wurden seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts, anstatt ihrer Bogen und Pfeile, mit Pistolen und Carabinern bewafnet. Man muß hiebey bemerken, daß die Pistolen der damaligen Zeit weit grösser als die unsrigen waren, und vermittelst eines Rades abgeschossen wurden.

Drey Jahre nach der Stiftung einer stehenden Cavallerie und der Ordonnanz-Compagnien zu Pferde wollte Carl VII. auch das Fußvolk auf den nemlichen Fuß setzen, und stiftete daher die Francs Archers oder Freyschützen. Im Jahr 1448 befahl er, daß unter der jungen Mannschaft diejenigen, die am besten mit dem Bogen umzugehen wusten, ausgesucht und unter dieser Miliz einrolliret werden sollten. Unter Ludwig XI. erhielten diese Freyschützen ein neues Reglement. Sie wurden in einen Wamms gekleidet, der ihnen bis an die Knie reichte, und über welchen sie eine Art von Brustharnisch von Eisendrat trugen. Ueber die Schultern hieng ihnen ein Köcher voll Pfeile herab, und ihren Bogen hielten sie in der linken Hand. An ihrem rechten Arm hieng ein kleiner Schild, der sie im Schiessen nicht im geringsten hinderte, sondern vielmehr sie für die feindlichen Pfeile in Sicherheit stellte. Diese Miliz war bereits 16000 Mann stark, als Ludwig XI. sie im Jahr 1480 aufhob und an ihre Stelle 10000 Mann reguläre französische Infanterie stiftete. Auch war es schon in verschiedenen Zeiten üblich gewesen, daß die Könige von Frankreich ausländische Truppen in ihren Sold nahmen, aber diese Soldaten dienten nur blos eine gewisse Zeitlang, und wurden

nach-

nachher wieder ihrer Dienste entlassen. So findet man zum Beyspiel in den Geschichtsbüchern dieser Zeiten, daß ein Herzog von Oesterreich Philipp dem Schönen einige Truppen überließ, und daß sich bey der Schlacht bey Crecy Bayern in dem Solde Philipps von Valois befanden.

Seit Ludwig XI. haben beständig Schweizer, bald mehr, bald weniger, in französischem Solde gestanden, und diesem Reiche jederzeit die möglichsten Dienste geleistet. Carl VIII. hielt auch noch andere ausländische Truppen zu Fuß; es waren Deutsche, die man Lansquenets, Landsknechte, nannte. Freylich war dieses zusammengerafte Gesindel nicht so gut, wie die Schweizer, es scheint aber doch, daß sie weit besser disciplinirt waren, als die französische National-Infanterie, mit der dieser Monarch seinen Zug gegen Neapel unternahm, und von der Brantome das nachtheiligste Gemälde entwirft. Ludwig der XII. strengte alle seine Kräfte an, um Zucht und Ordnung bey seinem Heere einzuführen, aber es war erst Franz I. aufbehalten, eine wahre Reformation der französischen Armee bewirken zu können.

Die Befestigungs- und Lagerkunst war schon seit vielen Jahren in Frankreich äusserst vernachläßigt worden; indessen waren doch schon die spanischen Reuter unter Ludwig dem Eilften bekannt. Man bediente sich ihrer besonders um die Läger zu verretranschiren.

Unter Ludwig XI. wurde bey der französischen Infanterie der Gebrauch der Lanzen-Piken eingeführt, ein Gewehr, welches seit den Zeiten der Griechen und Römer gänzlich vergessen zu seyn schien, während des ganzen 16ten,

und

und eines Theils des 17ten Jahrhunderts standen bey jedem französischen Bataillon eine gewisse Anzahl Pikenirer. Diese Art Truppen wurde lange Zeit sehr hochgeschätzt, bis sie endlich unter Ludwig XIV. abgeschaft wurden. Was die Hellebarte und die Partisane anbetrift, so waren beydes ursprünglich deutsche Gewehre, die durch die deutschen Söldner und Schweizer zuerst nach Frankreich gebracht wurden.

Das Feuergewehr ist nach einigen Schriftstellern bereits im Anfange des 14ten Jahrhunderts in Frankreich gebräuchlich gewesen. Froissard sagt in seinen Memoiren, daß im Jahr 1340 bey der Belagerung von Puy-Guillaume in Auvergne aus Kanonen und Bombarden grosse Steine geschossen wurden. Die ersten Kanonen waren kurz und schossen grosse Kugeln oder Steine; man nannte sie Bombarden. Indessen ist es doch immer noch nicht ausgemacht, ob jene Kanonen, wovon Froissard spricht, mit Pulver geladen waren; vielleicht waren es blos eine Art von Kriegsmaschinen, wie die Katapulten oder Balisten der Alten, die Steine oder Pfeile schleuderten. Gewisser ist es, daß man bey der Schlacht bey Crecy sich der Kanonen bedient habe; indessen scheint es doch nicht, daß man aus ihrem Gebrauch vor dem 15ten Jahrhundert eben sehr beträchtliche Vortheile zog.

Man bediente sich in den damaligen Zeiten gewisser kleiner und tragbarer Kanonen, die man leicht mit der Hand so wie man wolte bewegen konnte, und die man anfänglich Feldschlangen nannte; ein Name, den in der Folgezeit eine Art grosser und langer Stücke erhielten, die sehr weit in die Ferne schossen. Jene kleine Handkanonen wurden auf Gabeln gelegt, und vermittelst eines an denselben befindlichen

Hahns

Hahns (Serpentine) abgedruckt. Hieraus entstanden in der Folge die Doppelhaken. Im 16ten Jahrhundert wurden die Musketen und im 17ten die Flinten erfunden; beyde waren blos eine Art verfeinerter Doppelhaken. Auch die Pistolen sind eine Nachahmung derselben; sie wurden im 16ten Jahrhundert erfunden, waren aber damals weit länger als heut zu Tage.

Dem schweren Geschütz wurden im 15ten Jahrhundert mancherley Namen gegeben, die kurzen Kanonen hiessen, wie bereits gesagt worden, Bombarden; die längern nannte man Serpentins, Basilics, Aspics. Aber die Coulevrine, oder Feldschlange, war die längste von allen, und wurde auch am mehresten gebraucht. Ihr Name sowohl als der des Falkonets, welches weit kleiner ist, sind noch heut zu Tage üblich. Die schönste Feldschlange, die in diesen Zeiten in Frankreich verfertigt ward, wurde zu Tours unter der Regierung Ludwigs XI. gegossen; sie war von 500 Pfund, und wurde nach Paris auf einen der Thürme der Bastille gebracht. Bey der ersten Probe, die man damit machte, flog die Kugel bis Charenton, aber bey der zweyten sprang das Stück, oder tödtete doch wenigstens den Kanonier; seitdem ist es nicht mehr gebraucht worden. In der Folge wurde eine beträchtliche Anzahl Feldschlangen und anderer Kanonen von starkem Kaliber, und die sehr weit trugen, gegossen. Ludwig XII. ließ ihrer zwölfe giessen, die er die zwölf Pairs nannte, und Carl V. ließ gleichfals eben so viel verfertigen, die den Beynamen, die zwölf Apostel, erhielten. Zu Nancy zeigt man noch jetzt eine Feldschlange aus den damaligen Zeiten, von der man viele Wunder erzählt, die aber schon seit langer Zeit nicht mehr gebraucht, und nun nur noch blos als eine Rarität gezeigt wird. Es verfloß eine geraume Zeit, ehe man anfieng, sich des schweren Geschützes im freyen Felde zu

bedie-

bedienen, so wie man auch weit von dem Gedanken entfernt war, daß durch das Feuer der Kanonen Schlachten gewonnen werden könnten, wie man heut zu Tage davon Beyspiele hat; man gebrauchte es also blos nur bey Belagerungen, und auch hier rechnete man nicht eben viel darauf. Um die Plätze, die man belagern wollte, wurden verschanzte Läger gezogen, die zugleich dazu dienten, den zum Entsatz herbeyeilenden Feind abzuhalten, sich in den belagerten Ort hineinzuwerfen. So ließ zum Beweise Eduard III., König von England, da er Calais belagerte, rund um diesen Ort eine hölzerne Stadt anlegen. Eben dieses Mittels bediente sich Carl VI. ungefähr 50 Jahr nachher, diesen Platz wieder zu erobern; er fügte aber noch mit Kanonen besetzte Redouten hinzu. Bey der Belagerung von Orleans 1429 folgten die Engländer seinem Beyspiel; diese Redouten wurden Bastilles, oder Bastides genannt. Einige Zeit nachher brauchte man diese Redouten zur Vertheidigung der Läger; sie wurden also nun ein wesentliches Stück der Fortification, aber erst unter Carl VII. fiel man darauf, die belagerten Plätze durch Transcheen anzugreifen.

Unter der Regierung Ludwigs XI. und Carls VIII. führte man zur Bedeckung der Stadtthore Raveline oder Redouten auf, die bald rund, bald zugespitzt waren, und die die Belagerer verhinderten, die Thore mit dem Widder, den Kanonen oder Petarden aufzusprengen. Alle übrige äusserliche Festungswerke kannte man noch nicht; sie wurden erst in weit spätern Zeiten erfunden.

Von den Fahnen und Standarten, die unter dem ersten und zweyten Königsgeschlechte üblich waren, findet man keine Nachrichten. Die ältesten französischen Chronikschreiber erwehnen blos, daß die Nachkommen des Klodowigs aus

besondrer Ehrfurcht für das Andenken des H. Martins Bischofs von Tours, vor ihren Heeren eine blaue Fahne vorhertragen liessen, die man den St. Martins-Mantel (la chape de Saint Martin) nannte. Da aber der H. Martin dem H. Dionysius nachher den Platz räumen muste, und dieser letztere erklärter Schutzpatron von Frankreich ward, so wurde das Oriflamm oder die Standarte des H. Dionysius das Schutzpanier des Reichs. Diese Standarte war von feuerfarbenem Zeuge, die Könige empfiengen sie mit vielen Ceremonien in der Abtey von St. Denis, und überlieferten sie nachher irgend einem Herrn von Stande, der davon den Titel Porte-Oriflamme erhielt. Sie blieb lange Zeit in Achtung, und noch heut zu Tage wird in der Abtey von St. Denis ein altes Oriflamm gezeigt.

Ausser dieser festlichen Standarte befand sich noch jederzeit eine königliche Standarte bey dem Heere. Im Jahr 1100 soll sie auf einem grossen vergoldeten Wagen vor dem Heere hergeführt worden seyn. Ochsen mit sammetnen Decken zogen denselben, und oben auf diesem Wagen erblickte man einen dicken hohen Baum, an dessen Gipfel die königl. Standarte befestiget war. Zehn vom Kopf bis zum Fuß geharnischte Ritter hielten Tag und Nacht Wache dabey, und während des ganzen Tages ertönte lauter Trompetenschall. Im 13ten Jahrhundert verwarf man endlich diese beschwerliche Maschine, und seitdem ist die königliche Standarte jederzeit zu Pferde geführt worden. Ihre Farbe war nicht zu allen Zeiten gleich; manchmal war sie blau, andremal roth oder weiß mit goldnen Lilien besäet. Auch war ihre Benennung nach den Umständen verschieden; sie wurde bald das Königliche Panier, bald auch die Königliche Flagge (pennon royal) oder Cornette genannt. Das

Panier

Panier war viereckigt, die Flagge zugespitzt und die Cornette gleichfals viereckigt, aber ungleich kleiner. Diejenige Fahne, die man Gonfanon nannte, war eine Querstandarte, die in mehrere Spitzen ausgieng. Die alten Baronen, die grosse Güter besassen, und viele Vasallen in den Krieg zu führen vermochten, hatten jeder, wie bereits erwehnt worden, ihr eignes Panier, daher sie auch Bannerets oder Panierherren genannt wurden.

Seit der Zeit daß die Ordonnanz-Compagnien und Freyschützen gestiftet wurden, hat Frankreich beständig eine stehende und reguläre Miliz gehabt. Durch diese Einrichtung ist nun der vormalige Gebrauch, den Adel und das Volk aufzubieten, fast gänzlich aufgehoben worden; wenigstens findet solches nur blos bey dringenden Gelegenheiten statt.

So war die französische Kriegsverfassung beschaffen, als Franz I. den Thron von Frankreich bestieg. Dieser kriegerische Monarch nahm gleich nach seinem Regierungsantritt wichtige Verbesserungen bey dem Kriegswesen vor, welches man nun gänzlich nach den Grundsätzen der Alten einzurichten anfieng. Nach seinem Tode gerieth wieder alles in Verfall; doch dieses sowohl, als die nochmalige Wiederherstellung der guten Ordnung und Disciplin bey dem französischen Heere in den folgenden Jahrhunderten, liegt ausser dem Gesichtskreis unsrer diesmaligen Untersuchungen.

B. *

Digitized by Google

Litteratur und Völkerkunde.

II.

Februar 1784.

I.

Geister-Scenen, von A. G. Meißner.

Folgende Scenen waren für Herrn Meißners Schauspiel, Johann von Schwaben, verfertiget; sie wurden aber aus demselben gewisser Ursachen halber weggelassen, und sind noch ungedruckt. Da nun dem Herausgeber das Manuscript davon in die Hände gefallen, so glaubt er, daß die Bekanntmachung dieses schönen Fragments Herrn Meißnern Ehre, und den Lesern Vergnügen machen werde.

Nacht vor Alberts Tode.

Alberts königlicher Garten.

Satan.

(sich umschauend.) Ha! sie ist gekommen — sie ist nun da, die schaudernde Stunde der Mitternacht! Empor, empor zu mir, ihr Götter der Unterwelt!

(Adramelech, Moloch, Gazul steigen auf.)

Alle. Hier sind wir!

Sat. Seyd mir gegrüßet in eurem flammenden Glanze, um den euch der Donnerer selbst, so mühsam er es verbirgt, beneidet. — Seht hier den Ort, wo morgen — meine göttliche Vorhersehung gebeuts — Deutschlands sich brüstender König hören soll den Ruf unsers Sohnes, des Todes. — Auf, auf! laßt uns diese Stäte zum Wohnsitz unserer Qualen weihn.

Alle. Weihen — weihen wollen wir sie!

Satan. Aber Phul, Alberts Engel, warum verzieht er noch? Erschein, erscheine!

(Phul erscheint.)

Phul. Fluch über euch, und Donner über eurem Haupte! Donner, wie derjenige war, der im Kampfe mit Jenem eure Ferse traf, daß ihr im stürzenden Fluge zum Abgrunde floht.

Adram. Floht? daß man doch gleich es hört, du seyst der Thronen keiner. — Eilen, Sclave, wolltest du sagen; denn Adramelech flieht nie.

Phul. Warum riefst, warum stöhrtet ihr mich? Mich, der ich selbst bis am Busen seiner meineidigen Mathilde den gekrönten Sünder mit schreckenden Träumen verfolge, und ihn jetzt, seit Jahren lang, dem ersten erquickenden Schlummer überlassen muß.

Gazul. Er erquick' ihn zum Tode!

Phul. Wie? Ihr wolltet — —

Sat. Schweig, und höre! Nur wenig Stunden noch, und Albert ist nicht mehr dein allein; ist unser. Denn morgen, morgen schon, will ich mit Johann, seines Neffen Dolch, sein Herz durchbohren; ich, der ich hoch in des Jünglings Busen den Trieb der Selbstrache und der Herrschbegier auflodern ließ.

Adram. (hohnlachend) Wie? durch dich also fiele König Albert? Ist dein Blick so kurzsichtig vom Alter geworden, Fürst der Welt, daß du Adramelech nicht mehr vor dir siehst? Oder so schwach dein Gedächtniß, daß du allein vergessen kannst, wie mir allein der Ruhm gebühre? Mir, der ich so oft unter dem scheinbaren Namen: Vater-Rache, ins Ohr von Eleonoren donnerte; sie eben so unbeschränkt regierte, als sie den wankelhaften Johann.

Sat. Ja wohl wankelhaft! doch eben ich war es ja, der den nachgebenden Drath zur Damascener-Klinge umschuf; und wenn Johann nicht das unumgänglichste Werkzeug im Spiele wäre, warum bemühte sich deine große Eleonora so bas nach ihm?

Adram. Herrlich, daß du selbst ihn doch nur ein Werkzeug nennst! — Und wer von jenen elenden Sterblichen, dem Zeitvertreib unserer Gottheit, schrieb den Ruhm einer Heldenthat dem Degen zu, der sie ausführte, und nicht dem Arm, der ihn lenkte? Schmach über dich, wenn sie an Einsicht dich noch übertreffen sollten!

Mol. Wollt ihr wieder in euren ewigen Fehden, ihr Götter der Unterwelt! streiten, bis der Morgen graut. — Vergeßt ihr, daß eure vereinten Kräfte kaum zum Kampf mit dem Donner gnügen; geschweig' eure getheilten? Auch ich konnte mich brüsten mit Palms Durst nach Alberts Blute: aber lernt von mir Verdienste besitzen, sie kennen und schweigen.

Gaz. Wohl gesprochen! zur Weihe und nicht zum Streit' erschienen wir hier.

Sat. Morgen also soll Albert fallen!

Adram. Mol. Gaz. Fallen soll er!

Phul. Laßt mich erst fragen: warum jetzt schon? Laßt ihn erst reifer werden in Lastern, eh' ihr ihn abschneidet zum Tage der Vergeltung. Habt ihr der Qualen dort unten mehrere für ihn, als ich hier oben? — Jetzt des Ehrgeizes Folter; jetzt der Gewissens-Angst zehnfache Hölle; Nerv' an Nerve glüend von Wollust, und leer an Kraft; Schreckbild auf Schreckbild des Nachts; Furcht auf Furcht am Tage; — so quäl ich ihn; so drück' ich mit mächtiger Faust ihm tief ins Gehirn seine Krone, daß oft blutiger Schweiß ihm über seine Schläfe herabrinnt.

Sat. Und doch haben wir der Qualen dort unten noch mehrere für ihn; dort im dunkeln Reich, wo keine Hofnung

mehr

mehr, die Versüßerin des Elends, hindringt; wo Verzweifelung ihn zerreißen, nicht mehr die Anbetung des blinden Pöbels secundenlang seiner Eitelkeit schmeicheln, sondern unser schallendes Hohngelächter ihn, den Verachteten, — den Winselnden, zum Füßen meines Throns mit jeder neuen Minute zehnfach stärker foltern soll. — Er ist reif, reif zum Tode.

Alle. Er ist reif, reif zum Tode!

Adram. Nun so sey hier die Stelle, wo er bluten soll! Du der Hölle bängstes Schrecken, steig auf, und wähle morgen dies Gebiete zu deinem Königs-Sitze! — Rausche unnennbar fürchterlich um ihn her, du unser Erzeugter, du Engel des Todes! Keine deiner Marterstuffen überspringe der Eilende! Langsam schleich' er jede hinab, und winde sich ächzend auf jeder!

Mol. Hier will ich stehn, wenn er stirbt; will in sein Ohr die Klagetöne aller der Mädchen heulen, deren Unschuld er zertrat. Jede Angst der Gebährerin, die durch den Wollüstigen zur Mutter ward; jede Schmach der von ihm Verlassenen, und Palms Wuth der Eifersucht, siebenfach geläutert — wie soll er sich krümmen, wenn ihn diese ergreifen, und seine Gebeine durchbeben, daß die Zähne wie im Fieberfrost' ihm klappern!

Gaz. Du marterst brav, und doch bin ich scharfsinniger noch, als du. Die letzten Seufzer der sterbenden Schweizer, sterbend für Freyheit und Vaterland, sterbend durch seiner Landvögte Tücke, oder in Kämpfen, die seine Tyranney erzwang, die will ich alle wider ihn darbringen, und brausend wie ein Waldstrom über sein Haupt ausgießen. Wie soll dann jeder jener verpraßten Blutstropfen ihm ein Meer zu seyn dünken, und er statt des einen Schwerdts, vom Todes-Engel gezückt, zehntausend über sich gezückt erblicken!

Adram.

Adram. Wohl mir, daß ihr den Quell des Jammers, für Sterbliche im Tode möglich, noch nicht ganz erschöpftet! Wenn er nun aufblickt mit schon halb gebrochenem Auge, wenn schon die glüendste Verzweiflung die Arme ausbreitet, um auf immer und ewig ihn zu umfassen; dann will ich diese meine majestätische Gestalt ablegen, will als König Adolfs Schatten mit zerspaltener Stirne vor ihm stehn, will mit lächelndem Spott die Krone seines Hauptes unter meinem Fuß zerstampfen, und ihm zurufen: Räuber meines Throns, Mörder eines bessern Königs, dann du selber warst, hinab mit dir zur Hölle; aber mich sieh zuvor im Glanze des Himmels!

Sat. Und dann faß' ich ihn mit Allgewalt; schleudr' ihn zum Abgrund, und indem er noch über der schmerzlichen Vergleichung seines Nichts und meiner Größe ringt, samml' ich um ihn der Verdammten zahlloses Heer, und rufe solchem zu: Er war der Erde König, und ist der Hölle Knecht. Durch Phantome des Trugs zeig' ich ihn dann seinem Mörder auf Deutschlands Thron, verscheucht seinen Namen in den Jahrbüchern und seinen Körper als der Raben Fraß.

Alle. Seyd geweiht, geweiht ihr Gefilde des Todes!

Adram. Jauchzt mir zu, ihr meine Legionen, wie ihr jauchztet, als durch mich sich Kains Keul' erhob! als das erste Menschenblut — meiner Gottheit ein süßer Geruch! — an den zerschmetterten Schläfen herunter rann.

Gaz. (mit bitterm Spott emporblickend.) Und auch du schau dann herab, du Menschenfreund und Götterhasser! du mit dem Donner Bewaffneter, schau herab, und gesteh' uns den Sieg!

Alle. (erschrocken.) Weh, Weh, Weh uns! Gazul, was thatest du? — Sein Blitz, schaut, wie er flammt! Warum reiztest du ihn? Er trift uns hier, er trift uns da. — Herab, herab zur Hölle! (sie entfliehn.)

II. Bayard,

II.

Bayard,
Der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel.

Im Jahr 1527 wurde zu Paris mit gothiſchen Charakteren gedruckt: La très joyeuſe, plaiſante & récréative Hiſtoire compoſée par le loyal ſerviteur des faits, geſtes, triomphes, & proueſſes du bon Chevalier ſans peur & ſans reproches, le gentil Seigneur de Bayart, dont humaines louanges ſont répandues par la Chrétienté; de pluſieurs autres bons vaillans & vertueux Capitaines qui ont été de ſon temps; enſemble les guerres, batailles, rencontres & aſſauts, qui de ſon vivant ſont ſurvenus tant en France, Eſpagne, que Italie.

So lächerlich und weitſchweifig dieſer Titel auch immer iſt, ſo iſt doch darum das Werk an ſich ſelbſt höchſt merkwürdig und intereſſant. Freylich würde der Verfaſſer, deſſen Namen unbekannt geblieben iſt, ſich dem Spott ſeiner Leſer ausſetzen, wenn er lebte, und noch heut zu Tage wagen ſollte, zu ſagen, daß die Geſchichte eines Helden und großen Mannes fröhlich und ergötzlich ſey; (joyeuſe & récréative) und daß der beſte Krieger, den Frankreich innerhalb zween Jahrhunderten hervorgebracht, zierlich (gentil) geweſen wäre. Aber dies war nun einmal der Ton ſeiner Zeit; wie glücklich würden wir uns ſchätzen können, wenn wir auch noch in unſern heutigen Tagen eben ſo viel edle Freymüthigkeit, Simplicität der Sitten, Reinheit der Empfindungen, und unerſchütterlichen Muth antreffen möchten! Alles Ei-

gen-

genschaften, die den Charakter des Ritter Bayards ausmachten. Er starb im Jahr 1524 den Todt der Helden, und noch nicht drey volle Jahre waren seit seinem Tode verflossen, da man ihn schon seinen Landsleuten als ein Muster anprieß, und seine höchstwahrhafte Geschichte, von der noch so viele Augenzeugen zugegen waren, hier in eben dem Tone schrieb, worin man die fabelhaften Thaten der Rolande und Amadiese erzählte. Das Leben des guten Ritters ohne Furcht und ohne Tadel ist wegen der Menge militairischer Thathandlungen für den jungen Krieger höchst unterrichtend und lehrreich; überdem aber stellt es auch noch das getreueste Gemälde von den Sitten des französischen Adels zum Ende des funfzehnten und Anfange des sechzehnten Jahrhunderts dar.

Ein genauer Auszug aus obgedachtem Buche soll den Gegenstand nachstehender Blätter ausmachen. Zwar besitzen wir bereits in Deutschland zwey kleine biographische Aufsätze, die Bayards vornehmste Thaten enthalten. Der erste, wahrscheinlich aus dem Französischen übersetzt, erschien zu Leipzig 1777 unter dem Titel: Bayard, oder der Mann ohne Tadel, und ist in sehr poetischer Prose geschrieben: den zweyten lieferte uns das zweyte Stück der Olla Potrida von 1782 aus einer alten französischen Handschrift; sie beschäftigt sich besonders mit der Liebesgeschichte Bayards und der Frau von Randau. Aber ungeachtet beyder halten wir doch nachstehenden Auszug nicht für überflüßig, und hoffen, daß unsere Leser mit uns einer Meynung seyn werden.

Außer obgedachtem Werke besitzen die Franzosen noch eine andere Biographie des Ritter Bayards, die gleichfalls von einem seiner Zeitgenossen, Simphorien Champier, geschrieben, und 1525, folglich zwey Jahre früher, als diejenige, von der wir nachstehenden Auszug liefern, zu Lyon

gedruckt

gedruckt wurde. Sie ist in sechs Büchern abgetheilt, und stimmet in allen kriegerischen Begebenheiten und Thaten ihres Helden meistentheils mit unserm Autor überein.

Unter der Menge großer und guter adelicher Häuser, die im Delphinat entsprossen sind, zeichnete sich das Haus Bayard *) wegen seines Alterthums und edlen Herkommens besonders aus. An dem großen Tage von Poitiers hauchte der Ur-Großvater des guten Ritters ohne Furcht und ohne Tadel zu den Füßen des Königs Johann von Frankreich sein Leben aus; bey Crecy starb sein Aeltervater den Tod der Helden; bey Montlhery blieb sein Großvater auf dem Schlachtfelde, wo er, ohne die kleinen zu rechnen, sechs tödtliche Wunden empfangen hatte; und bey Guinegate wurde sein Vater so hart verwundet, daß er seitdem beständig zu Hause bleiben mußte, wo er endlich im achtzigsten Jahre seines Alters starb. Von einer geheimen Ahndung angetrieben, daß er wohl nicht lange mehr dieses Pilgerleben hieniden genießen würde, berief dieser gute Vater einige Jahre vor seinem Tode seine vier Söhne in Gegenwart seiner Gemahlin zu sich. Diese Dame, klein von Körper, aber groß am Verstande, und von der ungeheucheltsten Gottesfurcht, war die Schwester des Bischofs von Grenoble, aus dem Hause Allemand, eines der vornehmsten im Delphinat. Der gute Greis frug den ältesten seiner Söhne, der damals 18 bis 20 Jahre alt war, welchem Stande er sich zu widmen gedächte? Der Jüngling antwortete, daß er nie das väterliche Haus verlassen, und

ihm

*) Der wahre Name des Helden dieser Geschichte war Terrail, oder du Terrail; sein Vorname hieß Peter, und seine Geburt fällt ins Jahr 1476. Sein Vater nannte sich Bayard, nach dem Namen des Schlosses, das er bewohnte, und sein Sohn fuhr fort, sich so wie er zu nennen.

ihm bis an das Ende seiner Tage dienen wolle. "Nun gut, "Georg, sagte der Vater, weil du denn doch deinen vä- "terlichen Heerd so liebst, so bleibe hier, und bekämpfe die "Bären." — Hierauf frug er den zweyten, dieser war der gute Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, was er denn zu werden gedächte? — Unser Held war damals ungefähr 13 Jahr alt; voll Munterkeit und lächelnd antwortete er so, als ob er 50 Jahr alt gewesen wäre: "Gnädiger Herr Vater! "so sehr ich auch aus kindlicher Liebe mich verbunden fühle, "alles zu vergessen, und euch bis ans Ende eures Lebens zu "dienen, so muß ich doch bekennen, daß eure Erzählungen "von großen Männern der Vorwelt und unsern Ahnen, wo- "mit ihr mich täglich unterhalten habt, in meinem Herzen "zu tief Wurzel geschlagen haben, als daß ich nicht wünschen "sollte, eben so wie ihr und eure Vorfahren mich dem Kriegs- "stande zu widmen; denn hiezu habe ich vor allen andern "Dingen in der Welt die meiste Lust; auch hoffe ich mit "Gottes Hülfe euch darin keine Schande zu machen." — Weinend für Freude antwortete der gute Greis: "Mein "Kind, Gott gebe dir seine Gnade; kommt es mir doch vor, "als sehe ich in dir die Gesichtsbildung und Leibesgestalt dei- "nes Großvaters wieder, der zu seiner Zeit einer der voll- "kommensten Ritter in der Christenheit war; ich will also "dafür sorgen, daß dein Wunsch bald erfüllt werde." — Nun frug er seinen dritten Sohn, zu welcher Beschäftigung er sich denn entschlossen habe? — Er antwortete, daß er eben den Stand ergreifen wollte, dem sich sein Oheim, der Herr von Aisnay, *) gewidmet habe. Der Vater willigte in seine Wünsche, und schickte ihn durch einen seiner An- verwandten zu besagtem Onkel, der ihm die Tonsur geben ließ; durch Vermittelung seines tapfern Bruders ward er nach-

*) Aisnay hieß die Abtey, wovon der zweyte Bruder der Frau von Bayard Abt war, und lag nahe bey Lyon.

nachher Abt von Josaphat in der Vorstadt von Chartres in Beauce. Der jüngste Sohn erklärte sich eben so wie der vorhergehende, und ward daher zu seinem andern Onkel, dem Bischof von Grenoble, geschickt, der ihn kurz nachher zum Domherrn bey der Kirche zu unserer lieben Frauen ernannte. In der Folge ward er durch eben die Vermittelung wie sein Bruder Abt, und endlich gar Bischof von Glonderes in Provenze. Doch es ist Zeit diese drey Brüder zu verlassen, und zu unserm Hauptheldeu wieder zurück zu kehren.

Gleich den andern Morgen nach der Erklärung des jungen Bayards ließ sein Vater seinen Schwager, den Bischof von Grenoble, nach dem Schlosse Bayard einladen, das nur 5 bis 6 französische Meilen von dieser Stadt entfernet lag. Der Bischof, der nichts so sehr wünschte, als seinen Nebenmenschen dienen zu können, und das beste Herz von der Welt besaß, reisete sogleich dahin ab. Bey seiner Ankunft fand er seinen Schwager beym Feuer in einem Sorgstuhl sitzend, so wie es alte Leute zu thun pflegen. Beyde umarmten sich zärtlich, und brachten den Abend in Gesellschaft verschiedener anderer Edelleute, die gleichfalls eingeladen waren, vergnügt zu. Den andern Morgen hielt der Prälat die Messe, so wie er es täglich zu thun gewohnt war. — "Wollte Gott! (ruft unser Autor hier aus) daß unsere heu"tigen Prälaten eben so treue Diener Gottes, und eben so "mitleidig gegen die Armen seyn möchten, als er es zu seiner "Zeit war." — Nach der Messe wurde zu Mittage gespeiset, wo denn unser Held bey Tische aufwartete, und sich so gut dabey betrug, daß er jedermann für sich einnahm. So bald das Essen und das Gebet nach der Mahlzeit vorbey war, redete der alte Ritter seine Gäste folgendergestalt an: "Mon"seigneur, und ihr meine Herren, es ist Zeit, daß ich euch "die Ursache entdecke, warum ich euch habe kommen lassen. "Ihr seyd alle meine Anverwandten und Freunde, und schon

"lange

"lange müßt ihr bemerkt haben, wie sehr mich das Alter zu
"Boden drückt; und wie unwahrscheinlich es ist, daß mein
"Leben noch zwey Jahre dauren kann. Gott hat mir vier
"Söhne geschenkt, wovon sich jeder bereits seinen künftigen
"Stand erwählt hat. Unter andern entdeckte mir mein Sohn
"Peter, daß er ein Kriegsmann werden wollte, worüber ich denn
"kein geringes Vergnügen empfinde, denn er gleicht im äußer-
"lichen vollkommen meinem seligen Herrn und Vater, eurem
"Anverwandten; wenn er ihm nun auch in seinen innern
"Eigenschaften gleichen will, so ist kein Zweifel, daß er nicht
"dereinst ein großer und reicher Mann werden wird, wel-
"ches denn euch allen, wie ich hoffe, als meinen guten Ver-
"wandten und Freunden, zu großen Freuden gereichen wird.
"Um nun diese Bahn für ihn zu öfnen, halte ich es für nö-
"thig, ihn anfänglich in das Haus eines Prinzen, oder
"andern großen Herrn, zu bringen, damit er sich ehrbar auf-
"führen, und wenn er etwas größer seyn wird, den Kriegs-
"dienst lernen möge. Ich bitte auch dahero sämmtlich, daß
"mir ein jeder den Ort anzeige, wo er seiner Meynung nach
"am schicklichsten untergebracht werden kann." — Einer der ältesten Edelleute erklärte hierauf, daß er es für den Jüngling am besten hielte, wenn er an den Hof des Königs von Frankreich geschickt würde; ein andrer sagte, daß er es in dem Hause Bourbon sehr gut haben würde, und so sagte einer nach dem andern seine Meynung. Endlich nahm der Bischof von Grenoble das Wort: "Mein Bruder, (sagte er)
"ihr wißt, wie große Freundschaft der Herzog Carl von
"Savoyen gegen uns hegt, und daß er uns unter die Zahl
"seiner Diener rechnet; ich glaube daher, daß er euren Sohn
"gerne unter seine Pagen aufnehmen wird. Er befindet sich
"gegenwärtig zu Chambery, und folglich in der Nähe.
"Wenn es euch und der Gesellschaft also gut dünkt, so will
"ich ihn morgen früh zu ihm führen, ihn vorher aber zu die-
"ser Reise ausrüsten, und mit einem guten Klepper versehen,

"den ich vor einigen Tagen vom Herrn du Riage erhalten
"habe." — Der gute Alte, mit diesem Vorschlag vollkom-
men zufrieden, überlieferte ihm seinen Sohn mit den Wor-
ten: "Nehmt ihn hin, Monseigneur, ich will Gott bitten,
"daß er Eurer Empfehlung keine Schande machen möge." —

Der Bischof schickte hierauf sogleich in die Stadt, und ließ seinen Schneider herauskommen, der zugleich Befehl empfieng, Sammet, Atlas und andere nöthige Dinge zur Bekleidung des Jünglings mit sich zu bringen. Den andern Morgen war schon alles fertig, und nach dem Frühstück bestieg unser Held sein Roß, und tummelte es unten im Schloßhofe vor der Gesellschaft vollkommen so ajoustirt, als wenn man ihn zur Stunde dem Herzog von Savoyen hätte vorstellen wollen. Kaum fühlte das Pferd die geringe Last seines jungen Ritters, als es so schreckliche Sätze machte, daß jedermann für den Knaben in Angst gerieth. Aber anstatt um Hülfe zu schreyen, freute sich unser Held vielmehr über die Lebhaftigkeit seines Rosses. Kühn, wie ein junger Löwe, gab er ihm die Sporn, und jug auf dem Hofe so herum, daß er es bald zahm machte. Zufrieden und lächelnd frug der Greis seinen Sohn, ob er sich nicht gefürchtet habe? Denn kaum waren es vierzehn Tage, daß er die Schule verlassen hatte. Mit einer zuversichtlichen Miene antwortete der junge Bayard: "Gnädiger Herr, mit Gottes Hülfe hoffe ich, der-
"einst dies Roß, oder ein andres, an einem weit gefährlichern
"Ort tummeln zu können. Denn jetzt bin ich ja unter mei-
"nen Freunden; denn aber hoffe ich mich unter den Feinden
"des Herrn, dem ich dienen werde, zu befinden." — "So
"wollen wir denn fort, (sagte der gute Bischof von Grenoble,
"der schon fertig zur Abreise war,) du darfst nicht absitzen,
"lieber Neffe, du kannst ja so von deinen Freunden Abschied
"nehmen." Mit einem fröhlich zufriednen Gesicht wandte sich unser Held zu seinem Vater. "Gnädiger Herr und Vater,

"(sagte

„(sagte er) ich bitte Gott den Herrn, daß er euch ein langes „glückliches Leben, und mir die Gnade schenken möge, daß „ihr noch vor eurem Tode gute Nachrichten von mir höret. —" „Amen! (sagte der Vater) und ertheilte ihm seinen Segen." Nun nahmen sie von allen übrigen Edelleuten Abschied, die sehr zufrieden mit seiner kühnen ruhigen Miene waren. Dann kam die Reihe an seine gute Mutter, die, ungeachtet sie wußte, daß ihr Sohn seinem Glücke entgegen eilte, dennoch heftig und viel weinte. Man hatte ihr nur eben gesagt, daß sie eilen müßte, wenn sie ihren Sohn noch einmal sehen wollte, der schon zu Pferde, und zur Reise gerüstet war. Sie gieng also unverzüglich hinten zur Burg hinaus, und ließ ihren Sohn zu sich rufen, den sie folgendergestalt anredete: „Lieber Peter, du trittst jetzt in die Dienste eines „guten Fürsten. Ich befehle dir daher bey aller meiner müt„terlichen Gewalt, drey Dinge genau zu beobachten; thust du „es, so sey versichert, daß es dir in der Welt immer wohl „gehen werde. Erstens: liebe, fürchte und diene Gott vor „allen andern; vermeide so viel möglich, ihn je zu beleidigen. „Denn er ist es, der uns alle schuf, und uns alle erhält; „er ist es, der uns selig machen wird, und ohne ihn würden „wir kein gutes Werk in dieser Welt ausüben können. Alle „Morgen und alle Abend bete zu ihm, und er wird dir hel„fen. Zweytens: verlange ich von dir, daß du gegen jeden „Mann vom Stande sanft und höflich, und ferne von allem „Stolz seyn sollst. Sey überhaupt gegen jedermann demü„thig und dienstfertig; verabscheue das Afterreden und Lügen, „und sey mäßig im Trinken und Essen. Beflecke dich nicht „mit dem garstigen Laster des Neides, und sey nie weder ein „Schmeichler, noch ein Klätscher; denn selten machen Leute „dieser Art ihr Glück. In Thaten sowohl, als in Worten, „sey bieder; breche nie deine Wort; helfe armen Wittwen „und Wayfen, wo du nur immer kannst, und sey versichert, „daß Gott es dir lohnen wird. — Drittens: vergiß nicht, mit

„dem

„dem Reichthum, den dir Gott verleihen wird, den Armen „und Nothbedürftigen beyzustehen, und glaube mir, mein „Sohn, daß dergleichen Allmosen dir großen Nutzen in diesem, „sowohl als im künftigen Leben, schaffen werden. Dieses, mein „Sohn, ist alles, was ich dir zu sagen habe. Ich sowohl, „wie dein Vater, werden wahrscheinlich nicht lange mehr „leben; Gott verleihe uns indessen nur die Gnade, daß wir, „während dessen wir noch hier hienieden wallen sollen, bestän„dig gute Nachrichten von dir hören mögen." Der junge Bayard dankte gerührt seiner Mutter für ihre gute Lehren, und nahm auf das zärtlichste Abschied von ihr. Die gute Dame gab noch ihrem Sohn einen kleinen Beutel, in welchem sich 6 Thaler in Golde, und 1 in Silbermünze befand; auch überlieferte sie noch außerdem einem der Bedienten des Bischofs ein kleines Felleisen, in welchem sich die nöthige Wäsche für ihren Sohn befand, und bat denselben, so bald er dem Herzoge von Savoyen vorgestellt seyn würde, ihn bestens dem Aufseher der Pagen zu empfehlen, und diesem in ihrem Namen zwey Thaler einzuhändigen. Während dessen hatte auch der Bischof von Grenoble von der anwesenden Gesellschaft Abschied genommen, und rief nun seinen Neffen, der sich muthig auf sein Roß schwang, und nun gieng der Zug nach Chambery, wo damals der Herzog von Savoyen seinen Hof hielt.

Sie hielten sich unterwegens so wenig auf, und eilten so sehr, daß sie noch am Abend des nemlichen Tages zu Chambery eintrafen. Hier wurde der Bischof von der ganzen Clerisey eingeholt. Denn Chambery stand seit den ältesten Zeiten unter dem Bißthum Grenoble, und der Bischof hatte daselbst seinen Official, und seinen eigenen Hof. Er stieg bey einem ansehnlichen Bürger ab, weil der Herzog mit seinem ganzen Hofstaat seinen Pallast bewohnte. Den Abend blieb er zu Hause; aber der Herzog hatte doch schon

seine

seine Ankunft erfahren, und war nicht wenig erfreut darüber, denn der Bischof wurde allgemein für einen sehr heiligen Mann gehalten. Den folgenden Tag machte der Bischof dem Herzog frühe seine Aufwartung, der ihn mit vieler Freundlichkeit empfieng, und sich mit ihm zusammen nach der Kirche verfügte, wo der Bischof das hohe Amt hielt. Nach geendigtem Gottesdienste nahm ihn der Herzog mit sich zur Tafel. Der junge Bayard mußte seinen Onkel während der Mahlzeit mit Trinken bedienen, und hier war es, wo ihn der Herzog zum erstenmal bemerkte, und daher den Bischof frug, wer dieser junge Knabe wäre? „Gnädigster „Herr, (antwortete der Bischof) es ist ein junger Kriegs„mann, der Euch zu dienen wünscht; blos um seinenthalben „bin ich hergekommen: doch jetzt ist er nicht in dem Zustande, „worin ich ihn gerne Ew. Durchlaucht vorstellen wollte. „Erlaubt demnach, daß ich solches bis nach aufgehobener „Tafel verschiebe.„ Der Herzog, der von dem ersten Augenblick an schon Neigung zu dem Knaben fühlte, erwiederte: daß er ein Geschenk dieser Art mit Vergnügen annehmen würde.

Bayard, der seines Onkels Willen vollkommen verstanden hatte, hielt sich nicht lange beym Essen auf, sondern eilte, so bald nur möglich, nach Hause, sattelte sein Pferd, und ritt im kurzen Schritt nach dem Vorhofe des Pallastes, welches der Herzog bewohnte. Der Herzog hatte bereits die Tafel verlassen, und spatzierte mit seiner Gesellschaft in dem Hofe herum. Hier ward er unsern Helden gewahr, der so meisterlich sein Pferd zu regieren wußte, als ob er dreyßig Jahre alt, und der beste Reuter von der Welt gewesen wäre. Der Herzog bewunderte ihn, und fragte den Bischof von Grenoble, ob dieses nicht sein junger Liebling wäre? „Es „ist mein Neffe; (antwortete der Bischof) er ist aus einem „guten Hause, welches schon manchen braven Ritter hervor„gebracht hat. Sein Vater, mit Wunden belastet, die er

„im

„im Kriege empfangen hat, und von Schwachheit und Alter „niedergedrückt, hat nicht selbst kommen können, um sich „Eurer Gnade zu empfehlen, und Euch seinen Sohn zum „Geschenk anzubieten.„ — „Ich will dieses Zutrauen ver„dienen, (sagte der Herzog) und nehme daher das Geschenk „willig und gerne an, denn es ist schön und gut. Gott gebe, „daß dieser Knabe dereinst ein wackerer und biedrer Mann werden möge.„ Er wandte sich hierauf zu einem seiner Stallmeister, dem er anbefahl, auf den jungen Bayard ein wachsames Auge zu haben. Der Bischof von Grenoble dankte dem Herzoge für die Gnade, womit er seinen Neffen annahm, verabschiedete sich, und kehrte vergnügt nach Hause zurück. Der Herzog aber blieb noch eine Zeitlang zu Chambery, bis er sich endlich entschloß, dem König Carl VIII. von Frankreich einen Besuch abzustatten, der sich damals zu Lyon aufhielt, und dessen Hof wegen der vielen Ritterspiele und anderer prachtvollen Lustbarkeiten, womit er sich die Zeit verkürzte, einer der glänzendsten in Europa war.

Unser Held hatte sich während seines Aufenthalts in Chambery in allen ritterlichen Uebungen so sehr vervollkommnet, und war jederzeit so artig und bescheiden gegen jedermann gewesen, daß er nicht nur von seinem Herrn, dem Herzoge, geliebt, sondern auch von allen Damen, dem ganzen Hofstaat, und den sämtlichen Bedienten geschätzt wurde. Er folgte dem Herzoge an den französischen Hof, wo sein Herr auf das freundschaftlichste aufgenommen wurde. Das staatliche Ansehen und die Artigkeit des jungen Bayards zogen bald die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, der nicht umhin konnte, den Herzog zu fragen, wer dieser Knabe wäre. Der Herzog antwortete: sein Page sey der Sohn adlicher Eltern aus dem Delphinat, und erzählte überhaupt dem Könige die Art und Weise, wie er ihn bekommen hätte; wobey er nicht vergaß, ihn als einen vortreflichen

Reuter zu rühmen. Dieses reizte die Neugier des Königs, er verlangte, den jungen Bayard zu Pferde zu sehen. Sein Wunsch wurde sogleich erfüllt, und Bayard tummelte sein Roß mit so vieler Geschicklichkeit, daß der König äußerst vergnügt darüber war, und von dem Herzoge von Savoyen begehrte, ihm den Pagen zu überlassen. „Gnädigster Herr, (sagte der Herzog) ich, und alles, was ich „habe, steht zu eurem Befehl; Gott gebe nur, daß er Euch „dereinst nützliche Dienste leisten möge.„ Der König trug hierauf dem Herrn von Ligny, aus dem Hause Luxemburg, einem seiner Lieblinge, die Aufsicht über den Pagen auf. Dieser Herr war sehr vergnügt über diesen Auftrag, denn er zweifelte nicht im geringsten, aus dem Jünglinge dereinst einen Mann zu bilden, der seiner Führung Ehre machen würde, und der Erfolg entsprach auch vollkommen seiner Vermuthung.

Drey Jahre lang blieb Bayard Page; nach Verlauf derselben, und da er das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, ernannte ihn der Herr von Ligny zu einem seiner Hofjunker, und stellte ihn bey seiner Compagnie an. Kurze Zeit nachher langte ein burgundischer Edelmann an dem Hofe zu Lyon an. Er hieß Meßire Claude de Vauldray, und war einer der wackersten Ritter seiner Zeit. Dieser Herr bat den König, um den jungen Adel für Müßigkeit zu bewahren, ihm zu erlauben, ein Waffengehäge (pas d'Armes) zu errichten; wobey es jedem Edelmann frey stehen sollte, zu Pferde oder zu Fuß, mit der Lanze und der Streit-Axt zu kämpfen. Der König gab gerne seine Einwilligung hierzu; denn er war, wie schon gesagt, ein Freund von Ritterspielen. Der Herr von Vauldray ließ also das Waffengehäge fertig machen, und hieng bey demselben 6 Schilde auf. Stellte sich nun ein Edelmann ein, der zu kämpfen verlangte, so mußte er einen dieser Schilde berühren, und sich bey dem Waffenkönig, der den Auftrag dazu hatte, einschreiben lassen.

Eines Tages gieng Bayard bey diesen Schilden vorüber. „Ach Gott, sagte er zu sich selbst, wenn ich nur wüßte, „wo ich das Benöthigte hernehmen könnte, wie gerne würde „ich an einen dieser Schilde schlagen, um mich dadurch in „den Waffen zu üben; zugleich blickte er starr auf die Schilde, „und blieb tiefsinnig stehen! Einer seiner Cameraden, „gleichfalls ein Zögling des Herrn von Ligny, der Bellabre „hieß, befand sich bey ihm, und frug, was ihm fehlte. „Bayard entdeckte ihm seinen Wunsch, und beklagte zu„gleich, daß es ihm an Geld fehlte, um sich die benöthigte „Rüstung und Pferde anzuschaffen. Bellabre, der weit älter, als Bayard, und von Natur kühn und unternehmend war, tröstete den armen Niedergeschlagenen, und schlug ihm vor, sich deshalb an seinen Onkel, den Abt von Aisnay, der vermögend genug war, zu wenden. „Ich schwöre es „bey Gott, (setzte er hinzu) wir wollen beyde zu ihm gehen, „und woferne er ja nicht mit Gelde herausrücken sollte, so „wollen wir Pfaffen werden; aber ich bin überzeugt, daß er „gerne euch willfahren wird, so bald ihr ihm nur euren „Wunsch entdecken werdet.„ Durch dieses Zureden gemüthigt, schlug Bayard an die Schilde. Der Waffenkönig lächelte über sein Begehren, und verwunderte sich, daß ein so junger Mensch mit einem alten erfahrnen Ritter, wie der Herr von Vauldray war, anbinden wollte. Indessen blieb unser Held fest bey seinem Vorsatz, und betheuerte, daß er es nicht aus Stolz, sondern blos nur darum thäte, um sich von einem geschickten Meister in ritterlichen Uebungen unterrichten zu lassen.

Der Ruf von Bayards Kühnheit erscholl bald überall in Lyon. Der Herr von Ligny war sehr vergnügt darüber, und eilte unverzüglich zum Könige, der gleichfalls seine Freude darüber äußerte. „Bey meinem Leib, Vetter Ligny, „(sagte er) euer Zögling wird euch einst Ehre machen, denn

„mein Herz sagt es mir.„ — Wir wollen sehen, wie es ablaufen wird; (erwiederte der Herr von Ligny) indessen scheint er mich doch noch zu jung, um dem Herrn von Vauldray hinlänglich Widerstand leisten zu können.

Während dessen hatte sich Bayard und sein Freund Bellabre zu Wasser nach Aisnay verfügt. Den ersten, den sie bey ihrem Eintritt in die Abtey antrafen, war der Abt selbst, der in Gesellschaft eines seiner Mönche seine Horas abbetete. Der Abt, der schon wußte, daß sein Neffe die Schilde des Herrn von Vauldray berührt hätte, und aus seinem Besuch schloß, daß er nur blos käme, um Geld von ihm zu begehren, empfieng sie eben nicht zum besten. Er schalt seinen Neffen sehr aus; warf ihm seine Kühnheit und Stolz vor, daß er als ein Knabe, der noch kaum die Pagen-Schuhe ausgetreten hatte, sich schon an einen so wackern Ritter, wie der Herr von Vauldray, war, reiben wollte, und schloß damit, daß er für seinen Eigendünkel die Ruthe verdiene. Alle diese Vorwürfe, so schmerzlich sie ihm auch waren, hörte Bayard gelassen an; er versicherte ihn, daß keinesweges Stolz, sondern blos nur die Begierde, sich Ruhm zu erwerben, und sich seiner Ahnen würdig zu machen, ihm diese Kühnheit eingeflößt habe, und bat ihn auf das beweglichste, ihm mit etwas Geld unter die Arme zu greifen. Der Abt blieb aber noch immer bey seinem Sinn. Er sagte: daß die Güter der Abtey blos zur Bestreitung der Unkosten des Gottesdienstes angewendet, keinesweges aber zu Turnieren und Ritterspielen verschwendet werden müßten. Hier nahm Bellabre das Wort; er stellte dem Abt vor, daß er es blos nur den ritterlichen Heldenthaten seiner Ahnen zuzuschreiben hätte, daß er Abt wäre; daß er darauf Rücksicht nehmen, und daher auch jetzt mit seinem Ueberfluß seinem Neffen beyspringen müsse, u. s. w. Endlich wurde der Abt glücklich überredet, so daß er seinem Neffen aus der Noth zu helfen versprach.

Er

Er führte die beyden Freunde in sein Wohnzimmer, öfnete einen Schrank, und nahm aus einem Beutel hundert Thaler, die er dem Bellabre überlieferte, und ihn bat, für dieses Geld seinem Neffen, der noch zu jung ihm schien, als daß er mit dem Gelde gut umgehen würde, zwey Pferde zu kaufen. Zugleich schrieb er auch an den Kaufmann Laurencin in Lyon einen ofnen Brief, und ersuchte denselben, seinem Neffen zur Ausrüstung alles benöthigte Geld vorzuschießen; denn er vermuthete nicht, daß dieses eben sehr hoch zu stehen kommen würde. Auch diesen Brief übergab er dem Bellabre, der nun sowohl wie sein Neffe, nachdem ihm dieser letztere den wärmsten Dank abgestattet hatte, Abschied nahmen, und sich beyde wieder nach Lyon einschiften. Unterwegens stellte Bellabre seinem jungen Freunde vor, wie viel Nutzen er von diesem Creditbrief ziehen könnte, wenn er ihn recht gebrauchen wollte; denn keine Summe war in demselben benannt. Bayard gab ihm Beyfall, und beyde eilten nun so schnell, als möglich, fort, um, ehe sich noch der Abt vielleicht besinnen, und andere Maaßregeln ergreifen könnte, beym Laurencin ihr Gesuch anzubringen. Der Kaufmann empfieng sie auf das höflichste, und kaum hatte er ihr Gesuch vernommen, und den Creditbrief gelesen, als er sich sogleich in allem zu ihren Diensten erbot. Bayard ließ sich also an Gold- und Silber-Brocat, Sammet, Atlas, und andern seidnen Zeugen, 800 Franken an Werth, geben und verfügte sich damit nach seinem Quartier, wo er unverzüglich einen Schneider holen ließ, dem er diese Waaren zu bearbeiten überlieferte.

Während dessen hatte der Abt überdacht, welchen Mißbrauch sein Neffe von dem Creditbriefe machen könnte; er schickte daher sogleich seinen Haushofmeister nach Lyon, um den Kaufmann Laurencin zu benachrichtigen, daß er nichts mehr als 100, bis höchstens 120 Franken an Werth dem jungen

gen Bayard überliefern sollte. Aber der arme Haushofmeister kam zu spät; er mußte zu seinem Herrn mit der Nachricht zurückkehren, daß Bayard ihm bereits zuvorgekommen sey, und ungefähr 800 Franken an Waaren zu seiner Ausrüstung auf Rechnung des Abts aufgenommen hätte. Der Abt erzürnte sich baß über das Betragen seines Neffen, und befahl dem Haushofmeister, denselben in seinem Quartier aufzusuchen, und ihm anzudeuten, ohne Verzug alles ausgenommene, welches den Werth von 120 Franken überstieg, an Laurencin wieder zurück zu geben; widrigenfalls aber ihm zu versichern, daß er nie einen Heller mehr von ihm bekommen würde. Aber Bayard, der wohl vorher sah, daß es so kommen würde, hatte befohlen, wenn jemand im Namen seines Oheims, des Abts von Aisnay, nach ihm fragen sollte, demselben zu sagen, daß er nicht zu Hause sey. Der Haushofmeister suchte ihn also vergeblich, sowohl bey dem Herrn von Ligny, als auch noch an verschiedenen andern Orten, und mußte unverrichteter Sachen wieder zurückkehren. Hierüber ergrimmte der Abt so sehr, daß er ausrief: „Bey meinem Eid! es ist ein gottloser Bube; aber es soll ihm schon „gereuen!„ — Doch es ist Zeit, daß wir wieder zu unserm Helden zurückkehren.

Von den ausgenommenen Seidenzeugen, ꝛc. ꝛc. ließen sich Bayard und Bellabre jeder 3 ganze Kleider verfertigen; denn Bayard wünschte, seinen Cameraden eben so, wie sich, gekleidet zu sehen. Hierauf kaufte unser Held auf den Rath seines Freundes für 110 Thaler zwey tüchtige Pferde, nemlich einen starken, wohlgebaueten und feurigen Streithengst, und einen muthigen wohlgewandten Läufer. Auf diese Art ausgerüstet, erwarteten sie den zum Kampf angesetzten Tag.

Endlich kam dieser gewünschte Tag heran. Die vornehmsten Herren und wackersten Ritter des französischen

Hofes

Hofes versuchten ihr Heil. Alle hielten sich brav; aber der Herr von Vauldray blieb immer Sieger. Es war bey diesem Ritterspiele abgemacht worden, daß ein jeder Ritter nach geendigtem Kampfe mit entblößtem Gesicht längst den Schranken geführt werden sollte, damit ein jeder von den Anwesenden erkannt werden könnte, und dieses trug denn nicht wenig bey, daß die Kämpfer alle ihre Kräfte anstrengten, um nicht mit Schande zu bestehen. Endlich kam die Reihe an unsern Ritter, und es sey nun, daß der Herr von Vauldray ihn wegen seiner Jugend schonen wollte, oder daß er schon damals jene unerschütterliche Kraft und Stärke besaß, die ihn in allen seinen künftigen Kämpfen beseelte; genug, er betrug sich so, daß er von allen anwesenden Herren und Damen das Lob erhielt, sich am wackersten vor allen andern gehalten zu haben. Als er mit entblößtem Gesicht nach geendigtem Kampfe durch die Schranken geführt wurde, riefen die Damen laut aus: Vey vo ceſtou malotru, il a mieulx fay que tous les aultres. (Dieser Neuling hat braver gethan, als alle andere Ritter.) Der König und der ganze Hof überschüttete ihn gleichfalls mit Lobeserhebungen, und auch der Herr von Ligny, dessen Zögling er war, genoß derselben in reichem Maaße. Der Abt von Aisnay, sein Onkel, war blos der einzige, der kein Vergnügen über die Mannheit seines Neffen äußerte, weil er noch immer nicht sein Geld verschmerzen konnte.

Nach geendigtem Ritterspiele beorderte der Herr von Ligny unsern Helden, nach Aire, in der Pikardie, abzureisen, wo seine Compagnie in Garnison stand, um sich daselbst immer mehr und mehr in den Kriegs-Wissenschaften zu vervollkommnen. Vorher aber führte er ihn noch zum Könige, um von demselben Abschied zu nehmen. Der Monarch war sehr gnädig gegen ihn, und befahl, daß ihm 300 Thaler ausgezahlt, und ein gutes Pferd aus den königlichen

Marställen

Marſtällen gegeben werden ſollte. Der Herr von Ligny ſchenkte ihm noch ein Pferd; desgleichen eine beträchtliche Summe Silbergeld, und zwey ganze Kleider, von Kopf bis zu Fuß. Nachdem nun Bayard aller Orten Abſchied genommen, und die Bedienten des Herrn von Ligny für ihre bisherige Aufwartung reichlich belohnt hatte, reiſete er nach dem Ort ſeiner Beſtimmung ab.

Der Ruf von dem männlichen Verhalten unſers Helden auf dem Ritterſpiele zu Lyon hatte ſich auch bereits in Aire verbreitet. Seine neuen Cameraden waren ihm förmlich entgegen geritten, und führten ihn mit vielem Gepränge in die Stadt. Ungeachtet Bayard müde von der Reiſe war, ſo behielt er doch verſchiedene von ſeinen neuen Freunden zum Abend-Eſſen. Hier war es, wo einer von ſeinen Gäſten, der Tardieu hieß, ihm den Vorſchlag that, zu Ehren der Damen des Orts ein Stechen zu geben. Bayard, der nichts ſo ſehnlich, als die Gelegenheit, wünſchte, wo er ſich Ruhm erwerben, und ſeine militairiſchen Talente vervollkommnen konnte, genehmigte ſogleich den Plan ſeines Freundes, und nachdem er von dem Hauptmann Ludwig Dars, der die Compagnie, unter der er ſtand, commandirte, die Erlaubniß erhalten, ließ er unter Trompetenſchall bekannt machen: „daß er auf den 20ſten „Julius vor der Stadt Aire ein Turnier geben wolle, und „zwar ſollten diejenigen, die ſich an dieſem Tage als Kämpfer „einſtellen würden, ſämtlich zu Pferde, im ganzen Harniſch „erſcheinen, und im freyen Felde mit der Lanze und dem „Schwerdt gegen einander kämpfen; derjenige, der ſich von „ihnen am beſten halten würde, ſollte ein emailles Armband, „dreyßig Thaler werth, erhalten. Den andern Morgen „ſollte zu Fuß bey einer Barriere, die dem Kämpfer bis an den „Nabel reichen würde, gekämpft werden, und zwar anfänglich mit der Lanze, nachher aber mit der Streit-Axt, ſo lange, „bis die Kampf-Richter für gut finden würden, Friede zu „gebieten.

„gebieten. Der Preis für denjenigen, der sich am meisten „hervorthun würde, sollte in einem Diamant, 40 Thaler an „Werth, bestehen.„

In der Pikardie befanden sich damals 7 bis 800 junge Edelleute, die alle unter verschiedenen Compagnien dienten, und sich sämtlich an dem bestimmten Tage einstellten. Zum großen Vergnügen unsers Helden fand sich auch sein Freund Bellabre zu Aire ein. Kampfrichter waren der gute Hauptmann Ludwig Dars, und der Herr von Saint-Quentin. Sechs und vierzig Ritter kämpften gegen einander; 23 auf der einen, und eben so viel auf der andern Seite. Bey dem ersten Schall der Trompeten erschien Bayard auf dem Plan; sein Gegner war einer seiner Nachbaren aus dem Delphinat, Namens Tartarin, ein gewaltiger braver Krieger. Sie rannten auf einander, und Tartarin zerbrach seine Lanze einen halben Fuß unterhalb dem Eisen; dahingegen Bayard so gewaltig auf ihn traf, daß seine Lanze in 5 oder 6 Stücke zersplitterte. Im zweyten Rennen versetzte Tartarin seinem Gegner einen so derben Stoß gegen die eine Armschiene, daß diese dadurch in der Biegung des Arms zerschmettert würde, und jedermann glaubte, daß Bayards Arm zerbrochen seyn würde. Bayard stieß hingegen so heftig auf den Helm seines Gegners oberhalb dem Visier, daß ein Theil seines Federbusches an der Lanze hängen blieb. Auch ihre dritte Lanze brachen beyde so gut, ja man möchte wohl sagen, noch besser, als die vorigen. Nun erschien Bellabre auf dem Plan, gegen den sich der schottische Hauptmann, David von Fougas, stellte; beyde sowohl, als auch alle übrigen Ritter, die immer ein Paar nach dem andern erschienen, hielten sich sehr brav. Nach geendigtem Lanzenbrechen hub sich der Schwerdtkampf an, und auch hier war Bayard der erste Kämpfer. Schon beym dritten Hiebe zerbrach sein Schwerdt; aber dem ungeachtet wußte er sich

des Ueberrestes, welches ihm noch in der Hand blieb, so geschickt zu bedienen, daß er die ganze vorgeschriebene Anzahl der Hiebe vollführte. Nach einstimmigem Urtheil der Kampf-Richter hatten sich vor allen andern am besten gehalten: Bayard, Bellabre, Tartarin, der Hauptmann David, ein Gensd'arme von der Compagnie des Herrn von Corves und Tardieu.

Zu Abend versammleten sich alle Ritter und Damen in dem Quartier unsers Helden, der eine prächtige Abendmahlzeit veranstaltet hatte, und wo sich die ganze Gesellschaft nach dem Essen mit allerley Tänzen und andern Zeitvertreibe belustigte. Den andern Tag verfügten sich alle Kämpfer wieder auf den Turnier-Plan, und unser Ritter war auch diesesmal der erste auf dem Platz. Sein Gegner war ein Edelmann aus der Grafschaft Hennegau, der Hanotin von Sacre hieß. Sie gaben sich beyde so heftige Stöße mit ihren Lanzen, daß solche in Stücken brachen. Hierauf ergriffen sie ihre Streit-Aexte, und schlugen so mörderlich auf einander loß, daß es schien, als ob beyde ihr Leben in diesem Kampf lassen würden. Endlich gelang es dem guten Ritter Bayard, seinem Gegner einen so gewaltigen Schlag an den Kopf zu versetzen, daß er zu taumeln anfieng, und endlich genöthiget ward, die Erde zu küssen. Hier zwang der Befehl der Kampf-Richter den Sieger, von dem Besiegten abzulassen. Nach ihnen erschien nun Bellabre und Arnaulton de Pierre Forade, ein gasconischer Edelmann, auf dem Tummelplatz, die gleichfalls Wunder der Tapferkeit und Geschicklichkeit an den Tag legten. Nicht weniger Beyfall erkämpften sich Tardieu und der Hauptmann David; auch alle übrigen erwarben sich Ruhm und Lob.

Die Kampfrichter, nachdem sie die Stimmen der anwesenden Herren und Damen gesammlet hatten, ließen nun

die Trompeten erschallen, und der Herr von Saint-Quentin erklärte hierauf: daß, ohne den übrigen Kämpfern zu nahe zu treten, sich alle Stimmen vereinigt hätten, um dem braven Ritter Bayard den Dank des Turniers von beyden Tagen zuzuschreiben; er wandte sich hierauf zu unserm Helden, und sagte: „Seigneur Bayard, es steht nun in eurer Will„kühr, den Dank beyder Tage für euch selbst zu behalten, oder „solchen auch einem andern nach eurem Wohlgefallen zu „schenken.„ Bayard, der durch dies öffentliche Lob, welches ihm so einstimmig ertheilt wurde, ganz beschämt ward, entgegnete: „Weil man es denn von mir verlangt, so schenke „ich hiemit den Dank des ersten Tages dem Herrn von Bel„labre, und den des zweyten dem Hauptmann David, und „hoffe, daß weder Ritter noch Damen dagegen etwas ein„zuwenden haben werden.„

Bayard blieb noch zwey ganzer Jahre zu Aire in Garnison stehen, und erwarb sich während dieser Zeit nicht allein die Freundschaft, Liebe und Achtung seiner Cameraden, sondern auch aller Damen, sowohl in der Stadt, als in den umliegenden Gegenden. Der Zug, den Carl der Achte nach Neapel unternahm, machte diesem vergnügten Aufenthalt endlich ein Ende, denn die Compagnie des Herrn von Ligny war genöthigt, dem Heer des Königs zu folgen. Bayard, den nichts so sehr reizte, als Gelegenheit zu finden, wo er sich Ruhm und Ehre erwerben konnte, war äusserst vergnügt darüber. Auch betrug er sich bey allen Vorfällen in diesem Kriege so brav, daß er sich die Gunst seines Königs gänzlich erwarb. Unter andern Gnadenbezeigungen ließ ihm auch Carl 500 Thaler auszahlen für eine Fahne, die Bayard dem Feinde entrissen, und zu des Königs Füßen gelegt hatte. Nach geendigtem Feldzuge kehrte der König wieder nach Frankreich zurück. Verschiedene Edelleute folgten ihm, die, wie unser Geschichtschreiber meldet, großen

Reichthum

Reichthum mit sich nach Hause brachten; „einige aber hatten „noch etwas anders mitgebracht, waran sie ihr ganzes Leben „über genug auszustehen hatten: dies war eine Art von „Krankheit, die verschiedene Namen hat; einige nennen sie „das neapolitanische Uebel, andere hingegen das französische „Uebel; was mich betrift, so halte ich es für Uebels genug für „denjenigen, der damit belastet ist.„

Carl der Achte starb bald nach seiner Rückkehr aus Italien. Ihm folgte Ludwig von Orleans, der kurz nach seiner Thronbesteigung die Eroberung von Mayland zu seiner Haupt-Angelegenheit machte. Als ein Enkel der Valentine Visconti, seiner Großmutter, glaubte er, das gegründeteste Recht auf dieses Herzogthum zu haben, welches damals unter der Tyranney des Ludwig Sforza seufzte. Die Franzosen waren in diesem Feldzuge, unter der Anführung des Marschalls Trivelce und des Herrn von Aubigny, sehr glücklich. Die Stadt Mayland, sowohl als das Schloß, ergab sich ihnen, und Ludwig XII. hielt daselbst seinen Einzug während dessen Ludwig Sforza nach Deutschland floh, in Hofnung, von dem Kayser Maximilian Unterstützung und Hülfe zu erhalten. Der König kehrte bald wieder nach Frankreich zurück, und Bayard, der nun gleichfalls wieder in seiner Garnison sich befand, nahm Urlaub, um der Herzogin Blanka, Wittwe des Herzogs von Savoyen, seines ersten Herrn, die sich damals in Carignan, ihrem Wittwensitz, aufhielt, seine Aufwartung zu machen. Er wurde von dieser Prinzeßin sehr gnädig empfangen, und traf an ihrem Hofe den ersten Gegenstand seiner Liebe an. Dies war die Gemahlin des Herrn von Fluxas, eines piemontesischen Cavaliers, die er noch als Page geliebt, und die nun die erste Hofdame der Herzogin war.

Die Frau vn Fluxas war eine der größten Schönheiten ihrer Zeit, voller Sanftmuth und Grazie. Sie war sehr

ver-

vergnügt, unsern Helden wieder zu sehen, überhäufte ihn wegen seiner Thaten mit Lobsprüchen, und erinnerte sich noch der Zeit, da er sich gegen den Herrn von Vauldray so männlich bezeigt hatte. Desgleichen sprach sie von dem Turnier zu Aire, in der Pikardie, und von dem Ruhm, den er sich in dem letzten neapolitanischen Feldzuge erworben hatte. Bayard wurde über so vieles Lob ganz beschämt. Endlich setzte die Dame noch hinzu: „Ihr befindet euch jetzt in „einem Hause, dem ihr eure Auferziehung zu verdanken habt; „es würde euch also immer die größte Schande machen, wenn „ihr nicht hier so gut, als anderwärts, Gelegenheit geben „solltet, daß man eurer mit Ruhm erwähne.„ Zugleich schlug sie ihm vor, zur Ehre der Herzogin ein Turnier anzustellen. „Euer Wille ist Befehl für mich; (entgegnete der „Ritter) ihr seyd vor allen Damen diejenige, die zum „erstenmal mein Herz durch ihre herablassende Güte „gewonnen hat. Ich bin vollkommen überzeugt, daß „ich von Euch nie eine andere Gunstbezeigung, als „nur blos die Erlaubniß erhalten werde, euren schönen „Mund und eure Hände zu küssen; denn es würde doch nur „verlohrne Mühe seyn, etwas anders von euch zu begehren. „Auch wollte ich, mein Seel! lieber sterben, als euch zu „irgend einer unehrbaren Handlung nöthigen; ich ersuche „euch also blos nur um einen von euren Pelz-Ermeln, weil „ich solchen nöthig brauche.„ Die Dame, ob sie gleich nicht wußte, was er damit machen wollte, überreichte ihm dennoch selbigen, und er versteckte ihn derweilen in seinem Wamms.

Des folgenden Tages frühe schickte Bayard einen Trompeter nach allen Städten in der Runde, wo Garnisons standen, um den Adel nach Carignan zu einem Ritterspiele einzuladen. Der Preis für denjenigen, der sich am bravsten halten würde, sollte in einem Pelz-Ermel von Bayards Dame bestehen, an welchem ein Rubin, von 100 Ducaten

an Werth, befestiget seyn würde. Uebrigens sollte ein jeder Kämpfer 3 Speere brechen, und 12 Hiebe mit dem Schwerdt thun.

An dem bestimmten Tage fanden sich 15 Ritter auf dem Kampfplatze ein, wo die Herzogin ein prächtiges Gerüste für sich und ihren Hofstaat hatte aufbauen lassen. Unser Ritter begab sich gleichfalls dahin, und ihm folgten verschiedene seiner Cameraden, unter andern auch die Herren von Bonvent und von Montdragon, wovon sich besonders der letztere viele Ehre an diesem Tage erwarb. Auch hier war Bayard der erste auf dem Platz, noch eher als sein Gegner erschien, der Herr von Rouastre, ein muthiger Ritter und Panierträger des Herzogs Philibert von Savoyen. Aber ungeachtet alles seines Muths, seiner Geschicklichkeit und Behendigkeit, versetzte ihm doch Bayard einen so harten Stoß, daß er seinen Ringkragen durchbohrte, und die Lanze darob in 5 oder 6 Stücke zersplitterte. Im zweyten Rennen gieng es noch ärger. Rouastre bekam einen so derben Stoß über sein Visier, daß er den Federbusch seines Helms verlohr, und steigbügellos wurde. Beym dritten Rennen aber mußte Rouaster gar den Sattel räumen. Auch beym Schwerdtkampfe war Bayard Sieger, und die über dieses Turnier sehr vergnügte Herzogin ließ alle Ritter zur Abendmahlzeit bey sich einladen, wo denn nach geendigter Tafel viel getanzt wurde. Die Herren von Grammont und von Fluxas, als Kampfrichter, sprachen, mit einstimmigem Beyfall der ganzen Gesellschaft, den Dank des Tourniers dem Ritter Bayard zu, und händigten ihm selbigen ein. Aber der bescheidene Bayard erwiederte, daß man ihm mit Unrecht, und ohne gegründete Ursache diese Ehre erweise; hätte er ja etwas lobenswürdiges gethan, so müßte man es lediglich der Frau von Fluxas beymessen; welcher er auch hiemit den ihm geliehenen Pelz-Ermel überreichen wolle, um ihn an den zu

ver-

verschenken, der ihr dessen würdig zu seyn schiene. Der Herr von Fluxas, von der Rechtschaffenheit unsers Helden vollkommen überzeugt, war weit entfernt, die geringsten eifersüchtigen Gedanken zu hegen, sondern gieng vielmehr gerade zu seiner Gemahlin, in Gesellschaft des Herrn von Grammont, der sie folgendergestalt anredete: „Gnädige Frau! der „Ritter Bayard, dem wir den Dank des Turniers zuge„sprochen haben, hat in Gegenwart Ihres Gemahls erklärt, „daß Ihr allein solchen gewonnen hättet, und daß er seinen „Sieg blos dem von Euch erhaltenen Pelz-Ermel zuschreibe, „welchen er euch hiermit übersendet, um nach Eurem Wohl„gefallen damit zu walten.„ „Es sey darum, erwiderte „die Dame, und ich erkläre demnach, daß ich den Ermel zu „Ehren des biedern Ritters lebenslang als ein Kleinod auf„bewahren will; was aber den Rubin betrift, so spreche ich „solchen dem Herrn von Montdragon zu.„

Kurze Zeit nachher nahm unser Ritter Abschied bey der Herzogin; auch sagte er der Frau von Fluxas sein Lebewohl. Der Abschied gieng beyden sehr nahe; die Dame zerfloß fast in Thränen, und auch das Herz des Ritters war äusserst beklommen. Die auf Ehrbarkeit gegründete Liebe dieses zärtlichen Paars dauerte bis in den Tod; auch verstrich kein Jahr, daß nicht eins dem andern Geschenke überschickte, und einander Nachrichten von sich ertheilten.

Indessen war Ludwig Sforza seit der Mitte des Winters an der Spitze einer starken Armee, die größtentheils aus Deutschen bestand, wieder in der Lombardey angelangt. Er zwang die Franzosen, Mayland zu verlassen, und eroberte verschiedene Plätze in der Lombardey. Der brave Bayard stand damals ungefähr zwanzig französische Meilen von Mayland in Garnison. Er erhielt daselbst Nachricht, daß von dem Feinde ein Detaschement von 300 Pfer-

den

den zu Binas eingerückt wären. Nichts dünkte ihm leichter, als dieses Corps unvermuthet zu überfallen und aufzuheben. Er nahm zu diesem Endzweck 40 seiner Cameraden, die sich sämtlich freywillig angebothen hatten, zu sich. An ihrer Spitze grif er mit so vielem Muth und Ungestüm den Feind an, daß er ihn zum Weichen brachte. Fechtend zogen sich Ludwigs Krieger zurück, und wurden von den Siegern bis vor die Thore von Mayland verfolgt. Hier bemerkte zuerst der älteste von den französischen Gensd'armen, in welche Gefahr ihre unbedachtsame Hitze sie gestürzt hatte. „Zurück! Zurück! rief er„ und seine Cameraden gaben seinem Ruf Gehör. Nur Bayard allein, für Begierde zu siegen außer sich, und taub gegen dieses wiederholte Schreyen, dringt mit den Flüchtigen zugleich in die Stadt. Hier fiel alles über ihn her, und nach langen Wiederstande sahe er sich endlich gezwungen, sich dem braven Cajeto zu ergeben. Dieser führte ihn zu dem Herzog Ludwig Sforza. Der gute Anstand, der Muth, und die edle Dreystigkeit, womit Bayard jede Frage des Herzogs beantwortete, nahm denselben so sehr zu seinem Vortheil ein, daß er ihn mit Lobsprüchen überhäufte, ihm sein Pferd zurückgeben ließ, und ihn ohne Ranzion wieder in Freyheit setzte. *) Der Herr von Ligny, dem er nach seiner Rückkunft zuerst seine Aufwartung machte, bezeigte ihm seine Verwunderung über seine schnelle Befreyung, und versicherte, daß er eben im Begrif gewesen wäre, einen Trompeter nach Mayland zu senden, um das Lösegeld, so man für ihn fordern würde, zu bezahlen. Der Ritter antwortete, daß ihn Ludwig blos aus eignem Antriebe seiner Großmuth befreyet habe Der Herr von Ligny fragte noch, ob Sforza noch Begierde geäussert hätte, den Franzosen eine Schlacht zu liefern.

*) Die Unterredung des Herzogs mit unserm Helden können unsere Leser im 2ten Stück der Olla Potrida von 1782 S. 112 der Länge nach antreffen, wo die Erzählung dieser Begebenheit dem Ritter selbst in den Mund geleget wird.

liefern. Bayard erwiederte, daß der Herzog ihm völlig der Mann zu seyn schiene, der sich nicht so leicht durch einen kleinen Unfall von seinem Vorsatz abwendig machen ließe.

Indessen fürchtete doch Sforza in Mayland von den Franzosen überfallen zu werden, er begab sich daher nach Navarra, wo er sein ganzes Heer zusammenzog. Kurz nachher wurde er daselbst von dem Herrn de la Tremouille belagert. Der französische General eroberte diese Stadt, und Sforza, der unter den Gefangenen bald erkannt wurde, sahe sich genöthiget, dem Herrn von Ligny seinen Degen zu überliefern. Man schickte hierauf diesen unglücklichen Fürsten nach Lyon, von wo er kurz nachher in das Schloß des Loches gebracht wurde, und daselbst auch sein Leben als ein Gefangener beschloß. Bayard erhielt zur Belohnung seines Wohlverhaltens in diesem Feldzuge die Fahne von der Compagnie des Herrn von Ligny, und da Ludwig XII. diesem General die Städte Vaugayre, Tortona und andre übergeben hatte, so brach er mit seinen Gensd'armen dahin auf, um sie seiner Herrschaft zu unterwerfen. Die Einwohner von Vaugayre, die immer genaue Anhänger des Ludwig Sforza gewesen waren, suchten sich bey ihrem neuen Herrn bestens deshalb zu entschuldigen, der aber anfänglich durchaus nicht auf sie hören wollte. Nur dem unabläßigen Bitten des Capitains Ludwigs Dars hatten sie ihre Begnadigung zu verdanken. Das schöne Silbergeschirr aber, welches sie in grosser Menge dem General zum Geschenk dargebracht hatten, wurde nicht angenommen, sondern von ihm auf der Stelle dem Ritter Bayard geschenkt. „Behüte mich der „Himmel, sagte dieser edle großmüthige Mann, daß ich et„was behalten sollte, was von so nichtswürdigen Leuten her„komt! Es würde mir nur Unglück bringen.„ Nachdem er dieses gesaget hatte, theilte er das Silbergeschirr Stück

für Stück, unter diejenigen aus, die gegenwärtig waren, ohne etwas davon für sich zu behalten. Diese großmüthige That, welche man bey einem Menschen ohne Vermögen in mehr verfeinerten Zeiten für thöricht würde gehalten haben, wurde damals nicht anders als edelmüthig gefunden. Bayard ward mit Lobsprüchen überhäuft, er erhielt, um ihn gewissermassen wegen dieses Verlustes, den er so edel seiner Ehre aufgeopfert hatte, einigermassen zu entschädigen, von dem Herrn von Ligny ein schönes Kleid von Carmoisinrothen Sammet mit gewirkten Atlas gefüttert, ein gutes Streitroß und einen Beutel mit 300 Thalern zum Geschenk.

Nachdem nun Ludwig XII. die ganze Lombardey erobert hatte, befahl er dem Herrn von Aubigny *) mit einem starken Heere nach Neapel aufzubrechen, um dieses Reich von neuem seiner Bothmäßigkeit zu unterwerfen. Dieser General bat den König um die Compagnie des Herrn von Ligny, die auch sogleich beordert wurde, ihn auf diesem Feldzuge zu begleiten. Es kostete wenig Mühe, sich dieses Königreichs zu bemächtigen. Friedrich, König von Neapel, war schwach genug, seine Krone an den König von Frankreich zu überlassen, gegen die Versicherung, daß er lebenslang die Einkünfte der Provinz Anjou in Frankreich, und noch einiger anderer beträchtlicher Ländereyen zu genießen haben sollte. **) So geschwinde indessen Frankreich auch dieses

König-

*) Er hieß Beraut Stuart, und war von eben dem Hause entsprossen, welches Schottland und England Könige gegeben hat. Er war Hauptmann von hundert schottischen Schützen von der königlichen Garde. Die erste Compagnie der heutigen französischen Garde, die die Schottische genannt wird, leitet ihren Ursprung von derselben ab.

**) König Friedrich starb zu Tours im Jahr 1504, er hinterließ als Erbin aller seiner Rechte auf das Königreich Neapel seine Enkelin Anna von Laval, die 1521 den Herrn Franz de la Trimouille heyrathete. Von ihr schreiben sich die Ansprüche her, welche das Hauß de la Trimouille noch heut zu Tage auf Neapel macht.

Königreich erobert hatte, eben sobald gieng es wieder verlohren. Die Ränke des Pabsts, und die äusserst angestrengte Macht des Königs von Arragonien entrissen den Franzosen diesen Staat auf immer. Der berühmte Gonsalvo de Cordua, einer der größten Feldherren seiner Zeit, war der Anführer des spanischen Heeres.

Während dessen sich die Franzosen noch im Besitz des Königreichs Neapel befanden, wurde die Compagnie des Herrn von Ligny in Monerrine in Guarnison verlegt; diese Stadt lag nicht weit von Andres entfernt, welches die Spanier noch besaßen. Bayard, dem das müßige Leben in dieser Besatzung unausstehlich war, that seinen Cameraden den Vorschlag auf Streitparteyen auszugehen, und den Feind zu beunruhigen. Der spanische Hauptmann Don Alonzo de Sotto-Major war in der nehmlichen Absicht aus Andres gerückt. Beyde Parteyen stiessen unterweges auf einander. Das Gefechte war hitzig, aber die Franzosen von Bayards Beyspiel angefrischt, der überall, wo er hinkam, Schrecken und Tod um sich her verbreitete, blieben Sieger. Die Spanier mußten weichen, und Don Alonzo fiel in die Hände Bayards, der ihn zwar mit sich nach Monerrine führte, aber den Vorsatz gefaßt hatte, ihn auf sein Ehrenwort frey zu lassen. Unterwegens suchte Don Alonzo den Händen des Siegers zu entkommen, er ward aber wieder ergriffen, und weit genauer als vorher verwahrt. Bayard war über seine Niederträchtigkeit so aufgebracht, daß er ihn mit Vorwürfen überhäufte, und ihn seines Standes unwürdig erklärte. Endlich kehrte Alonzo, nachdem er sein Lösegeld bezahlt hatte, wieder zu den Seinigen zurück. Aufgebracht über die von unserm Helden erhaltenen Verweise, lästerte er ihn auf die beleidigendste Weise, und war endlich frech genug, Bayard zu einem Zweykampf auszufordern.

Der gute Ritter stellte sich ein; Sotto-Major war von Natur brav, aber von einer Menge Wunden bedeckt, fiel er nach hartnäckigten Widerstande vom Pferde, und hauchte auf dem Kampfplatze seine Seele aus. Seine Cameraden suchten indessen seinen Tod zu rächen, sie schlugen kurz nachher den Franzosen einen Kampf vor, wozu von beyden Theilen sich eine gleiche, und aus dreyzehn Rittern bestehende Anzahl einfinden sollte. Man bewilligte ihr Begehren. Die Spanier, um den Vortheil zu haben, allein beritten zu seyn, tödteten gleich anfangs eilf Pferde ihrer Gegner. Bayard und d'Orose aus dem Hause d'Urfe blieben allein beritten, und hielten sich so tapfer, daß die Spanier ohngeachtet ihrer schändlichen List ihnen die Wahlstatt überlassen mußten. Wenige Tage nachher hatte unser Held noch einen glücklichern Vorfall. Bayard erhielt nemlich von seinen Spionen Nachricht, daß die Spanier für ihre Kriegskasse eine Summe von funfzehntausend Dukaten erwarteten. Er legte sich daher mit 20. Mann in einen Hinterhalt, und entführte den Feinden glücklich diesen Schatz. Das Geld ward nach der Stadt gebracht, und auf einem grossen Tische aufgeschüttet. Der Ritter Tardieu, einer von Bayards ältesten Kriegsgefährten, den Bayard bey dieser Expedition zwar mitgenommen, aber mit 25. Mann an einen andern Ort postirt hatte, kam eben dazu. Vom Glanz so vielen Goldes geblendet rief er aus: daß ihm die Hälfte davon gehöre, weil er an der Unternehmung Theil gehabt habe. „Ich gebe dieses zu,„ sagte der gute Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, „aber an der Abrechnung habt ihr keinen „Theil gehabt; und überdieß steht ihr auch unter meinem „Befehl, euer Recht hiezu ist demnach meinem Willen unterworfen.„ Tardieu glaubte sich durch Bayards Antwort beleidigt; er vergaß, was er seinem Wohlthäter und Führer schuldig war, und verklagte den guten Ritter auf der Stelle bey dem General.

Man

Man wunderte sich sehr, daß ein so alter Freund des Ritters, wie Tardieu, ihn einer Ungerechtigkeit und eines Geitzes beschuldigen konnte, ihn, den seine Feinde selbst für den billigsten und großmüthigsten aller Menschen hielten. Die Ursache ward bekannt und Tardieu verurtheilt. Allein er hatte sich schon selbst das Urtheil gesprochen. „Ich betrübe mich mehr,„ sagte er zu unserm Helden, „über das, „was ich gegen euch unternommen habe, als über den Verlust dessen, was ich zu erlangen hofte. Wie konnte es „mich verdriessen euch reich zu sehen? Weiß ich nicht, daß „ihr es nur für eure Freunde und besonders für mich seyd?„ Der Ritter umarmte ihn lächelnd, und ließ das Geld noch einmal zählen. „O rief Tardieu aus, wie glücklich würde „ich seyn, wenn mir nur die Hälfte davon zugehörte; Wahrhaftig! Ich würde lebenslang nichts weiter bedürfen.„ — „Behüte Gott, antwortete Bayard,„ daß ich einen so „braven Soldaten wie euch um eine solche Kleinigkeit verdrüßlich von mir lassen sollte. Nehmt die Hälfte dieser „Summe. Freywillig geb ich euch mit Freuden; aber mit „Gewalt würdet ihr es nie von mir erlangt haben.„ Gleich hierauf befahl er, daß sich seine Soldaten vor seinem Quartier versammlen sollten, wo er den Rest des Geldes, ohne das geringste für sich zurückzubehalten, unter sie austheilte.

Der spanische Kriegszahlmeister, der mit gefangen war, und in dessen Gegenwart alles dieses vorgieng, bewunderte eine so grosse Uneigennützigkeit; er fürchtete, der Ueberwinder möchte, weil er alles weggegeben hätte, sich an seiner Ranzion entschädigen wollen, und daher solche ausserordentlich stark fordern. Bayard entdeckte bald diese Unruhe. „Meine Pflicht als Soldat heischte von mir,„ sagte er, „euch gefangen zu nehmen. Ich gestehe euch gerne, daß ich „sehr erfreut darüber bin, weil mich der glückliche Erfolg

„meiner

„meiner Unternehmung in den Stand gesetzt hat, meinen „Cameraden gutes zu thun, und weil das, was ich euch „abgenommen habe, eurem Herrn gehörte, der ein Feind „des meinigen ist. Aber was euch betrift, so schenke ich euch „gerne euer Lösegeld, ihr seyd frey, und könnet abreisen, „wenn ihr wollt.„ Zugleich gab er ihm einen Trompeter mit, der ihn bis Barlette, dem Hauptquartier des Gonsalvo, geleitete.

Da nichts weniger unsre Absicht, als eine genaue aneinanderhängende Geschichte dieses Neapolitanischen Krieges zu schreiben, so begnügen wir uns nur blos, diejenigen Begebenheiten desselben zu berühren, woran unser Held vorzüglich Antheil hatte. Folgender Vorfall vermehrte seinen Ruhm.

Die Franzosen und Spanier standen an den Ufern des Flusses Garillan einander gegen über. Der spanische General wollte sich gerne einer Brücke bemächtigen. Er stellte sich daher, als ob er in einer sehr beträchtlichen Entfernung von dieser Brücke, wo der Fluß seicht war, einen Uebergang tentiren wollte. Durch diese Finte zog er den größten Theil der französischen Armee nach dieser Seite hin, während dessen er 200. Pferde gegen die Brücke marschiren ließ. Bayard lag unferne davon im Quartier; er ward das feindliche Manoeuvre zuerst gewahr, und sahe die ganze Gefahr voraus, die die französische Armee dabey laufen konnte. Schleunig befahl er also seinem Knappen le Baßque, einige Soldaten zusammen zu bringen, während dessen er die Vertheidigung der Brücke allein unternehmen wollte. Wüthend wie ein Löwe widersetzte er sich dem anrückenden Feinde. Alles, was ihm nahe kam, fiel unter den Streichen seines furchtbaren Arms. Endlich langte sein Knappe mit einigen Soldaten an. Die

Feinde

Feinde wurden zurück getrieben und verfolgt. Aber Bayard, dessen Pferd über die Trümmer der zerbrochnen Lanzen strauchelte, und mit ihm fiel, gerieth in die Hände der Feinde. Die Franzosen zogen sich zurück, aber bald wurden sie gewahr, daß ihnen Bayard fehlte. Guifray, einer der französischen Gensd'armen, schrie laut „kehrt zurück! ihr „Franzosen, kehrt zurück, die Spanier sollen nicht die Ehre „haben, die Blume der Ritterschaft uns zu entführen.„ Mit verdoppelten Kräften setzten sie also wider an den Feind. Bayard bekam Luft; er bemächtigte sich wieder eines Pferdes, schlug sich durch, und rief noch lächelnd den fliehenden Feinden nach. „Bayard geht fort, er war euer Gefangner!„

Einige Jahre nachher schloß Ludwig XII. mit dem Kayser Maximilian ein Bündniß gegen die Republik Venedig. Bayard stand in diesem Kriege zu Verona im Winterquartier. In den damaligen Zeiten gaben die Winterquartiere den Soldaten sehr oft Gelegenheit sich hervorzuthun, und ihre Tapferkeit zu zeigen. Bayard unterließ also seiner Seits auch nicht, während derselben die Venetianer zu beunruhigen. Eines Tages, da er mit einer beträchtlichen Anzahl seiner Soldaten eine Fouragirung deckte, fiel er unvermuthet in einen feindlichen Hinterhalt, der weit stärker, als sein Detaschement war. Ohne sich mit zählen seiner Feinde aufzuhalten, grif er sie mit dem lauten Geschrey, der Kayser und Frankreich! lebhaft an. Aber unglücklicherweise wurde sein Pferd unter ihm getödtet, und er unter der Last desselben zu Boden gedrückt, so daß er sich nicht allein wieder aufhelfen konnte. Seine Leute, die lieber den Tod, als ihn in den Händen seiner Feinde zu lassen, gewählt hätten, wandten alle ihre Kräfte zu seiner Befreyung an. Einer von ihnen, der Grammont hieß, stieg vom

Pferde,

Pferde, und half dem Ritter unter dem getödteten Pferde hervor. Aber ungeachtet aller ihrer Tapferkeit konnten sie doch beyde nicht verhindern, daß sie durch die Menge überwältiget, und gefangen genommen wurden. Die Wuth der Franzosen bey diesem traurigen Anblick war ausserordentlich, mit unglaublicher Anstrengung ihrer äussersten Kräfte drangen sie von neuem in den Feind, und endlich gelang es ihnen auch, den Ritter und seinen Gefährten den Händen der Venetianer wieder zu entreissen. Das Gefecht wurde wieder erneuret, und wenig fehlte, daß Bayard, dessen zweytes Pferd, so wie sein erstes, unter ihm getödtet wurde, abermals in die Hände der Feinde gefallen wäre. Endlich mußten die Venetianer der wütenden Tapferkeit, womit die Franzosen fochten, weichen, und sich mit der Flucht zu retten suchen. Bayard kehrte mit den Seinigen wieder nach Verona zurück, machte aber, um sich etwas auszuruhen, in dem Dorfe St. Martin Halte. Hier erhielt er durch einen Spion die Nachricht, daß die Hälfte des venetianischen Korps aus Müdigkeit nicht weiter, als bis zum St. Bonifaz, welches nur vier Meilen von St. Martin entfernt lag, hätte kommen können. Bayard faßte schleunig seinen Entschluß; um zwey Uhr des Morgens ließ er seine Leute aufsitzen, und mit Anbruch des Tages überfiel er den Feind, und hieb ihn nieder. Nur blos der Anführer der Venetianer und zwey Edelleute, die sich gefangen gaben, entgiengen diesem Blutbade. Einige Tage nachher gelang es unserm Helden, abermals ein venetianisches Korps von 2000 Mann Fußgänger und 25 Reuter zu zerstreuen. Mit diesen Belustigungen unterhielt sich Bayard während der Winterquartiere. —

(Der Beschluß folgt nächstens.)

III. Ueber

III.

Ueber die Würde und Niedrigkeit der menschlichen Natur, von David Hume.

Aus dem Englischen übersetzt.

Es giebt in der gelehrten Welt gewisse Secten, die sich insgemein eben so wie Fractionen in die politischen formiren, und obgleich sie bisweilen nicht zu einem öffentlichen Bruch kommen, so geben sie doch der Denkungsart derjenigen, die auf jeder Seite Partie ergriffen haben, eine eigne Richtung. Die merkwürdigsten dieser Art sind die Secten, die durch die verschiedenen Gesinnungen in Ansehung der Würde der menschlichen Natur entstehen; ein Punct, worüber Philosophen, Dichter und Priester vom Anfang der Welt bis auf diesen Tag gestritten haben. Einige erheben unsre Gattung zu den Wolken, und stellen den Menschen als eine Art von Halbgott dar, der seinen Ursprung aus dem Himmel hat, und augenscheinliche Kennzeichen seiner Abkunft und Verwandschaft an sich trägt. Andre hingegen berufen sich auf die üblen Seiten der menschlichen Natur, und können nichts endecken als die Eitelkeit, worin der Mensch die andern Thiere übertrift, die er so sehr verachtet. Wenn ein Schriftsteller viele Talente zur Rhetorik und Declamation besitzt, so hält er es gemeiniglich mit den erstern, ist er aber zur Ironie und Satyre geneigt, so wirft er sich natürlich auf die andre Seite.

Ich bin weit entfernt zu glauben, daß alle diejenigen, die unsere Gattung herabgewürdigt haben, Feinde der Tugend gewesen sind, und aus böser Absicht die Gebrechen ihrer Nebenmen-

benmenschen aufgedeckt haben. Im Gegentheil bin ich selbst der Meynung, daß ein verfeinerter Begrif von moralischen Handlungen, begleitet von einer melancholischen Gemüthsart, natürlich bey einem solchen Mann einen Widerwillen gegen die Welt erwecken, und ihn dahin bringen muß, daß er den gemeinen Lauf der menschlichen Dinge mit zu vieler Verachtung ansieht. Indessen bin ich überzeugt, daß die Meynungen derjenigen, die vortheilhaft vom menschlichen Geschlecht urtheilen, der Tugend günstiger als die gegenseitigen Grundsätze sind, die uns einen niedrigen Begrif von unserer Natur geben. Wenn ein Mensch eine hohe Idee von seinem Rang in der Schöpfung hat, so wird er sich natürlich bestreben darnach zu handeln; er wird sich hüten eine schlechte Handlung zu thun, wodurch er unter den Rang sinken könte, den er in seiner Einbildung einnimmt. Wir finden auch, daß alle unsre Mode-Moralisten auf diesen Satz bestehen, und sich bemühen, das Laster nicht allein als der Menschen unwürdig, sondern auch als verabscheuungswerth in sich selbst darzustellen.

Man findet wenig Streitigkeiten, die nicht ihren Grund in einem ausgedehnten Ausdruck haben, und ich bin überzeugt, daß der gegenwärtige Streit, in Betracht der Würde oder der Niedrigkeit der menschlichen Natur, nicht mehr davon ausgenommen ist, als irgend ein andrer. Es wird daher der Mühe lohnen zu untersuchen, was sich bey dieser Streitsache auf Wirklichkeiten oder nur auf blosse Worte bezieht.

Kein vernünftiger Mensch wird leugnen, daß ein natürlicher Unterschied zwischen Verdienst und Unverdienst, Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit sey; dennoch ist es augenscheinlich, daß, wenn wir den Ausdruck anwenden, der

entweder

entweder unsern Beyfall oder unsern Tadel bezeichnet, wir gemeinhin mehr durch Vergleiche dahin gebracht werden, als durch einen bestimmten und unveränderlichen Maaßstab in der Natur der Dinge. Auf gleiche Weise sind Menge, Ausdehnung und Grösse bey jedermann als wirkliche Dinge anerkannt; allein wenn wir ein Thier groß oder klein nennen, so machen wir allemal einen heimlichen Vergleich zwischen diesem Thier und andern von derselben Gattung, und dieser Vergleich ist es, der unser Urtheil in Ansehung dessen Grösse bestimmt. Ein Hund und ein Pferd können genau von einer Grösse seyn, man wird den einen wegen der Grösse seines Körpers und das andre wegen der Kleinheit bewundern. Wenn ich daher bey einem Streit gegenwärtig bin, so untersuche ich allemal bey mir, ob der Gegenstand des Streits auf Vergleichung beruhe oder nicht; und im ersten Fall, ob die Streitenden die nehmlichen Gegenstände zusammen vergleichen, oder von Dingen reden, die weit von einander verschieden sind.

Wenn wir uns von der menschlichen Natur Begriffe bilden, so machen wir gewöhnlich Vergleiche zwischen Menschen und Thieren; die einzigen mit Gedanken begabten Kreaturen, die uns in die Sinne fallen. Dieser Vergleich ist gewiß dem Menschengeschlecht vortheilhaft. Auf der einen Seite sehen wir eine Kreatur, deren Gedanken durch keine enge Gränzen weder in Ansehung des Orts noch der Zeit beschränkt sind; die ihre Nachforschungen in die entferntesten Regionen der Erde, und über diese Erde bis zu den Planeten und den andern Himmelskörpern verbreitet, die zurücksieht um den ersten Ursprung, oder wenigstens die Geschichte des Menschengeschlechts, zu untersuchen, und denn wieder vorwärts sieht, um den Einfluß ihrer Handlungen auf die Nachwelt zu betrachten, und sich die Urtheile vorzustellen,

die

die man über ihren Karacter nach 1000 Jahren fällen wird; eine Kreatur, die in Wirkungen und Ursachen tief eindringt; von abgesonderten Dingen zusammenhängende Grundsätze bildet; die gemachten Entdeckungen so weit als möglich treibt; ihre Fehler verbessert und sogar aus ihren Irrthümern Vortheile zieht. Auf der andern Seite sehen wir eine Kreatur, die das wahre Gegenbild von dieser ist; eingeschränkt in ihren Bemerkungen und Urtheilen bis auf wenige die Sinnerührende Gegenstände, die sie umringen; ohne Neugier und ohne Vorsicht; blindlings durch den Instinkt geleitet, und die endlich in kurzer Zeit ihre höchste Vollkommenheit erreicht, über welche sie nie fähig ist, auch nur den geringsten Schritt vorzurücken. Welche grosse Verschiedenheit zwischen diesen Kreaturen! Und welch erhabenen Begrif müssen wir uns von der ersten in Vergleichung mit der letztern Gattung machen!

Diese Einbildung zu zernichten, bedient man sich gewöhnlich zweyerley Mittel: 1) durch eine unlautere Darstellung der Sache und durch eine zu grosse Rücksicht auf die Schwäche der menschlichen Natur. 2) Dadurch, daß man eine neue und geheime Vergleichung anstellt zwischen Menschen und Wesen mit der vollkommensten Weisheit begabt. Unter andere dem Menschen eigne Vortreflichkeiten gehört auch diese, daß er sich einen Begrif von Vollkommenheiten bilden kann, der weit über alles hinaus geht, was ihn seine eigne Erfahrung lehrt, und daß er in seinen Ideen von Weisheit und Tugend unbeschränkt ist. Er kann auf eine leichte Art seine Gedanken erheben, und sich einen Grad von Kenntnissen einbilden, welcher, in Vergleich mit dem seinigen, diesen sehr verächtlich scheinen läßt, und zwar so sehr, daß der Unterschied des menschlichen und thierischen Verstandes gewisser massen verschwinden muß. Da nun dieses ein Punct

ist,

ist, den jedermann einräumt, daß nehmlich der menschliche Verstand unendlich weit von vollkommener Weisheit entfernt ist, so ist es nöthig daß wir wissen sollten, wenn dieser Vergleich statt findet, damit wir nicht über eine Sache streiten, die keine wirkliche Verschiedenheit in unsern Gesinnungen veranlassen kann. Der Mensch ist viel weiter von vollkommener Weisheit, und sogar von seinen eignen Begriffen von vollkommener Weisheit entfernt, als es die Thiere von dem Menschen sind; dennoch ist die Verschiedenheit zwischen diesen letztern so groß, daß nichts als ein Vergleich mit dem erstern diesen Unterschied als geringfügig darstellen kann.

Es ist ebenfalls gebräuchlich, einen Menschen mit einem andern zu vergleichen; da wir nun sehr wenige finden, die wir weise und tugendhaft nennen können, so werden wir dahin gebracht, eine verächtliche Meynung von unserm Geschlecht überhaupt zu hegen. Um die Falschheit dieser Raisonnirungs-Methode einzusehn, muß man bemerken, daß die ehrenvolle Benennungen weise und tugendhaft nicht mit einem besondern Grad der Eigenschaften verbunden sind, die wir Weisheit und Tugend qualificiren, sondern daß sie nur aus der Vergleichung entstehn, die wir zwischen Menschen und Menschen anstellen. Finden wir einen Mann, der einen ganz ungewöhnlichen Grad von Klugheit besitzt, so nennen wir ihn einen weisen Mann. Wenn man daher sagt, daß wenig weise Leute in der Welt sind, so sagt man eigentlich nichts, weil sie diese Benennung nur allein durch ihre Seltenheiten verdienen. Wären die jüngsten unserer Gattungen so weise als Cicero oder Bacon, so würden wir dennoch Ursache haben zu sagen, daß es wenig weise Leute gäbe. Denn in diesem Fall würden wir unsre Begriffe von Weisheit erhöhen, und niemand eine besondre Ehre erzeigen, der sich nicht durch seine Talente von andern ausser-

ordentlich auszeichnete. Auf gleiche Art habe ich von gedankenlosen Personen die Bemerkung gehört, daß es wenig schöne Weiber gäbe, in Verhältniß mit denen die nicht schön wären; sie überlegten nicht, daß wir die Benennung schön nur solchen geben, die einen Grad von Schönheit besitzen, die ihnen nur mit wenigen gemein ist. Derselbe Grad von Schönheit, der bey jemand von unserm Geschlecht durchgehends für schön paßirt, würde bey einem Frauenzimmer Häßlichkeit seyn.

Da es gebräuchlich ist, um uns einen Begrif von unserer Gattung zu machen, daß wir sie mit den andern Gattungen über und unter uns vergleichen, oder auch diesen Vergleich zwischen einzelnen Geschöpfen einer Gattung anzustellen, so geschieht es, daß wir oft die verschiedene Bewegungsgründe und wirkende Grundsätze der menschlichen Natur vergleichen, um unser Urtheil darnach einzurichten. In der That ist dieses auch die einzige Vergleichungs-Art, die unsre Aufmerksamkeit verdient, oder etwas im gegenwärtigen Fall entscheidet. Wenn unsre selbstsüchtigen und lasterhaften Grundsätze so sehr über unsre geselligen und tugendhaften herrschten, wie einige Philosophen behaupten, so müsten wir ohne Zweifel eine verächtliche Meynung von der menschlichen Natur bekommen.

Diese ganze Streitigkeit ist größtentheils ein Wortstreit. Wenn ein Mann die Aufrichtigkeit bey der Vaterlandsliebe, und bey dem was wir public spirit nennen, leugnet, so weiß ich wahrlich nicht, was ich von ihm denken soll. Vielleicht fühlt er nie diese Leidenschaft auf eine so klare und abgesonderte Art, um alle seine Zweifel in Ansehung ihrer Kraft und Wirklichkeit zu heben. Wenn aber nachher ein solcher Mann auch alle Freundschaft verwirft, die nicht mit

Interesse

Interesse und Selbstliebe vermischt ist, alsdann bin ich überzeugt, daß er blos Worte mißbraucht, und die Begriffe der Dinge verwechselt; weil es unmöglich ist, daß jemand so selbstsüchtig, oder vielmehr so stockdumm seyn kann, um keinen Unterschied zwischen Mensch und Mensch zu machen, und nicht solchen Eigenschaften den Vorzug zu geben, die seinen Beyfall und Hochachtung erzeugen. Ich möchte wohl fragen, ob er so unempfindlich beym Zorn wäre, als er vorgiebt bey der Freundschaft zu seyn? Und ob Beleidigung und Unrecht ihn nicht mehr rühren als Gütigkeit und Wohlthaten? Unmöglich! Er kennt sich nicht selbst. Er hat die Bewegungen seines Herzens vergessen; oder er bedient sich einer von seinen Landsleuten verschiedenen Sprache, und nennt die Dinge nicht bey ihrem wahren Namen. Und was ist denn natürliche Zuneigung? Ist das auch eine Art von Selbstliebe? Ja! Alles ist Selbstliebe. Ihre Kinder werden geliebt, weil sie die ihrigen sind; ihr Freund aus derselbigen Ursache; ihr Vaterland verpflichtet sie nur so weit, als sie mit demselben verbunden sind. Wäre der Begrif von dem theuren Selbst aus dem Wege geräumt, so würde sie nichts rühren; sie würden eben so unthätig als unempfindlich seyn; oder wenn sie auch einige Thätigkeit bewiesen, so würde es nur aus Eitelkeit oder aus Ruhmsucht zu eben diesem Selbst seyn. Ich erwiedre hierauf: Ich bin willig, ihre Auslegung der menschlichen Handlungen anzunehmen, wenn Sie die Facta einräumen. Die Gattung von Selbstliebe, die sich in Güte gegen andre äussert, hat doch, wie Sie zugeben müssen, einen grossen Einfluß auf die menschlichen Handlungen, und bey vielen Gelegenheiten sogar einen grössern als diejenige Selbstliebe, die sich in ihrer ursprünglichen Gestalt zeiget. Denn wie viele gibt es nicht, die auf den Unterhalt und die Erziehung ihrer Kinder und Verwandten mehr als auf ihre eigne Vergnügungen wenden? Nach

ihrer Meynung kommt dieses von ihrer Selbstliebe her, da der Wohlstand ihrer Familie und Freunde zu ihren Vergnügungen gehört, oder auch wohl das Hauptvergnügen und ihr höchster Ehrgeitz ist. Sind sie also einer von diesen selbstsüchtigen Leuten, so wird ihnen die gute Meynung und das Wohlwollen von jedermann gewiß seyn; oder um nicht ihre Ohren mit diesen Ausdrücken zu beleidigen, iedermanns Selbstliebe, die meinige nicht ausgeschlossen, wird uns denn geneigt machen, ihnen zu dienen und von ihnen wohl zu sprechen.

Meiner Meynung nach sind es zwo Dinge, die diejenigen Philosophen irre geführt haben, denen die Selbstsüchtigkeit der Menschen so groß geschienen hat. Erstlich fanden sie, daß jede die Tugend und Freundschaft betreffende Handlung mit einem geheimen Vergnügen begleitet wäre, woraus sie schlossen, daß Tugend und Freundschaft nicht uneigennützig seyn könne. Allein die Falschheit dieses Schlusses ist auffallend. Die tugendhafte Empfindung oder Leidenschaft verursacht das Vergnügen, allein sie entsteht nicht daraus. Ich fühle ein Vergnügen meinem Freunde Gutes zu thun, weil ich ihn liebe, aber ich liebe ihn nicht eben dieses Vergnügens halber. Zweytens hat man immer gefunden, daß die Tugendhaften weit entfernt sind, gegen Lob gleichgültig zu seyn; man hat sie daher als eine Gattung von ruhmsüchtigen Menschen dargestellt, die nur allein nach dem Beyfall anderer geitzten. Dies ist auch ein falscher Schluß. Die Menschen sind sehr ungerecht, eine lobenswürdige Handlung, wenn sie einen Anstrich von Eitelkeit hat, deswegen herabzuwürdigen, oder sie gänzlich diesem Bewegungsgrund zuzuschreiben. Der Fall ist nicht der nehmliche mit der Eitelkeit als mit andern Leidenschaften. Wo der Geitz oder die Rache in einer anscheinend tugendhaften Handlung sich

einmischt,

einmischt, da ist es schwer, zu bestimmen, wie viel Theil sie daran haben, und es ist sodann natürlich, diese Leidenschaften als den einzigen handelnden Grundsatz dabey anzusehn. Allein, die Eitelkeit ist so genau mit der Tugend verbunden, und die Liebe zum Ruhm, der löbliche Handlungen zum Grunde hat, ist so nahe mit der Liebe zu diesen Handlungen um ihrer selbst willen verbunden, daß diese Leidenschaften fähig sind, mehr Mischung zu ertragen, als irgend eine andere Art von Zuneigung; und es ist fast unmöglich, die letztere zu haben, ohne einen Grad von der erstern zu besitzen. Wir finden daher, daß diese Ruhmbegierde allemal verschiedene Schattirungen hat, nach dem besondern Geschmack oder Gemüthsverfassung derjenigen Person, der sie zu Theil fällt. Nero hatte dieselbe Eitelkeit, einen Wagen zu regieren, die Trajan hatte, das römische Reich mit Gerechtigkeit und Geschicklichkeit zu beherrschen. Den Ruhm zu lieben, den tugendhafte Handlungen gewähren, ist ein gewisser Beweis von der Liebe zur Tugend. L.

IV.

Plutus *) und Cithere.

Ein Zweysprach.

Plut.

Schön guten Morgen, liebe Base!
Schwernoth! Sie trägt auch Ihre Nase
Heut gegen mich verzweifelt hoch.
Wir brauchten ja einander doch.

*) Der Gott des Reichthums. Wem brauch' ich Citheren als die Göttin der Liebe bekannt zu machen?
Anmerk. für manche Damen.

Cith.

Fürwahr nicht, theuerſter Herr Vetter!
So wenig als das Haupt der Götter
Ein Würmchen braucht, ſo wenig nützt
Mir Er, und das, was Er beſitzt.

Pluk.

So? immer noch die alte Leyer?
Seh' Sie mal zu — das Brod wird theuer —
Wie Sie Ihr junges Volk erhält.
Ich geb' Ihr keinen Heller Geld.

Cith.

Der Jüngling pflügt; ſein trautes Mädchen
Sitzt fröhlich an dem Spinnerädchen:
So fällt gewiß des Hungers Zahn
Nie meine lieben Kinder an.

Pluk.

Nun gut! Das wirſt etwa ein Stückchen
Schwarz Brod ab und ein Waſſerſchlückchen;
Doch meine Schneckchen ſeh Sie an!
Die ſchmauſen Wein und Marzipan.

Cith.

O Blinder, lieſ' doch aus den Mienen
Der treuen Liebenden, daß ihnen
Der Minne Honig ſüßer ſchmeckt,
Als all dein Wein und dein Confect!

Pluk.

Pfut.

Hab' mehr zu thun, als ihren Laffen
Ins Molken-Angesicht zu gaffen.
Kurzum, wer Ihr hängt treulich an,
Soll nimmer meine Gnade ha'n;
Soll nie den Wollustkitzel fühlen,
Nun mach Sie weiter keinen Kohl!
Scher Sie sich fort, und leb Sie wohl!

Cith.

Sie werden sackgrob, mein Herr Vetter.
Wie hab ich denn solch böses Wetter
Verdient? Ich will, da Sie nicht ruhn,
An Ihrer Brut ein gleiches thun.
Zu roh und dumm für edle Triebe,
Sey Brunst des Sperlings ihre Liebe,
Und kalt ihr Herz, wie nördlich Eis!
So bleiben wir im alten Gleis.

Robert.

V.

Hyder Ali.

Diese Nachrichten von dem berühmten Hyder Ali, dem fürchterlichsten Feind, den je die Engländer in Indien gehabt, sind aus einer ganz kürzlich erschienenen Geschichte dieses Kriegers gezogen, dessen Verfasser, ein französischer Officier, ehemals die Artillerie desselben als Chef commandirte.

Hyder Ali hatte blos seinem Genie sein Glück zu verdanken. Sein Muth und seine Klugheit waren es, die ihm den Thron erwarben. Er wurde zu Divanelli, einer kleinen Vestung an der bengalischen Gränze, gebohren, woselbst sein Vater, Nadimsäd, Befehlshaber über 10000 Reuter war. Von einer Eroberung zur andern, und von Sieg zu Sieg sahe man ihn stuffenweise aus einer Privat-Person einer der größten Prinzen in Indien werden. Er trug keinen Bart, ob dieser gleich ausdrücklich im Koran den Muselmännern zu tragen verordnet ist. Dieser von Hyder Ali verachtete Gebrauch setzte seine Hofleute in große Verlegenheit, die weder ihm, noch ihrem großen Propheten, mißfallen wollten; daher denn viele derselben einen Mittelweg einschlugen, und nur einen kleinen Stutzbart und wenig Haare am Kinn beybehielten. Jedermann hatte zu ihm freyen Zutritt, nur allein die Fakirs ausgenommen; diese ausschweifende und unsinnige Bettelmönche, die an allen Höfen Indiens in großem Ansehn stehn, und dreist genug sind, ungeachtet ihres stinkenden Aufzugs, die Fürsten wie ihres gleichen zu behandeln. Man sahe an seinem Hofe prächtige

Schau-

Schauspiels, die aber blos von jungen Mädchen gespielt wurden. Sie wurden schon in ihrer zartesten Kindheit hiezu auferzogen; dieses währete bis in ihr 17tes Jahr, wo sie aufhörten, Schauspielerinnen zu seyn; besonders waren sie in Tänzen außerordentlich geschickt.

Da Hyder Ali im Geräusch der Waffen erzogen, und fast beständig im Kriege gelebt hatte; so mußten ihm auch bisweilen widrige Zufälle begegnen. Diese machten immer großen Eindruck auf ihn, und seine von Natur freye und offene Gesichtsbildung war unfähig, seinen Mißmuth zu verbergen; allein, dennoch verließ ihn sein Muth und sein Genie niemals. Einer dieser Anfälle gab zu folgender Anecdote Gelegenheit: Der englische General Smith hatte den Hyder Ali geschlagen, und bemühte sich, die Nachricht von diesem Siege so geschwind, wie möglich, zu verbreiten. Kaum erfuhr es die Mutter dieses Fürsten, als sie sogleich in der übelsten Jahrszeit abreisete, um ihren Sohn aufzusuchen, der mit seinem Heere 150 französische Meilen von ihr entfernt war. Hyder Ali, der von ihrer Annäherung hörte, gieng ihr mit seinem Sohn und der ganzen Armee entgegen. Als sie den Zug der Fürstin erreichten, stiegen sie beyde vom Pferde, näherten sich ihrem Palankin, verbeugten sich tief, und nahmen sodann ihre Plätze auf beyden Seiten der Mutter; auf die Art giengen sie durch das ganze Heer. Endlich erreichten sie das Zelt des Hyder Ali, wo dieser alsdann zu reden anfieng. Er frug seine Mutter um den Bewegungsgrund einer so großen Reise in einer solchen Jahreszeit. Sie antwortete: „Ich habe sehen wollen, wie du dein übles „Glück ertragen würdest.„ Er versetzte hierauf, daß er Muth genug besäße, noch viel größere Anfälle zu erdulden. „Ich danke Gott dafür, (erwiederte sie) und will gleich „wieder umkehren, um deine Unternehmungen nicht aufzu„halten.„

Hyder

Hyder Ali hatte einen Schwager, Namens Mirza-Ali Khan, ein junger Mensch, der ein wenig ausschweifend gelebt, und daher fürchtete, vor Hyder Ali zu erscheinen, der ihn jederzeit zärtlich geliebt hatte. Aus dieser Ursache gieng er zu den Maratten, seinen Feind, über, und zwar an der Spitze eines kleinen Heers. Diese so unerwartete Verrätherey stürzte den Hyder Ali auf einige Zeit in die tiefste Schwermuth, besonders da gleich darauf viele andere Unglücksfälle über ihn einbrachen. Er wurde von Nizam, seinem Alliirten, verlassen, und vom englischen General Smith angegriffen, der ihn zwang, mit seinem Sohn nach dem Mittelpunkt seiner Staaten zu flüchten, die durch eine andere englische Armee bedrohet wurden. Diese trostlose Lage des Hyder Ali that auf den Mirza eine besondere Wirkung. Er warb Truppen an, durchstrich mit 20000 Mann die Königreiche Scirra und Massore, und lagerte sich 2 französische Meilen von der Armee seines Schwagers. Bald nach seiner Ankunft verfügte er sich, von einigen Reutern begleitet, zu den Vorposten desselben, nannte sich, und verlangte, daß man seinem Bruder Moctum wissen lassen möchte, daß er ihn erwarte, und zu sprechen wünsche. Moctum, über eine so unerwartete Nachricht erstaunt, eilte ihm entgegen, und rief, so bald er ihn gewahr wurde: „Was führt dich hieher?„ „Die „Reue, erwiederte Mirza. Ich komme, um so viel als „möglich, das Uebel wieder gut zu machen, daß ich unserm „Bruder verursacht habe. Ich bringe ihm ein Heer, viel „schöner und zahlreicher, als dasjenige, das ich ihm entzog, „und übergebe ihm meinen Kopf. Führe mich zu ihm.„ Vergebens bat Moctum, ihm Zeit zu lassen, ihren Schwager auf seine Ankunft vorzubereiten. „Nein, sagte Mirza, „führe mich zu ihm; ich fürchte nichts, als ihn nicht zu sehn.„ So giengen sie zusammen zum Zelte des Hyder Ali; Mirza sieht seinen beleidigten Schwager, will sich ihm zu Füßen werfen; allein, Hyder Ali umarmt ihn, und sagt:

„Du

„Du überraschest mich nicht, denn ich erwartete „dich!„

L.

VI.

Zur Geschichte der alten Philosophie und der Philosophen.

Wenn wir die wahren Werke des Zoroaster und des Merkur, oder des Hermes Trismegistus hätten, so würden diese gewiß die ältesten und sonderbarsten aller Schriften der alten Philosophen seyn; allein, wir wissen sehr wenig auf Wahrheit gegründetes von diesen so berühmten Männern. Man muß daher sogleich zu den sieben Weisen aus Griechenland übergehn, da sie die ältesten Philosophen dieses Landes waren, das die Welt aufklärte, und alle menschliche Kräfte gleichsam entwickelte. Diese Weisen haben uns keine großen Werke hinterlassen; aber einige ihrer Nachfolger haben uns viele ihrer Grundsätze und Sentenzien überliefert. Auch findet man in Plutarchs Werken einen Aufsatz, unter dem Titel: Das Banquet der sieben Weisen. Dieser berühmte Schriftsteller nimmt an, daß sie sich bey Periander, Tyrann von Corinth, versammleten, der ihnen ein großes Gastmahl gab, wobey denn allerley Gespräche vorfielen. Außerdem hat auch Diogenes Laertius uns Nachricht von diesen sieben griechischen Weisen hinterlassen.

Der erste derselben war Thales von Milet, aus einer sehr berühmten Familie, da er vom Agenor und vom Cadmus abstammete; er hatte viel gereiset, und bereicherte sein Vaterland mit seinen gesammleten Kenntnissen. Man beschuldigte

schuldigte ihn des Atheismus, obgleich er behauptete, daß nur ein einziges unerschafnes Wesen in der Welt sey, von welchem alle die andern herkämen.

Thales war zu seiner Zeit ein großer Naturkundiger, ein Astronom und auch ein Sterndeuter. Man schreibt ihm die Eintheilung des Jahres in 365 Tage, und die erste Erklärung der Sonn- und Mondfinsternisse zu. Er wurde durchgehends für den ersten der sieben Weisen gehalten, weil ihm nach dem Rath der sechs andern der goldne Dreyfuß zugeschickt wurde, den das Orakel des Apollo dem Weisesten bestimmt hatte. Er starb über 80 Jahr alt, da er im Amphitheater den öffentlichen Spielen zusah. Hier sind einige seiner moralischen Maximen.

Er pflegte zu seinen Schülern zu sagen: „Sey jederzeit dir selbst gleich.„

„Jüngling, überlege wohl, ob es nicht zu frühe sey, „dich zu verheyrathen; Alter, sieh dich vor, daß es nicht zu „späte sey.„

„Der Weise ist immer reich genug; aber es ist sehr selten, daß der Reiche weise sey.„

Solon, der zweyte dieser Weisen, war Urheber der vortreflichsten Gesetze, die je für die Griechen gemacht worden sind. Er hatte viel Mühe, daß sie in Athen angenommen wurden; endlich aber erhielt er doch seinen Zweck. Die Römer glaubten keine bessere zu finden, daher sie die Grundlage des berühmten Gesetzes der 12 Tafeln wurden, die wiederum der Grund des römischen Rechts sind. Solon ordnete seine ganze Gesetzgebung nach dem großen Grundsatz, daß die nützlichsten Gesetze diejenigen sind, deren Beobachtung mehr

Vortheile

Vortheile als die Uebertretung derselben gewähren. Es ist uns nur ein kleines sehr seltenes Büchelchen vom Solon übrig geblieben, worin er die Athenienser zu bereden sucht, die Insel Salamine wieder zu erobern. Clemens von Alexandria hat es uns aufbehalten.

Solon pflegte zu sagen, daß die glücklichste und am besten policirte Stadt diejenige sey, deren Einwohner in solcher Harmonie lebten, daß jeder von ihnen die dem andern angethane Beleidigung ansähe, als ob er selbst persönlich angegriffen worden sey. Man frug ihn, welches der beste Fürst oder die beste Magistratsperson wäre? „Derjenige, „(antwortete er) der sich selbst wohl zu beherrschen weiß; „denn es ist eben so schwer, ein Volk zu bessern, dessen „Oberhaupt sich selbst übel beherrscht, als den Schatten eines „Stabes gerade zu machen, wenn der Stab selbst krumm „ist.„

Solon hatte alle Regeln der Moral in ein einziges griechisches Disticcon gebracht, davon folgendes die Uebersetzung ist:

„Bete die Götter an, ehre deine Eltern, hilf deinen „Freunden, unterstütze die Wahrheit, halte Tugend und Ge„rechtigkeit hoch, hasse die Boshaften, mäßige deinen Zorn, „beneide niemand, und gehorche den Gesetzen.„

Unter den philosophischen Lehrsätzen des Solon waren auch folgende:

„Urtheile von dem, was du nicht siehst, nach dem was „du siehst.„

„Eine erkannte Rechtschaffenheit ist der beste Eid.„

Es wollte jemand den Solon wegen des Todes seines Sohnes trösten, und sagte: daß die Betrübniß und Verzweiflung doch in einem solchen Fall nichts hülfen. „Das „ist eben, was mich in Verzweiflung setzt, erwiederte er. „

Der dritte der sieben Weisen ist Chilon. Er war ein Lacedemonier, und man schrieb ihm die Einsetzung der Ephoren zu; eine Art öffentlicher Censores, die der Gewalt der spartanischen Könige das Gegengewicht hielten, und lange Zeit die Aufrechthaltung der Lycurgischen Gesetze besorgten. Chilon selbst bekleidete diese Würde. Auf seinem Todtbette sagte er: daß er während seiner Magistrats-Verwaltung nur einen einzigen Fehler begangen hätte, er habe nemlich das Leben einem Verbrecher gerettet, der sein bester Freund gewesen wäre.

Dieser Weise war in seinem Betragen kalt, sprach nicht viel, und faßte seine Denksprüche in wenig Worte; daher wird er auch für den Urheber des laconischen Styls gehalten, dessen Characteristik Gedrungenheit und viel Ausdruck ist.

Er pflegte zu sagen: „Hüte Dich vor Dir selbst.

„Wünsche nichts unmögliches, und siehe alles, was uns „gerecht ist, als unmöglich an. „

Er war ein Freund des berühmten Esopus; wenigstens hielte er mit ihm oft philosophische Unterredungen. Eines Tages frug ihn dieser Fabeldichter, ob er wüßte, was Jupiter im Himmel mache? „Ja, antwortete er, ich weiß es, er „erniedrigt, was erhöhet ist, und erhöhet, was niedrig ist. „ Man rechnete auf 200 Maximen dieses Weisen. Er pflegte zu sagen: „Ich besuche meine Freunde nur im Unglück, denn „wenn es ihnen wohl geht, haben sie meiner nicht nöthig. „

Man frug ihn, was am schwersten sey? Er antwortete: „Ein Geheimniß zu bewahren; seine Zeit wohl anzuwenden, und Beleidigungen zu ertragen.„

„Wenn du sicher zuschlagen willst, so drohe nicht.„

„Lobe die Todten, wenn sie hochachtungswerth, und verzeihe ihnen, wenn sie strafbar gewesen sind.„

„Ziehe einen kleinen Verlust einem großen, aber ungerechten, Gewinn vor.„

„Sey Herr in deinem Hause; suche es aber nicht bey andern zu seyn.„

Der vierte Weise war Pittacus von Mitylene. Er war der Gesetzgeber und Vertheidiger seines Vaterlandes; denn er gab demselben Gesetze, und vermehrte durch Eroberungen dessen Ländereyen und Reichthümer. Seine Maximen sind in ein Gedicht gebracht, das aus 600 griechischen Versen besteht. Hier sind zwey zur Probe.

„Wenn deine Freunde unter einander Streitigkeiten haben, so gieb dich nicht damit ab, ihr Richter zu seyn; denn dies ist ein Mittel, dich mit einem oder dem andern, vielleicht auch mit beyden, zu entzweyen.„

„Es gehört Klugheit dazu, Unglücksfälle vorherzusehn, und Muth, sie zu ertragen.„

Der fünfte der sieben Weisen ist Bias aus Priene in Carien. Er war Fürst und Feldherr seiner kleinen Stadt, die er verschiedenemal rettete, aber dennoch vom Cyrus erobert wurde. Aus Furcht vor der Plünderung flohen die Einwohner, und nahmen so viel von Effecten mit, als sie fortschleppen konnten. Bias verließ die Stadt fast nackend,

und

und da man ihm seine Sorglosigkeit vorwarf, antwortete er: „Ich trage alles mit mir.„ (womit er auf seinen Verstand, Rechtschaffenheit und Standhaftigkeit der Seele zielte, die ihm alles ersetzten.) Die Umstände seines Todes waren sonderbar. Er war schon sehr alt, als einer seiner Freunde ihn bat, seine Sache zu vertheidigen. Er bewilligte es, weil er sie gerecht fand, und wandte dabey seine ganze Beredsamkeit an. Während der Antwort der Gegenparthey schien er ermüdet, und schlief in den Armen seines Enkels ein, der neben ihm saß. Auf diese Weise blieb also die Widerlegung aus; dennoch entschieden die Richter für ihn. Als man ihm aber dieses günstige Urtheil bekannt machen wollte, wurde man gewahr, daß er todt war.

Er war es, der sich einst auf einem Schiffe während eines Sturms befand, und die vielen Gebete und Gelübde anhörte, die die Anwesenden in dieser Gefahr zu den Göttern thaten, worauf er sich zu einigen Bösewichtern, die ein gleiches thaten, mit diesen Worten wandte: „Schweigt still, damit „die Götter nicht erfahren, daß ihr hier seyd.„

Er pflegte zu sagen: „Der glorreichste aller Siege ist „der, den man ohne Blutvergießen gewinnt.„

„Unglücksfälle sind nur für diejenigen Uebel, die sie „nicht zu ertragen wissen.„

„Der Weise thut nichts böses, wenn er es auch kann; „der Thor hingegen bemüht sich, zu schaden, wenn er es auch „nicht kann.„

Die vortreflichste seiner Bemerkungen aber ist diese: Da er die unermeßlichen Schätze, die Crösus zusammengehäuft hatte, gewahr wurde, rief er aus: „O wie viel Dinge „kann ich entbehren!„

Cleobu-

Cleobulus ist der sechste Weise. Er war ebenfalls aus Carien gebürtig, und lebte lange Zeit in seinem Vaterlande ruhig und glücklich. „Bey diesen Vortheilen, die ihm die Philosophie gewährte, besaß er viele Vorzüge des Körpers; er war schön und von großer Stärke. Sein einziger Fehler war der Zorn. Seine Tochter Cleobuline, ein schönes und kluges Frauenzimmer, war die Freude seines Lebens; sie verstand die Kunst, ihn zu besänftigen, wenn er aufgebracht war. Sie war eine so große Philosophin, wie er, und überdem eine Dichterin. Man schreibt ihr die Erfindung des Hexameters zu. Da ihr Vater ein Vergnügen an Räthseln fand, so kleidete sie solche in diese Versart ein. Hier sind einige seiner Maximen:

„Verheyrathe dich nur mit deines Gleichen.„

„Gehe niemals aus dem Hause, ohne wohl zu bedenken, was du thun willst, und komme nie zurück, ohne zu überlegen, was du gethan hast.„

„Die beste Art, die Gottlosen zu kränken, ist, die Guten zu loben, und ihnen wohl zu thun.„

Der Probierstein erprobt die Metalle, und das Gold die Rechtschaffenheit der Menschen.„

„Nimm dich in Acht, deine Frau je öffentlich zu rühmen, auszuschelten, oder liebzukosen.„

Diogenes Laertius zählt Mison unter die sieben Weisen, weil man vorgiebt, daß das Delphische Orakel ihn dazu erklärte; außerdem aber machte er sehr wenig Aufsehn in der Welt. Sein Vater war Tyrann einer kleinen Stadt; sein Sohn aber entsagte der Nachfolge, und lebte in der Einsamkeit glücklich, aus welcher ihn nichts zu ziehen vermochte.

Man

Man hat uns keine seiner Maximen aufbehalten, indessen beweist sein practisches Leben, das 97 Jahr währte, die Gründlichkeit seiner Weltweisheit.

Periander, Tyrann von Corinth, wird gemeiniglich für den siebenden der griechischen Weisen gehalten, und zwar mit großem Unrecht, da er auf diese Ehre keinen andern Anspruch machen konnte, als die Gesellschaft, in der er sich mit diesen Weisen zu Zeiten befand, die er oft prächtig bewirthete, nur Mison ausgenommen, der nie aus seiner Einsamkeit gieng. Dieser Umgang mit den Weisen machte den Periander fähig, sehr gute Maximen zu lehren, die Diogenes Laertius uns hinterlassen hat. Indessen war das Leben und das ganze Betragen dieses sogenannten Weisen ganz seinen Maximen entgegengesetzt, und seine Geschichte ist ein Beweis mehr von der traurigen Wahrheit, daß man selten selbst ausübt, was man lehrt. Periander, nicht zufrieden, sein Land unterjocht zu haben, machte sich der abscheulichsten Handlungen schuldig; er brachte auf einen falschen Verdacht seine Gemahlin mit eigner Hand um, und ließ nachher alle seine Beyschläferinnen, die sie beschuldigt hatten, ebenfals umbringen. Er verstieß seinen Sohn, weil er seine Mutter beweint hatte, und da dieser unglückliche Prinz in seinem Exil umgebracht wurde, so rächte er sich auf die grausamste Weise an den Kindern derjenigen, die diesen Mord verübt hatten. Man beschuldigte ihn der Blutschande, und aller Verbrechen, die nur einen Tyrannen verabscheuungswürdig machen können. Indessen war eine seiner Sentenzen:

„Das Vergnügen ist vergänglich; die Ehre aber un„sterblich.„

Nach den sieben Weisen von Griechenland erschien der berühmte Pythagoras, von dessen Werken uns sehr wenig übrig geblieben ist; auch ist es noch sehr zweifelhaft, ob das-

jenige,

gelegt, und man sich sogleich, nachdem man den Ort, wohin sich eine jeden Dornstrahle und Spindeln, Schwingungen und den Zeitraum nach jede getreten, in thetische Minuten, die aber alle einen allgemeinen Sinn in sich begreifen. Die Analysis verstehen ist 73; allein sie in 10 Jahren darüber nicht Philosophen wird begreifen können. Eine sich einige davon nach seiner Erfindung.

„Diese Uhr hat durch den Stoß sich viele Zeit verloren.“ Das ist: Diese Uhrwerke sich nach vielen Stoß, die sie in sehr erlitten hat.

„Eben den Mann, aber eben die nicht.“ Das ist: Zwey Handwerksleute von gleicher Figur sehen, aber nicht in nachdenkend gegen einander.

„Verlieret nicht der Arbeiter.“ Dass diese verlorenen Minuten für ihn für seine Arbeit der Lebensunterhalt gebauet, arbeiten sie in nicht zu eine verwandter und dass die Gesellen, seinen Meistern, sich nach einer solchen Stadt und diesen Kräfte mit unverdrossenen Fleiß nähren sich. Eben auf diesen Ort hat man auch die große Ursache zu Handwerksgesellen. „Arbeiter und der thetischen Minuten,“ nennen er natürliche verlorenen hat, sind nur in Gewerbschaft verlieren und unverdrossenen Fleiß Stoffe sich.

„Arbeiten den Lohn, schlechter ihr aber Arbeit.“

Man muß bezeugen, sie nämlich sich, einerlauten, und sie nicht zugeben einer Lehrerschaft aufstehen.

„Klagen nur über sie der Herr.“

Meister sich befinden die beiden Instrumenten, und der einfachen Arbeit seiner Kunst zu erhalten.

„Den

„Geht auf die Seite, und macht Raum für die vorbeygehende Heerde.„

Gebt wenigstens eine Zeitlang den Meynungen der Menge nach.

„Werft keinen Stein bey den Zugängen der Brunnen.„

Leget demjenigen, was zum öffentlichen Nutzen gereicht, keine Hindernisse im Wege.

„Leget das Bündel Holz nicht auf einmal ins Feuer.„

Man muß nicht alle seine Hülfsquellen zugleich erschöpfen.

Die goldenen Denksprüche des Pythagoras hatten diesen Namen, weil wie das Gold das reinste unter allen Metallen ist, und nicht rostet, so sollen auch diese Lehren die Regeln aller Menschen und aller Zeiten seyn, und an die Tugenden des goldnen Zeitalters erinnern. Einer seiner Schüler, Namens Lysis, hat sie uns aufbehalten. Hier sind einige davon:

„Betet mit Demuth die ewigen Götter an; richtet euch „nach den Gebräuchen und Gesetzen der Länder, wo ihr euch „befindet, und verehret die Tugenden, die die Menschen mit den Unsterblichen verbinden.

„Ehre dich selbst.„

„Unglücklich sind diejenigen, die nur blos auf die Güter „des Lebens sehen, die sich in der Nähe befinden.„

Im folgenden sind die 2 letzten Sprüche vereinigt:

„Du wirst dereinst, von deinem Leibe entlastet, dich in „der reinsten Luft befinden, wirst unsterblich, unverweßlich, „mit einem Worte, du wirst ein Gott seyn.„

Man sieht daraus, daß dieser große Philosoph die Unsterblichkeit der Seele glaubte, eine Lehre, die Socrates noch näher bestimmte.

Dieser Weise wurde in einem Dorf, nahe bey Athen, gebohren. Er war von sehr geringem Herkommen, und hatte nur eine gemeine Erziehung. Man bestimmte ihn zu mechanischen Arbeiten; daher waren es weder Staatsgeschäfte, mit denen er nie etwas zu thun hatte, noch das Bücherlesen, denn man hatte damals fast keine, noch der Umgang mit Philosophen, die zu seiner Zeit höchst selten waren, wodurch sein Geist ausgebildet, und er der Weiseste aller Menschen wurde. Es war ein natürlicher Hang zu Beobachtungen, die ihn das menschliche Herz kennen lehrten, und die Geheimnisse der Natur enthüllten. Er verließ nie sein Vaterland, auch berichtet uns Plato, daß er nie von den Gedanken und Meynungen andrer Vortheile zog, sondern gewissermassen alle diejenigen selbst schuf, die ihm nöthig waren. Hievon ist die Meynung entstanden, daß er einen geheimen Genius besässe, der ihm alles zu rechter Zeit sagte, und ihm Ideen einflößte.

Er hatte übrigens nichts auffallendes in seinem Betragen. Er war mäßig, dennoch schlug er nicht ab, sich bey Gastmählern einzufinden, und ob er gleich dabey enthaltsam war, so widersetzte er sich doch nicht dem Vergnügen andrer. Ohne ein Wollüstling zu seyn, besuchte er bisweilen die Athenienssischen Buhlerinnen, die so liebenswürdig als klug waren, und man versichert, daß er ihnen an seiner Philosophie Geschmack beygebracht habe. Ihr Umgang wurde ihm dadurch noch angenehmer, daß seine beyden Frauen, Xantippe und

Mirtho, ihm zu Hause so viel Verdruß machten. Sie ermüdeten zwar seine Geduld nicht, doch machten sie ihm eine Zerstreuung äusserst nothwendig.

Man warf dem Socrates Feigherzigkeit vor, und versichert, daß er als Athenienſischer Soldat sich in zwey Feldzügen nicht wohl verhalten habe, in dem dritten aber viel Muth bewies; denn er rettete dem Feldherrn Xenophon das Leben, eben demjenigen, der nachher als Heerführer und Schriftsteller so berühmt geworden ist. Socrates sahe die Moral und das Studium des menschlichen Herzens als die vornehmste aller Wissenschaften an, daher auch Plato, und nach ihm Cicero, sagten, daß andre Philosophen sich durch Betrachtung des Firmaments verirrt, und sich gleichsam in eingebildeten Räumen verlohren hätten, anstatt daß Socrates die Philosophie vom Himmel auf die Erde gebracht, und sie auf das Studium des menschlichen Herzens angewandt hätte. Dieser erhabene Weise wurde als ein Atheist verdammt, aber Plato, der sein Schüler war, läßt ihn zu seiner Vertheidigung selbst reden. Er vertheidigte sich vor dem Areopagus und dem versammleten Athenienſischen Volk, woraus denn unwidersprechlich erhellte, daß, weit entfernt, das Daseyn eines Gottes zu leugnen, er von diesem Wesen viel richtigere Begriffe hatte, als seine Ankläger. Er hatte einen sehr zum Scherze geneigten Geist, und die Ironie war seine liebste rhetorische Figur. Man wird es bey allen Vorfällen gewahr, die von ihm erzählt werden, sogar bey seiner vorerwehnten Vertheidigung, bey seinen Antworten an seine Richter, die ihn verdammt hatten, und in seinen letzten Gesprächen, da er den Gift eben zu sich nehmen wollte, ja selbst, nachdem er ihn schon genommen hatte, und den Geist aufgeben wollte. Seine Ironie aber war sanft, ohne Bitterkeit und Galle; sie giebt uns den Schlüssel zu vielen Reden, die ihm zugeschrieben werden, und widersprechend scheinen.

So:

Socrates war es, der zuerst sagte: „Ich bin ein Cosmopolit;„ weil er als ein wahrer Weltbürger mehr für das Wohl der ganzen Menschheit, als für das Wohl seines Vaterlandes und seiner Familie besorgt war. Indessen hatte er nie Attica verlassen, und die Menschen blos in dem kleinen Zirkel seiner Mitbürger studirt; allein er besaß eine natürliche und überaus vortrefliche Logik, verbunden mit einer sehr feinen und richtigen Beurtheilungskraft, und da sich die Menschen überall einander ähnlich sind, so hatte er nicht nöthig, die Welt zu durchreisen, um sie kennen zu lernen. Er war auch der erste, der gesagt hat, daß alles, was er gelernt hätte, dieses wäre, daß er nichts wüßte. Eine Aeusserung, die zu allen Zeiten viel Stof zum Raisonniren gegeben hat. Plato schreibt sie einer grossen Bescheidenheit zu, aber Plutarch belehrt uns eigentlich, wie man sie verstehn muß; nemlich Socrates wollte durchaus nicht für einen Gelehrten angesehn seyn, hingegen wünschte er, daß man ihn für inspiriret halten möchte. Sein sogenannter Hausgeist war wahrscheinlich nichts anders, als ein grosser Scharfsinn, der ihm statt aller erworbenen Kenntnisse diente. Daher konnte er wohl behaupten, ohne sich Unrecht zu thun, daß er kein Gelehrter sey. Indessen läßt sich daraus kein Schluß gegen die Wissenschaften ziehn, da das Genie eines Socrates ein Phänomen ist.

Plato pflegte zu sagen, daß Socrates den Athenienſern von den Göttern gegeben worden sey, sie ihre Fehler kennen zu lehren, und sie auf dem Wege zur Tugend zu führen. Obgleich er den Charakter seiner Mitbürger und das Interesse seines Vaterlandes genau kannte, wollte er sich doch nie in Staatsangelegenheiten mischen; er begnügte sich, ihnen gute Grundsätze durch seine Lehren und durch sein eignes Betragen einzuflössen. Critias war sein Schüler gewesen, er vergaß aber seines Lehrers Vorschriften, und wurde der Tyrann der Republik. Die Athenienser wollten anfangs diesem Weisen

die Ungerechtigkeiten seines Schülers zur Last legen; da aber Socrates ihm öffentlich über sein böses Betragen die bittersten Vorwürfe machte, und den Muth derjenigen erhob, die ihn verjagten, so ließ man dem Weltweisen wenigstens dieses mahl Gerechtigkeit wiederfahren. Die Logik des Socrates war vortreflich, er hatte den wahren Gang der Natur ausgespäht, um zur Kenntniß der Wahrheit zu gelangen. Er setzte anfangs dasjenige, was er beweisen wollte, in Zweifel, wog die Gründe für und wider sorgfältig ab, und entschied endlich für die Wahrheit, aus welcher er allezeit die richtigsten Folgen herleitete. Diese Methode, die er in keinem Buche aufgezeichnet, sondern nur mündlich hinterlassen hatte, wurde nach seinem Tode vergessen. Wahrscheinlich veranlaßte dieses, daß die Meynungen seiner Schüler getheilt waren, und zwischen zwey der vornehmsten, Plato und Xenophon, über die Art die Wahrheit zu beweisen, grosse Streitigkeiten entstanden. Aristoteles stellte endlich die Socratische Methode wieder her, indem er den Syllogismus lehrte.

Socrates war auch der Erfinder der schönen heroisch-moralischen Fiction, die uns den Hercules auf dem Scheidewege vorstellt. Dieser Held war mannbar geworden, und war verlegen, welche Mittel er ergreifen sollte, um glücklich und glorreich zu leben. Er träumte, sich an einem Ort zu befinden, wo er zwey grosse Wege vor sich sah. An dem einen befand sich eine grosse und schöne Dame von edler Gestalt; ihre Reize schienen natürlich zu seyn; ihr Putz war reinlich und bescheiden; ihr Kleid war weiß; um ihre Stirne hatte sie eine goldene Binde, und in ihrer Hand einen goldenen Scepter. An dem andern Wege war ein ander Frauenzimmer, die beym ersten Anblick mehr gefiel, die aber einen grossen Theil ihrer Reize der Kunst schuldig war, mit der sie sich geputzt hatte. Sie hatte einen buhlerischen leichtfertigen Blick, der Bereitwilligkeit zeigte, zu gewähren, was sie am

sorg-

sorgfältigsten aufbewahren sollte. Jede dieser Damen wandte alle Bemühungen an, den Hercules zu vermögen, den Weg zu nehmen, der zu ihren Wohnungen führte. Der Held wurde bald gewahr, daß die eine die Tugend, und die andre die Wollust sey. Beyde machten ihre Vorstellungen, eine nach der andern. Die erstere verhehlte es nicht, daß, wenn er ihr folgte, er viel Mühe, Arbeit und Gefahr finden würde, daß aber auch nachher ihn ein Glück und ein solcher Ruhm erwartete, der ihn den Göttern gleich machen würde. Ihre Rivalin konnte ihm nichts versprechen, als ihn lange Zeit auf einem mit Blumen bestreueten Wege zu führen, wo die Vergnügungen ohne Aufhören mit einander abwechseln würden; sie sagte ihm aber nicht, wie diese Reise endigen würde. Hercules folgte hierauf ohne weiteres Bedenken der Tugend, und ward durch seine Thaten nach seinem Tode unter die Halbgötter versetzt.

Der Philosoph Aristip frug eines Tages den Socrates, was er für wahrhaft schön, gut und nützlich hielte? Dieser Weise, der die Absicht des Fragenden einsah, der nur wartete, bis diese oder jene Sache ihm genannt werden würde, um zu beweisen, daß sie nicht allezeit durchgängig gut sey, antwortete: „Die Umstände und der Zeitpunct bestimmen fast „immer die Schönheit, die Güte und die Nutzbarkeit eines „Gegenstandes; was zu einer Zeit nichts taugt, ist zu einer „andern vortreflich; was heute gefällt, kann morgen mißfallen; was man in einem Augenblick verachtet und verwirft, „kann nachher gerühmt und hochgeschätzt werden.„ Man frug ihn, welches die schönsten Häuser wären? Er antwortete: „Die gesundesten und bequemsten.„ Man sagte einst in seiner Gegenwart, daß gute Köpfe keiner Unterweisung bedürfen, worauf er versetzte: „Gerade das Gegentheil, denn „die besten Aecker haben am meisten Bearbeitung vonnöthen.„

Da ihn die Athenienser zum Tode verurtheilt hatten, stellte man ihm vor, daß er sich entweder durch die Flucht, oder durch einen freywilligen Tod der Strafe entziehen sollte: „Nein, antwortete er, ein braver Mann muß auf seinem Posten bleiben, so groß auch die ihm drohende Gefahr „ist, und wenn das Vaterland über sein Leben verhängt, so „muß er es ohne Murren hingeben.„ Wenn aber dessen Gesetze ungerecht sind? erwiederte man. „Auch dann muß „ich mich unterwerfen, und mich wie einen Soldaten ansehn, „der im Kriege umkommt, ohne sich zu erkundigen, ob sein „Fürst ihn mit Recht oder mit Unrecht führe.„

Es ist bereits oben gesagt, daß Xenophon und Plato die vornehmsten Schüler des Socrates waren. Der erstere war Feldherr, Staatsmann, Philosoph, Redner, Geschicht- und selbst Romanschreiber. Hier wollen wir ihn aber nur als Philosoph betrachten. Er verfertigte eine Apologie des Socrates, und machte auch die denkwürdigen Reden dieses Weltweisen bekannt. Auch schrieb er ein Buch, unter dem Titel: Banquet der Philosophen, und einen Dialog: Hiero, oder von dem Stande der Könige. Imgleichen besitzen wir ein Fragment von ihm über die Regierungsformen von Athen und Lacedemon.

Plato, mit dem Beynamen der Göttliche, stand im Alterthum in so hohen Ruf, daß ihm niemand hierin gleich kam; selbst Aristoteles nicht, obgleich dieser der Abgott des mitlern Zeitalters war. Plato stammte von einem Bruder Solons ab, und folglich auch von Codrus, König von Athen, der in gerader Linie vom Neptun seinen Ursprung hatte. Indessen gaben alle diese grosse Ahnenansprüche keinen Rang in der Athenienfischen Republik. Ehe er sich auf die Philosophie legte, suchte er seinen Verstand aufzuklären, und versuchte seine Talente in allen Fächern. Er studirte die Malerey,

und

und zeigte grosse Fähigkeiten zu dieser Kunst; er lernte die Musik unter einem geschickten Meister; er machte Verse nach allen damals bekannten Sylbenmaassen und Versarten, Dithyramben, Tragödien, Comödien, auch sogar kleine epische Gedichte. Alles dies erhielt Beyfall, und er selbst bildete sich ein, ein großer Dichter zu seyn, bis ihm die Werke Homers in die Hände fielen. Damals begrif er, wie weit er in jedem Fall hinter dem Verfasser der Iliade zurückbleiben würde, anstatt selbst voran zu stehn, wenn er sich ein ander Studium wählte. Er entsagte daher der Poesie in einem Epigram an den Vulcan, worin er diesem Gott gelobte, seine Verse zu verbrennen. Indessen erklärte er ausdrücklich in seinen Schriften, daß es ihm nicht leid wäre, sich in der Dichtkunst geübt zu haben, da sie am fähigsten ist, den Styl zu bilden, und die wahre Beredsamkeit zu erzeugen. Er fuhr dennoch fort, Epigrammen zu machen, besonders wenn er verliebt war, welches sich oft ereignete. Es ist uns eins davon übrig geblieben, das er auf die Xantippe verfertigte, die er auch nach einigen Schriftstellern heyrathete, und mit ihr einen Sohn zeugte. Er schickte ihr dabey eine Pfirsich, mit der Bemerkung, daß, „so wie der Saft, die Güte und das Frische „dieser Frucht sich geschwinde verliert, eben so vergehn die „Reize einer Schönen, daher sie ihre Tugend nutzen soll, um „die Begierden zu befriedigen, die in diesem Alter so leicht ent„stehn.„ Plato begnügte sich aber nicht, den Schönen allein zu huldigen, sondern er war auch nach der Gewohnheit seines Landes der Knabenliebe ergeben; er sandte an einen Jüngling, Namens Aster, die zärtlichste Liebeserklärung, worin er wünschte, ihn aus so viel Augen betrachten zu können, als Sterne am Himmel wären.

Er sah diesen verdorbenen Geschmack aber nachher ein, da er im dritten Buch seiner Republik behauptet, daß man nichts lieben soll, als was anständig und recht sey, und daß

dieses allein wahrhaft schön wäre; daß die Männer Jünglinge lieben sollen, aber nur wie ein Vater seine Söhne liebt, damit er sie zur Rechtschaffenheit anführen könne, und daß, wer andre Gesinnungen hat, oder sich anders beträgt, wie ein Ehrloser angesehen werden muß. Er tadelt in seinen Gesetzbüchern die Gebräuche von Lacedemon und Creta, wo man auf dem Kampfplatz und dem Theater nackende Mädgen sah.

Plato blieb zu Athen, so lange Socrates lebte; er sahe daselbst die durch die Lacedemonier verordneten dreyßig Tyrannen regieren, verwünschte ihre Despotie, und wollte durchaus nicht zu ihrem Oberhaupt Lysander kommen, der alle Mühe anwandte, einen Jüngling von so grosser Hofnung zu gewinnen. Er sahe endlich die Tyranney vernichtet, und die Authorität des Athenienſischen Volks wieder hergestellt, allein er wurde bald überzeugt, daß das Glück der Völker nicht sowohl von der Regierungsform, als von dem Charakter derjenigen abhängt, die daran Theil haben. Die Athenienser thaten sich selbst so viel Schaden, als ihnen nur immer die Lacedemonier gethan hatten. Socrates wurde ein Märtyrer der Philosophie. Sein Schüler Plato befand sich damals in der Insel Egina; er hörte die Nachricht davon mit Entsetzen, und beschloß sogleich zu reisen, sowohl um eine zeitlang sein Vaterland zu vergessen, als auch seine Kenntnisse zu erweitern. Er begab sich nach Megara zum Euclides und nach Cyrene zum Theodot, und vervollkommnete sich bey ihnen im Studio der Mathematik; von da gieng er nach Italien, wo er die Lehre des Pythagoras in einer berühmten Schule studirte, die noch von seinen Schülern gehalten wurde; endlich reiste er nach Egypten. Hier wurde er in den Geheimnissen eingeweiht, und hatte häufige Unterredungen mit den Priestern zu Memphis, denen er seine meisten Kenntnisse zu verdanken hatte. Diese, nebst den Lehren des Socrates, setz-

ten

ten ihn nach seiner Zurückkunft in Athen im Stande, sich an der Spitze einer neuen Classe von Philosophen zu stellen, die den Namen Academie von dem Ort ihrer Versammlung erhielt. Dieses war ein Lustwald, wo er mit seinen Schülern spatzieren gieng, dessen Besitzer Academus hieß.

Plato reisete nachher nach Sicilien, wohin er durch den jungen Dion, Bruder des Dionysius, Tyrann von Syracus, gezogen wurde; er glaubte, dem Tyrannen einen großen Dienst zu leisten, wenn er ihn dahin vermögen könnte, diesen großen Weltweisen anzuhören, und seine Lehren zu befolgen. Er hoffte ihn dadurch von allen grausamen und despotischen Handlungen abzubringen. Der Tyrann war es zufrieden. Plato kam nach Sicilien, wurde mit großer Ehre empfangen, und war eine Zeitlang des Dionysius unzertrennlicher Gesellschafter; bald aber zeigten sich die verschiedenen Grundsätze eines philosophischen Republikaners, und eines Despoten. Dieses veranlaßte den Plato, nach Griechenland zurückzugehn, weshalb er sich auf dem Schif eines Lacedemonischen Gesandten einschifte; allein, der Tyrann hatte diesen gewonnen, ihn umzubringen, welches er auch dadurch zu bewerkstelligen glaubte, wenn er den Plato auf der Insel Egina aussetzte. Die Athenienser, die diese Insel betraten, waren in der größten Lebensgefahr; er rettete aber dadurch sein Leben, daß er den Eginensern sagte, er sey ein Philosoph, und kein Athenienser. In dieser Rücksicht wurde er blos als Sclave verkauft. Anniceris aus Cyrene kaufte ihn um einen hohen Preis; gab ihm aber gleich wieder die Freyheit, ohne die Erstattung der ausgegebenen Summe zu verlangen.

Man sollte glauben, daß der üble Erfolg dieser ersten Reise nach Syracus den Plato hätte abschrecken sollen, eine zweyte zu thun; allein, er ließ sich abermals dazu durch Dion verleiten, der selbst deshalb nach Athen kam, und ihn

ver-

versicherte, daß der junge Dionysius, der seinem Vater mittlerweile in der Regierung gefolgt war, seinen Rathschlägen gewiß folgen, und daß nichts leichter seyn würde, als ihn zum Philosophen zu machen. Hierdurch aufgemuntert, trat er von neuem seine Reise nach Sicilien an. Er fand den jungen Dionysius ganz den Wollüsten ergeben; von welchem Hang er ihn aber abzog, und dahin brachte, ein wenig philosophisch zu leben. Anfangs gieng alles gut Plato überredete ihn sogar, seine Fußgarde und Cavallerie abzuschaffen, seine Galeeren zu vermindern, und ganz wie ein Privatmann zu leben; ja er bewog ihn, den Priestern verbieten zu lassen, für die Erhaltung seiner Gewalt öffentliche Gelübde zu thun. Jedoch diese Gefalligkeit gereuete ihn bald, wozu denn die Höflinge das ihrige redlich beytrugen, die ihm begreiflich machten, wie er sich aller Mittel beraubte, Ehrfurcht einzuflößen. Ein Krieg, dem Dionysius selbst beywohnte, gab dem Plato Gelegenheit, nach Athen zurückzukehren. Er reisete mit einer Verachtung gegen den Tyrannen ab, die dieser durch alle nur ersinnliche Höflichkeiten zu mildern suchte; er bat ihn, in der Academie nicht übel von ihm zu sprechen, worauf der Philosoph die stolze Antwort gab: „Ich dächte, daß wir bey unsern academischen Zu„sammenkünften wohl ganz andere Dinge zu thun haben, „als von Dir zu reden.„

Wenn Plato Stolz gegen die Tyrannen zeigte, so betrug er sich doch ganz bescheiden gegen Privatpersonen. Er gab einen Beweis davon auf eben dieser Rückreise nach Athen. Sein Weg gieng durch Olympia, wo man damals die so berühmten Spiele feyerte, die ihn veranlaßten, sich da zu verweilen. Ungeachtet des erstaunlichen Zulaufs von Fremden kannte ihn doch niemand persönlich; da aber seine Gesichtsbildung einigen reichen Leuten gefiel, so hielten sie ihn zehrungsfrey während seines ganzen Aufenthalts. Sie hatten

ihn

ihn zwar um seinen Namen gefragt, den er auch gesagt hatte; das Simple seiner Kleidung aber und seiner Gespräche verursachte, daß sie nicht einen Augenblick daran dachten, daß dieser Plato der große Weltweise sey, mit dessen Ruhm ganz Griechenland angefüllt war. Nach geendigten Spielen reiseten sie alle zusammen nach Athen, und ersuchten den Plato gleich nach ihrer Ankunft, sie zu dem göttlichen Philosophen seines Namens zu führen, wo sie denn zu ihrem größten Erstaunen hörten, daß sie schon einige Wochen im Besitz dieses Schatzes gewesen wären.

Hier lebte Plato mit Dion, der auch nach Athen gegangen war, in innigster Freundschaft. Die Reichthümer des letztern, die er mit seinem Lehrer theilte, setzten diesen im Stande, dem Athenienſischen Volk öffentliche Spiele auf seine Kosten zu geben. Mittlerweile hatte Dionysius seinen Krieg glücklich geendigt; er glaubte aber, nicht ruhig zu leben, und ohne Nachruhm zu sterben, wenn er sich nicht wieder mit der Philosophie aussöhnte, und den Plato zurückrief. Er schrieb ihm Briefe über Briefe, und wandte alle nur erdenkliche Mittel an, ihn zu einer dritten Reise nach Syracus zu bewegen. Endlich gelung es ihm, und Plato erschien triumphirend an dem ganzen Hofe des Dionysius, wo er eine Menge von Gelehrten und Philosophen antraf, die des Königs Wohlthaten mit Schmeicheleyen bezahlten. Plato hingegen betrug sich ganz anders; er bemühte sich, ihn zu demüthigen, und sagte ihm gerade zu, daß er keine Fähigkeiten zur Philosophie hätte: ja er lag ihn beständig um zwey Dinge an, die ganz und gar nicht nach des Tyrannen Geschmack waren, nemlich den Dion zurückzurufen, und der Oberherrschaft in Syracus zu entsagen. Dionysius unterstand sich nicht, geradezu zu widersprechen, sondern suchte ihn durch Versprechungen aufzuhalten. Zwo Weltweisen hatten wider den Tyrannen eine Verschwörung angezettelt. Sie wurden des

Verbrechens überführt, und sollten hingerichtet werden; Plato aber ertrotzte ihre Begnadigung. Man kann sich die Wirkung vorstellen, die dieses Betragen auf das Syracusanische Volk that. Sie sagten: daß, wenn sie einen Tyrannen hätten, Plato wieder der Tyrann des Dionysius sey. Dieser wollte indessen den Philosophen nicht von sich lassen, und um ihn desto sicherer zu bewahren, wieß er ihm Zimmer im Kastel an. Plato aber wurde böse, bestand darauf nach Griechenland zurückzugehn, und reisete auch wirklich dahin ab.

Nach dieser dritten Reise sprach Plato abermals mit Dion, und machte ihm eine so verächtliche Schilderung von dem Tyrannen, daß er endlich beschloß, sein Vaterland von ihm zu befreyen. Er unternahm es, und führte es glücklich aus; schenkte ihm aber das Leben. Dionysius flüchtete nach Italien, und nahm seine Zuflucht zur Philosophie. Die Schüler des Pythagoras erlaubten ihm, im Lande der Locrenser eine Schule zu errichten. Nach einigen Schriftstellern war es zu Corinth, wo er Schulmeister wurde. Genung, daß er bis ans Ende seines Lebens den Plato und die Philosophie hochschätzte. Als man ihn frug, wozu ihm die Lehren dieses großen Mannes genützt hätten? „Er hat mich „wenigstens gelehrt, sagte er, mein Unglück zu ertragen.„ Dion war nicht so glücklich, als sein Neffe; er wurde von einem Athenienser umgebracht, zu eben der Zeit, da er damit beschäftigt war, eine neue Republik zu Syracus ganz nach den Grundsätzen des Plato zu stiften. Diese Idee wurde jedoch zum Theil nach seinem Tode ausgeführt. Plato rieth den Syracusanern, drey Könige zu wählen, worunter einer ein Sohn des Dions war. Er wollte, daß die Macht des einen der Macht des andern das Gleichgewicht halten sollte, so eingeschränkt sie im Grunde auch wäre. Denn über diese Könige waren 35 Magistrats-Personen gesetzt, die den Titel:

Erhal-

Erhalter der Gesetze, führten, und deren Urtheilssprüche die Könige selbst unterworfen waren. Die höchste Authorität aber war in den Händen des Senats und des versammleten Volks. So philosophisch diese Regierungs-Verfassung auch war, so war doch die Maschine zu sehr zusammengesetzt, als daß sie von langer Dauer hätte seyn können. Die Republik fiel bald in Anarchie, erholte sich zwar wieder; allein um von neuem ähnliche Schicksale zu erleben, bis sie endlich mit ganz Sicilien den Römern unterworfen wurde.

Plato gab nachher keinem Lande mehr Gesetze; er begnügte sich, seine zehn Bücher von der Republik zu schreiben, in welchen er das Gemälde einer idealischen Regierungsform entwirft, die aber nicht für unsere Welt gemacht ist. Indessen enthält dieses Werk, von dem wir noch in der Folge reden werden, viele nützliche und vortrefliche Bemerkungen.

Die Cyreneer baten ihn, ihnen Gesetze zu geben. Er antwortete aber: daß sie zu sehr an ihren Reichthümern hiengen, um sich seinen strengen Gesetzen zu unterwerfen. Auf ein ähnliches Gesuch der Thebaner, erwiederte er: daß sie zu große Feinde der Gleichheit wären.

Der Ruhm des Plato vermehrte sich beständig bis an seinen Tod, der im 81sten Jahre seines Alters erfolgte. Er wurde in der Academie mit vielen Feyerlichkeiten begraben. Wir haben von ihm noch eine Menge ehrenvoller Grabschriften. Folgende hat uns Diogenes Laertius aufbehalten:

„Hier ruhet der göttliche Aristoteles, mit dem Beynamen Plato. Wenn je Weisheit die Menschen geehrt „hat, so ist dieser mit Ruhm bedeckt, und über den Neid erhaben.„

„Unter diesem Erdhaufen liegt der Körper des Plato. „Seine Seele ist im Himmel; jeder rechtschaffene Mann „muß seine Tugend verehren.„

„Adler, du edler Vogel des großen Jupiters, wo kömmst „du her? Warum erhebst du dich bis zum Himmel? (Der „Adler antwortet:) Ich bringe die Seele des göttlichen „Plato zum Himmel. Attica kann sich mit der Ehre begnü„gen, die Ueberreste seines Körpers zu besitzen.„

„Apollo, der das Menschengeschlecht retten wollte, schickte seinen Sohn Esculap auf die Erde, um die Sterb„lichen die Kunst zu lehren, die Krankheiten des Körpers, „und den Plato, um die Krankheiten der Seele zu heilen.„

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

Auszug eines Briefes aus London, vom 10ten Januar 1784.

— — — „Ungeachtet der Abnahme der Handlung, der „Seele dieses Reichs, steigt der Luxus im„mer höher, und zeigt sich bey allen Gelegenheiten, wo nur „Pracht und Verschwendung angebracht werden kann. Am „auffallendsten ist dieses beym Theater, wo bey den Nach„stücken, es sey Pantomime oder Entertainment, alles aufgebo„ten wird, was Malerey, Mechanik, und überhaupt alle Künste „der Scenerey, nur grosses liefern können. Es ist Ihnen be„kannt, daß die Engländer gewohnt sind, selbst ihre glänzends„ten Feyerlichkeiten aufs Theater zu bringen; so haben sie

die

„die Krönung des jetzigen Königs, und das Installationsfest „in Windsor, wo der Prinz von Wallis zum Ritter des Hosen„bandordens geschlagen wurde, mit ausnehmender Pracht in „Drury Lane in Coventgarden vorgestellt; ein gleiches ist „auch mit der See-Revue zu Portsmouth, und mit dem Lager „zu Coxheath geschehn. Vorgestern hat man auch zum erstenmahl in einer Pantomime die Belagerung von Gibraltar im „Theater zu Drury Lane vorgestellt. Das Stück ist betitelt; „Harlequin Junior, und ist mit allem Pomp und Maschinerien nichts mehr und nichts weniger als eine Harlequinade. „Bey allen dem aber ist der Anblick des Felsens von Gibraltar, und der Zerstöhrung der schwimmenden Batterien, ein „ausserordentliches Schauspiel. Das neue und sonderbare dieser grossen Begebenheit den patriotischen Engländern anschauend zu machen, war kein übler Einfall, und nach dem „erstaunlichen Beyfall zu urtheilen, womit man von dieser „Vorstellung spricht, werden sich die Directeurs sehr wohl dabey befinden. Die Scene ist aber nicht allein vor Gibraltar, sondern auch bald in England, bald in Frankreich. Man „sieht das Louvre, die Thuillerien, und Pontneuf zu Paris. „Das sonderbarste aber ist die an der Seine liegende Caisse „d'Escomte, wo die Staatsschulden bezahlt werden. Diese „verwandelt sich in eine Luftmaschine, deren Form genau nach „der Montgolfierschen copirt worden ist, sie ist rundherum mit „königlichen Schuldbriefen behangen, die man bey der Casse „nicht hat bezahlen wollen, und ein grosser Ballen americanischer Schuldscheine ist der Maschine anstatt Ballast angehängt." — — — —

— — — „Doctor Graham fängt von neuem an, die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zu ziehn. Dieser Mann „ist unerschöpflich reich an Erfindungen, und hat eine ganz „eigne Art seine Wunderdinge aufzupuffen. Künftige Woche „verspricht er eine ausserordentliche Vorlesung zu halten, un-

ter

„ter dem Titel: Die große englische Promenade, wobey die „himmlisch-musikalische Maschinen gezeigt werden sollen, die „vormals zu seinem so berufenen himmlischen Bette ge„hörten. *) Er drückt sich in seinen Anzeigen darüber fol„gendermaassen aus: Diese ungeheure Masse musikalischer „Maschinerie ist die angenehmste, sonderbarste und schönste, „die je die Welt gesehn hat. Hier sieht man Götter und „Göttinnen aus dem Himmel herabsteigen; man hört die „Musik der Spähren; man sieht ferner grosse Wasserfälle; „hymeneische Proceßionen der Liebesgötter und Grazien mit „allen ihren Bewegungen; Brautleute und Priester; Nym„phen und Schäfer bey ihren ländlichen Beschäftigungen und „Spielen; Vögel, die da singen; Turteltauben, die sich „schnäbeln; Schwäne, die auf Flüssen ihre schneeweissen „Federn putzen; nebst allen den Schönheiten von umliegen„den Feldern, Gärten, Grotten, Tempeln, Statüen, Gemäl„den und andern Dingen, die, in elysischer Harmonie verei„nigt, dem unempfindlichsten Menschen Erstaunen abzwingen „müssen. Er versichert, daß alle seine künftigen Vorlesungen „so keusch seyn sollen, daß die tugendhaftesten Damen sie „ohne zu erröthen werden anhören können. Alle diese Herr„lichkeiten will dieser Ehrenmann für eine halbe Krone an„zeigen.“ — — — —

— — — „Ich weiß nicht, ob Sie von der königlichen „Societät der Wissenschaften gehört haben, die durch die „Bemühungen des berühmten Doctor Robertson kürzlich in „Schottland formirt wurde. Die antiquarische Societät „eben dieses Landes, die unter der Anführung des Grafen „Buchan und Doctor Stuart zu weit um sich grif, und stark „cabalirte, gab hierzu die Veranlassung. Nun aber ist zur

„Krän-

*) Eine Beschreibung dieses himmlischen Bettes findet man in Litteratur und Völkerkunde, 1ster Band, p. 270.

„Kränkung des grossen Geschichtschreibers bey seiner von ihm „selbst formirten Gesellschaft eine Faction gegen ihn selbst ent„standen, die bey der allererſten Versammlung der Societät „bereits ihre Tücke gezeigt hat. Der Professor Allen „Mackonochie las einen Aufſatz über das Lehn-System, wo„rin er dem Doctor Stuart die grösten Elogen machte; „den Doctor Robertson aber in seiner eignen Gegenwart „aufs heftigſte angrif. Dieser grosse Mann, durch diese „ganz unerwartete Scene auſſer sich gesetzt, will sich in der „nächſten Sitzung vertheidigen, man hat sich aber schon „vorbereitet ihn sogleich zu widerlegen. Aus diesen vorsetz„lichen Zänkereyen prophezeyt man der neugebohrnen So„cietät kein langes Leben.„ — — —

VIII.

Der Roman von Alexander dem Großen.

Kein Held des Alterthums hat den Dichtern und Romanschreibern aller Zeiten und aller Völker so viel Stof zu ihren Dichtungen dargeboten, als Alexander der Grosse. Ohne die Geschichtschreiber, einen Arrian, einen Plutarch, einen Quintus Curtius zu rechnen, die seine Thaten historisch wahr beschrieben haben, soll auch noch ein Roman in neuerer griechischer Sprache existiren, dessen Held Alexander ist, und der sich aus den Zeiten der christlichen griechischen Kayser herschreibt. Dieser Roman ist nie gedruckt worden: der Verfasser nennt sich Eustathius, man weiß aber nicht, ob

er, oder der Verfasser des Jsmenias und der Jsmene, gleichfalls eines alten griechischen Romans *) eine und die nehmliche Person ist. Diese griechische Handschrift soll, woferne man dem Abbe Langlett Glauben beymessen darf, ins Lateinische übersetzt, und einer von den Ausgaben des Quintus Curtius, die ein gewisser Grävius veranstaltete, und die unter die Zahl der sogenannten Variorum gehört, beygefüget seyn. Die Araber, Perser, und Türken kennen sogar einen Roman von den Thaten des Mazedonischen Helden, der, wie man behauptet, ursprünglich in indischer Sprache geschrieben seyn soll. Die Pariser Bibliotheque des Romans, prémier Volume d' Octobre 1777. liefert von demselben einen Auszug. Fast alle europäische Völker besitzen einen Roman von Alexander dem Grossen, der in ihrer Sprache geschrieben ist, aber Frankreich schmeichelt sich, den wichtigsten in jenem berühmten Gedichte zu besitzen, welches im 12ten oder 13ten Jahrhundert von Lambert Licors, oder le Court verfertiget wurde. Der Verfasser versichert, daß er es aus dem Lateinischen übersetzt, und mit Hülfe des Alexanders von Barnay oder von Paris in Verse übertragen habe. Dieser poetische Roman wurde nachher, aber gleichfalls noch im 13ten Jahrhundert durch Jean le Nivelois unter dem Titel, Vengeance d' Alexandre fortgesetzt. Der Roman du Voeu du Paon und du Restor ou Retour du Paon sind gleichfalls Fortsetzungen desselben. Die erste französische Ausgabe des Romans von Alexander dem Grossen ist ohne Jahrzahl gedruckt, entweder zum Ende des 15ten, oder zu Anfange des 16ten Jahrhunderts. Die alten romantischen Gedichte von Alexander, die theils in der königlichen Bibliothek zu Paris, theils auch in den Büche-

*) Wir besitzen von diesem griechischen Roman eine gute deutsche Uebersetzung, die wir der verdienstvollen Madame Reiske zu verdanken haben.

Büchersammlungen einiger reichen Privat-Personen, in Handschriften aufbehalten werden, sind so schwer zu lesen und zu verstehen, daß man nicht leicht mit Grund die Verschiedenheiten zwischen dem ungedruckten poetischen Original, und der gedruckten prosaischen Copie angeben kann. Das sonderbarste in diesem Roman ist das Kostum. Alexander und seine Helden erscheinen hier als wahre fahrende Ritter. Es ist oft von Turnieren, Waffenpäßen, Banketen ꝛc., alles im Geschmack der Romane von der Tafelrunde, die Rede. Der Titel des französischen Originals ist dieser: Histoire du noble et vaillant Roi Alexandre le Grand, jadis Roi et Seigneur de tout le monde, et des grandes prouesses qu'il a faites en son temps. Paris in 4to ohne Jahrzahl.

Aus der alten Geschichte Mazedoniens womit der Roman anhebt, lernt man eben nichts neues, was nicht von andern Schriftstellern weit besser und richtiger als hier gesagt seyn sollte. Das sonderbare und romanhafte des Buchs fängt eigentlich erst bey dem Abentheuer des egyptischen Königs Nektanebo an. Dieser Prinz war für sein Zeitalter ein sehr grosser Gelehrter, denn er besaß viele Kenntniße in den astronomischen, astrologischen, und magischen Wissenschaften. Von diesen Talenten unterstützt beherrschte er seine Unterthanen mit eben so vieler Sanftmuth als Glück. Ein König, der wahrsagen und zaubern kann, hat immer viel vor andern Königen voraus; kein Unglück wird ihm unverhoft kommen, er wird jederzeit voraus sehen, ob seine Maaßregeln glücken oder mißlingen werden; Nektanebo genoß dieses Vortheils; er argwohnte schon längst, daß der grosse König von Persien Absichten auf sein Reich hegte, und nur zu bald ward er von der Gewißheit seiner Vermuthungen überzeugt. Artaxerxes sendete einen Herold an ihn ab, der ihm einen, in sehr stolzem Thon geschriebenen, Brief über-

reichte, worin der persische Monarch ihm befahl, ihn für seinen Oberherrn zu erkennen. Der König von Egypten zog seine Minister, seine Generale, und endlich seine Orakel deshalb zu Rathe; er fand, daß die Vertheidigungsanstalten für Egypten äusserst schlecht waren, und auch die Orakelsprüche verkündigten ihm nichts als Unglück, woferne er sich den Persern widersetzen würde. Er faßte also kurz seinen Entschluß, ließ sich den Bart und die Haare abscheeren, die, unserm Romanzier zu folge, die Kennzeichen waren, woran man die Egyptischen Fürsten erkannte, und kleidete sich in die den Priestern des Jupiter Hammons eigenthümliche Tracht, welche ihm zur Beförderung seiner Flucht von grossen Nutzen war, denn diese Priester pflegten oft das Land zu durchstreichen, und ihre Wanderungen erstreckten sich manchmal sogar bis nach Griechenland. In diesem Aufzuge langte er nun glücklich und unerkannt bey den Ufern des Meeres an, und schifte sich schleunig nach Griechenland ein.

Bey seiner Ankunft in Mazedonien fand er die Königinn Olympias allein auf einem Schloße, wo der König ihr Gemahl sie zurück gelassen hatte; er bekriegte damals die Athenienser, vor seiner Abreise aber hatte er noch der Königin mehr als einmal sein Mißvergnügen über ihre Unfruchtbarkeit bezeugt. Zur grösseren Beunruhigung der Olympias erhielt sie sogar Nachricht, daß der König gesonnen sey, um seinem Reiche einen Erben zu verschaffen, sich eine andre Gemahlin zu nehmen. Sie stellte daher Opfer an, und that viele Gelübde, um die Götter Grichenlands sowohl, als andrer naher und ferner Völker zu bewegen, ihr die Gnade widerfahren zu lassen, daß sie Mutter würde. In diesen Zeitumständen stellte sich ihr Nektanebo vor, mit abgeschornem Kopf und Kinn, in einer wunderlichen Kleidung, und mit einer Gestalt, Anstand und Geberden, die bald ei-

nem

nem heuchlerischen Pfaffen und schmeichelnden Scheinheiligen, und bald einem Fanatiker und wütenden gefährlichen Schwärmer glichen. Ueber seine Schultern hing ein grosser Quersack, in dessen einer Hälfte sich einige Lebensmittel, besonders Datteln und Pistazien befanden. Diese Früchte waren die gewöhnliche Nahrung der wenigen Bewohner von den Wüsten Libiens, in deren Mittelpunkt der Tempel des Jupiter Hammons stand. In der andern Hälfte des Sacks steckten verschiedene mathematische und magische Werkzeuge, und auf denselben waren zwey ungeheure Hörner befindlich, das Sinnbild der Gottheit, deren Priester Nektanebo zu seyn vorgab. So viele sonderbare Dinge mußten natürlich die Aufmerksamkeit der Olympias auf sich ziehen. Sie hatte zwar mancherley von dem lybischen Gott gehört, aber nie weder sein Bildniß, noch einen seiner Priester gesehen; ihre Achtung und Bewunderung war also um so viel grösser für denjenigen, den ihr der Himmel so unvermuthet zuschickte.

Sie bat ihn, sich bey der Gottheit, welcher er diente, für sie zu verwenden. Der von ihrer Schönheit gerührte Nektanebo antwortete, daß er versichert wäre, deshalb von dem Gott keine abschlägige Antwort zu erhalten, Dieser Gott, setzte er hinzu, thut Wunder, besonders wenn es zum besten solcher liebenswürdiger Sterblichen, wie du bist, gereichen soll. Er wird in Lybien unter der Gestalt eines Widders verehrt, weil er diese Gestalt annahm, um sich desto unbemerkter einer reizenden Prinzeßin zu nähern, und schon diese Anhänglichkeit für das schöne Geschlecht sichert dir, bezaubernde Königin, die Erfüllung deiner Bitte. Bey diesen Worten machte er zugleich allerhand lächerliche Ceremonien, er befragte die Gestirne, stellte der Königin ihre Nativität, wahrsagte ihr die Befriedigung ihrer Wünsche, und brachte sie endlich durch schmeichelhafte Worte, und süsse Hof-

nungen,

nungen, welche er ihr mit den lebhaftesten Farben vorzumalen wußte, dahin, daß sie gewisse Gefälligkeiten für ihn hatte, wodurch, wie er ihr versicherte, Jupiter selbst geschmeichelt seyn würde. —

Nektanebo, nachdem er nun seine heissen Begierden gestillet hatte, weissagte ihr mit der zuversichtlichsten Miene, daß sie innerhalb neun Monaten einen Prinzen gebären würde, der vom Schicksaal bestimmt sey, der Eroberer und Herr der ganzen Welt zu werden. Bey aller ihrer Zufriedenheit empfand indessen Olympias doch immer Unruhe genug; Philip wurde noch nicht sobald wieder zurück erwartet, ihre Schwangerschaft konnte ihn leicht auf üble Gedanken bringen, nnd was würde denn ihr Loos seyn? Mit diesen Gedanken quälte sich die Königin unaufhörlich, endlich entdeckte sie ihrem geliebten Nektanebo den Kummer ihrer Seele. Glücklicher Weise konnte sich dieser auf seine Kunst verlassen; er versprach ihr, daß alles gut gehen sollte, und hielt sein Wort, obgleich noch verschiedene Monate bis zu Philips Rückkunft verstrichen. Der falsche Priester eilte dem König heimlich entgegen, und fand Gelegenheit, sich nahe bey dem Zimmer, in welchem der Monarch die Nacht zubringen sollte, zu verbergen. Ein Getöse unterbrach mitten in der Nacht Philips Schlummer, er hörte deutlich eine Stimme, die ihm folgende Worte zurief: „König Philip, „Jupiter Hammon hat die Gebete der Olympias erhört, „von nun an kannst du versichert seyn, einen Erben deiner „Krone zu erhalten; vergiß aber nicht dafür den Göttern „zu danken!„ Diese wenigen im Orakelton ausgesprochenen Worte beunruhigten den König; seine Unruhe ward aber noch weit stärker, da er des andern Tages gewahr wurde, daß die Königin in der That schon eine geraume Zeit schwanger seyn mußte. In der folgenden Nacht gab er ihr seine

Bestür-

Bestürzung hierüber zu erkennen, zugleich verheelte er ihr nicht, daß er unmöglich bey diesen Umständen Vater des Kindes seyn könnte, sondern daß sich ein andrer seiner Abwesenheit zu Nutze gemacht haben müßte. „Du hast recht, „antwortete ihm Olympias mit einer frechen Miene, Jupi„ter Hammon, durch mein Flehen gerührt, hat seit einiger „Zeit oft nächtliche Besuche bey mir abgestattet, er erschien „mir unter verschiedenen, aber immer sehr schrecklichen Ge„stalten: Bald als ein Drache, dessen aufgesperrter Rachen „und glüende Augen mir Tod und Verderben dräuten; „bald auch als ein Stier, als ein Widder, aber immer mit „zween erschrecklichen Hörnern.„

Kaum hatte sie dies sonderbare Geständniß abgelegt, als die nehmliche Stimme, die verwichene Nacht Philips Schlaf unterbrochen hatte, sich von neuem hören ließ: „Kö„nigin, sagte diese Stimme, ich werde dich von nun an „nicht mehr mit meinen nächtlichen Besuchen beehren, ich „schenke dir deinen Gemahl wieder, aber ihr werdet mich „beyde noch manchmal des Tages sehen; erschreckt nicht über „meine erschreckliche Gestalt, sondern verehrt mich vielmehr „als einen Gott, der euer Freund, euer Beschützer ist.„ Es sey nun, daß Philip hierdurch überzeugt wurde, oder wenigstens aus politischen Gründen sein Mißvergnügen verbarg, gnug, er schien diesem falschen Götterspruch vollkommen Glauben beyzumessen. Nektanebo säumte nun auch nicht lange, vermittelst seiner Zauberkünste brachte er bald einen ungeheuren Drachen hervor, der eben so abscheulich und gräßlich von Gestalt, als sanft in seinem Betragen war. Dieses Ungeheuer trat bey hellem Tage in den Saal, wo das königliche Paar sich befand, es grüßte Philippen, küßte die Füsse der Königin, schwang sich hierauf auf ihre Knie, umschlang mit seinem ungeheuren Schweif ihren Nacken, und

machte ihr soviel Liebkosungen, daß alle anwesende für Erstaunen über diese seltsame Erscheinung ausser sich gerieten. Endlich verließ er wieder den Schooß der Olympias, schwang sich in die Höhe, und verschwand in kurzem aus den Augen des von Erstaunen und Furcht angefüllten Mazedonischen Hofes. Indessen erschien der Augenblick, da Alexander gebohren werden sollte; dieser Held erblickte die Welt unter den günstigsten Vorbedeutungen. Nektanebo erhielt den Auftrag, dem Kinde die Nativität zu stellen, und vorherzusagen, was einst aus demselben werden würde. Er prophezeihete also zu männiglichen Erstaunen, daß der neugebohrne Prinz von Mazedonien dereinst bestimmt sey, der Herr der ganzen Welt zu werden. Jedermann maß dieser Weissagung Glauben bey, um so mehr, da alles in dem Wahn stand, daß der Vater des Kindes der Gott der Götter selbst wäre. Stolz, Hartnäckigkeit, und Herschgierde waren die Haupteigenschaften, die den Karakter des jungen Prinzen bezeichneten, und die er, je älter er ward, immer mehr und mehr von sich blicken ließ. Aber seine Gestalt und sein Wuchs stimmten wenig mit den erhabenen Gesinnungen seines allumfassenden Geistes überein. Er war klein, und ob er gleich stark und munter genug aussah, so hatte er doch in seinem äusserlichen weder etwas edles noch grosses an sich. Sein Kopf hieng beständig nach der einen Seite, und man schrieb dieses vielmehr einem Naturfehler, als einer übeln Angewohnheit zu. Nektanebo hatte eben dieses Gebrechen; aber bey der Rolle, die er spielte, war es freylich nicht so auffallend, als bey einem jungen Helden, dem die Götter die Eroberung der Welt aufbehalten hatten. Die Mazedonischen Hofschranzen sahen diesen Uebelstand wohl ein, auch waren sie maliziös genug, ziemlich laut einander zuzuflüstern, daß der Kronprinz im äusserlichen viel Aehnlichkeit vom Priester Nektanebo habe, ob sie gleich dabey gestanden, daß seine

Seele

Seele von niemanden anders als vom Jupiter herkommen könnte.

Der über den glücklichen Erfolg seiner List entzückte Nektanebo spielte indessen noch immer in Geheim den Liebhaber der Olympias, und dachte an nichts weniger als den Hof seiner geliebten Königin zu verlassen. Er stellte in Philips Pallast ungefähr die Person vor, die man den Freund des Hauses zu nennen pflegt. So gewann er das Zutrauen des Königs, und ward der erste Lehrmeister des jungen Alexanders. Er wandte nun allen Fleiß an, um dem Prinzen zuförderst in seinen Lieblingswissenschaften, nemlich der Magie und Astrologie Unterricht zu ertheilen. Alexander war aber noch viel zu jung, um den Werth dieser erhabenen Kenntniß gehörig einzusehen, und spottete sogar über die Grillen seines Lehrers. Eines Tages, sagt der Roman, fragt er ihn, ob er nicht aus den Gestirnen erforscht hätte, wie und wenn er sterben würde? „Bisjetzt, „antwortete Nektanebo weiß ich so viel, daß ich durch die „Hand meines eignen Sohnes sterben soll, den genauen Zeit„punkt aber kann ich nicht angeben, indessen wird mir auch „dieses leicht seyn, wenn ich nur die Gestirne darüber zu „Rathe ziehen will. Die Nacht ist schön, und ich kann „dieses also noch heute thun, ja du Prinz kannst selbst Au„genzeuge davon seyn, wenn du mit mir die Stadtwälle be„steigen willst.„ Alexander nahm den Vorschlag lächelnd an. Sobald es Nacht war, begaben sich beyde an den bestimmten Ort, wo Nektanebo unverzüglich seine Beobachtungen anstellte. Sein Schüler verlangte zu wissen, ob er den Zeitpunct seines Todes nun erfahren habe, und ob solcher nahe, oder noch weit entfernt sey. „Er ist nur zu nahe, antwortete der Astrolog, und in eben diesem Augenblick ward er, es sey nun von ohngefehr, oder aus Maliz, vom

Alexander in den Stadtgraben hinabgestossen, wo er ganz zerschmettert für todt liegen blieb.

Indessen rief Alexander eiligst Leute herbey, stellte sich ganz unschuldig, beklagte den Unfall seines lieben Lehrers, und ließ ihn aufheben, und in den königlichen Pallast tragen. Die kräftigsten und schleunigsten Hülfsmittel brachten ihn bald wieder zu sich selbst, aber zu seiner gänzlichen Genesung blieb nicht die geringste Hofnung übrig. Ehe er seinen Geist aufgab, verlangte er noch zuvor seinen lieben Alexander zu sehen, dem er wichtige Geheimniße zu entdecken habe. Man wird leicht rathen können, worin das vornehmste derselben bestanden. Sobald sie allein waren, redete der verstellte Priester des Jupiter Hammons seinen Zögling folgendergestalt an: „O mein Sohn! mein ganzes „Leben ist eine aneinanderhängende Kette von Unglücksfäl„len, aber ein einziger glücklicher, noch jetzt für mich trost„voller Augenblick machte, daß ich alle meine bisherigen „Unfälle vergaß. Ich bin der Vater eines Jünglings, dem „die Götter einst die Herrschaft über die ganze Welt bestimmt „haben, und dessen Ehrgeitz, mit diesem glänzenden Loose „noch nicht zufrieden, noch viel weiter sich erstrecken wird. „Dieser glückliche Jüngling, mein Sohn, ist kein andrer „als du — aber bewahre ja dieses Geheimniß — Bleibe „Philips Sohn, um dir Mazedonien zu erhalten, denn die „Krieger dieses Reichs sind dir zur Unterjochung von Grie„chenland und Persien höchst nothwendig. Bist du dereinst „auf deiner glänzenden Laufbahn weiter vorgeruckt, denn „kannst du dich dreist für Jupiters Sohn ausgeben. Lebe „wohl auf immer, mein lieber Sohn, erfülle dein hohes „Geschick, und setze künftig mehr Zutrauen in eine Wissen„schaft, die mich dein Schicksal, sowohl als mein trauriges „Ende, vorhersehen ließ.„

Alexan-

Alexander blieb beym Nektanebo, bis dieser seinen letzten Seufzer ausstieß, und nun eilte er unverzüglich zu seiner Mutter, der einzigen, der er sein Geheimniß vertrauen, und von ihr deshalb mehr Erläuterung hoffen konnte. Olympias bestätigte die Wahrheit der Worte des Nektanebo, und alles, was von dieser Unterredung öffentlich bekannt wurde, war, daß Nektanebo ein flüchtiger König von Egypten gewesen sey; Philip ließ daher seinem entseelten Körper ein prächtiges Leichenbegängniß halten.

Alexanders fernere Erziehung wurde nun dem Aristoteles anvertraut, einem Lehrer, der vollkommen eines solchen Schülers würdig war. Bekanntermassen bändigte der junge Prinz den berühmten Buzephalus, der nachher sein Leibroß wurde, welches er seitdem in allen seinen Schlachten zu reiten pflegte, bis es endlich in seinem eidischen Feldzuge getödtet wurde. Alle Geschichtschreiber des Mazedonischen Helden halten sich lange bey diesem Abendtheuer auf. Philip war über die Stärke und den Muth seines vermeinten Sohnes so vergnügt, daß er ihn auf der Stelle zum Erben seines Throns erklärte. Nun besuchte Alexander, den griechischen Schriftstellern zufolge, die Olympischen Spiele, wo er zu verschiedenen malen den Preis des Sieges davon trug; aber der französische Romanzier dichtet ihm noch ganz andre Thaten an. Er behauptet, daß ein gewisser Niklas (ein sehr unheroischer Name) König der Aridier, Philippen den Krieg angekündiget habe. Alexander erhielt von seinem Vater den Oberbefehl über das Heer, welches gegen diesen Fürsten marschiren mußte; er grif ihn an, siegte und zerstreute seine Armee. Triumphirend kehrte er zu seinem Vater zurück, als er erfuhr, daß dieser seine Mutter verstossen und eine andre Gemahlin genommen habe. In dem Augenblick, da er ankam, wurde die Vermählungsfeyer Philips

mit der Prinzeßin Kleopatra von Egypten vollzogen. Voller Wuth über diesen Schimpf trat er in den Hochzeitsaal, und überhäufte seinen Vater mit Vorwürfen und Drohungen. Der erzürnte Philip sprang auf, zog sein Schwerdt, und wollte den Frevler, der seine hochzeitlichen Freuden entweihete, auf der Stelle selbst bestrafen; aber er fiel, und verwundete sich gefährlich. Man mußte ihn zu Bette bringen, und wenige Tage nachher gab er seinen Geist auf.

Alexander wurde ohne alle Schwierigkeiten gekrönt, und nur zu bald ließ er seinen gewaltigen Hang zu Eroberungen merken. Unser Romanzier läst ihn, nachdem er Griechenland unterjocht hatte, Italien, ja sogar Rom erobern, und am Fuß der Alpen eine neue Stadt anlegen, die er nach seinem Namen Alexandrien nennt. Hier empfängt er die Huldigung von ganz Europa, ob er gleich bisher nur einen Theil dieses Welttheils besiegt hatte. Indessen setzt er doch seinen Zug durch die mittäglichen Provinzen Galliens fort, gehet über die Pirenäen nach Spanien, und langt endlich bey den Säulen des Herkules an. Von da schift er sich nach Griechenland ein, kehrt dahin zurück, und verläst dieses Land von neuem, um Persien zu erobern.

Der Ruhm, den sich Alexander in der Schlacht bey Issus erwarb, die herablassende Güte und Huld, die er gegen die gefangene Familie des Darius bezeigte, die Belagerung, und Eroberung der Stadt Tyrus, sein Zug nach Judäa, und seine Zusammenkunft mit dem jüdischen Hohenpriester Jaddus, sind bekannt, und von weit bessern Schriftstellern, als unser Romanzier ist, der Nachwelt aufbehalten worden. Der Hoheprieſter Jaddus zeigte ihm unter andern auch eine Prophezeihung, die auf ihn Bezug hatte, und die man im 8ten Kapitel des Propheten Daniels finden kann.

kann. Alexanders Siege und Eroberungen werden darin vorher gesagt. - Sehr vergnügt über eine so schmeichelhafte Weissagung beschenkte der Held den Tempel zu Jerusalem auf das prächtigste, und ertheilte den Juden grosse Privilegien in seinen Ländern. Hierauf zog er nach Egypten, unterjochte dieses Land, und baute daselbst die prächtige Stadt Alexandria. Bey dieser Gelegenheit versäumte er auch nicht, bis in das Innre von Lybiens Wüsten zu dringen, und den daselbst befindlichen Tempel des Jupiter Hammons zu besuchen. Die Priester dieses Gottes erklärten ihn auch ohne langes Zaudern für den Sohn desselben. Nach seiner Rükkehr in Persien gewann er die Schlacht bey Arbela, und schnitt dem Darius alle Rettungsmittel ab. Der treulose Beßus raubte bald nachher dem persischen Monarchen das Leben, und wurde als ein Verräther und Königsmörder von Alexandern verfolgt, und, nachdem er endlich von seinen eignen Freunden an den Sieger ausgeliefert worden, so bestraft, wie es sein abscheuliches Verbrechen verdiente.

Nicht zufrieden, die weitläuftigen Staaten des Darius erobert zu haben, eilte Alexander nun nach Indien. Nach Quintus Curtius ist die Niederlage des Porus die merkwürdigste Begebenheit dieses Krieges: aber unser Romanzier verbreitet sich noch viel weitläuftiger über diesen berühmten Feldzug. Hier ist es eigentlich, wo er allen Ausschweifungen seiner Einbildungskraft völlig den Zügel schiessen ließ. Er behauptet, daß Alexander bey seinem Ausmarsch aus Persien nach Indien zu einem barbarischen Volk kam, dessen liebstes Nahrungsmittel Menschenfleisch war, und die blos nur darum Krieg führten, um sich Leckerbissen dieser Art zu verschaffen, und damit ihre Speisekammern anzufüllen. Alexander ließ dieses abscheuliche Volk in ein geräumiges mit steilen Bergen umgebenes Thal einsperren, und alle Zu-

gänge

gänge zu demselben durch ungeheure Quadersteine und eiserne Thüren verrammen. Auf diese Weise sahen sie sich also aus Mangel an Lebensmitteln genöthiget, einander selbst aufzufressen, der letzte dieser Unseligen mußte für Hunger sterben.

Nach Ausrottung dieser Menschenfresser bekriegte Alexander ein anderes Volk, welches unser Romanzier die Albanier nennt. Diese hatten den Gebrauch, das erste Glied ihrer Armee aus Hunden zu formiren, die sie auf ihre Feinde losliessen. Anfangs stutzte Alexander zwar über diese sonderbare Art von Soldaten, aber er faßte sich doch bald, und machte sogleich die besten Gegenanstalten, die auch vollkommen glückten. Es gab in diesem Lande eine ungeheure Menge Schweine, er befahl daher, daß ein jeder von seinen Soldaten eins von diesen Thieren nehmen, und es vor sich stellen sollte. Auf diese Weise bestand also das erste Glied der Mazedonier aus Schweinen, so wie das erste Glied der Albanier aus Hunden, und in dieser Schlachtordnung rückte er nun dem Feind entgegen. Die Hunde, anstatt sich auf die Mazedonier zu stürzen, fielen grimmig über die Schweine her; während dessen sie nun mit der Verzehrung dieser Thiere sich beschäftigten; griffen die Mazedonier die Albanier an, die eine erschreckliche Niederlage erlitten. Seitdem führte Alexander beständig einige von diesen braven Hunden bey seinem Heere mit sich. Die Thiere besassen so viel Muth und Stärke, daß eines Tages, da der Monarch in seiner Gegenwart einen dieser kriegerischen Hunde zu gleicher Zeit mit einem Elephanten und einem Löwen kämpfen ließ, der Hund beyde Feinde überwand.

Unser Romanzier behauptet auch, daß Alexander nach seinem Sieg über den tapfern Porus in dem Pallast dieses indischen Königs unermeßliche Reichthümer gefunden haben soll. Unter andern befand sich daselbst ein ungeheurer

Weinstock

Weinstock, dessen Reben und Zweige von Gold, die Blätter von Schmaragden, und die Trauben von Karfunkelsteinen, Rubinen und Sapphiren waren. Zugleich entschlossen sich nach dem Bericht unsers Verfassers beyde Helden, es auf einen Zweykampf ankommen zu lassen, wer von ihnen Indiens Beherrscher seyn sollte. Sie erschienen also an dem bestimmten Tage als ein Paar ächte fahrende Ritter mit Lanzen bewafnet in den zu diesem Entzweck errichteten Schranken. Alexander stürzte durch einen Lanzenstoß seinen Gegner vom Pferde, und trug also auch sein Reich und seine Schätze als den Dank von diesem Rennen davon.

Nichts kann abgeschmackter seyn als der Briefwechsel und die Unterredungen, die der Romanzier Alexander mit den indischen Brachmanen halten läßt; ohne uns also dabey aufzuhalten, eilen wir zu Alexanders übrigen Abentheuern.

Nachdem dieser Held die Orakelsprüche eines Gehölzes zu Rathe gezogen hatte, in welchem zwey Bäume, der eine der Sonnen- der andre der Mondbaum genannt, befindlich waren, (auf einem derselben saß der in der Dichtwelt so bekannte Vogel Phönix) so entschloß er sich, immer tiefer in das Land vorzudringen. Auf diesem Zug empfing er Briefe von der Königin Kandasse von Ethiopien, die ihm als Vasallin huldigte, und zugleich einlud, die Freuden der Liebe in ihren Armen zu genießen. Ihre Abgesandten waren Weiber. Alexander begegnete dieser galanten Gesandtschaft sehr wohl, nahm die Einladung der Königin an, und reisete zu ihr. Kandasse war schön und einnehmend, und Alexander hielt sich in der That in ihren Armen für den glücklichsten der Menschen. Endlich aber siegte doch sein unumschränkter Ehrgeitz über seine Liebe. Vor seinem Abschied machte sich die Königin von Ethiopien noch anheischig, ein Korps von

tausend jungen Kriegerinnen, das unser Romanzier für gut findet, einen Phalanx von tausend Jungfern zu nennen, dem Mazedonischen Heere nachzuschicken.

Eines der folgenden Kapitel führt nachstehende Ueberschrift: comment Alexandre trouva femmes, qui tant font gésir les hommes avec elles, que l'ame leur part du Corps — Unser Held rottete diese gefährliche Colonie mit Stumpf und Stiel aus.

Endlich war Alexander bis an das äusserste Ende der Welt gelangt; er sahe sich nun am Ziel seiner Siege, alle Völker der Erde hatten ihm gehuldiget, und auf unsrer Erdkugel wenigstens blieb ihm nichts mehr zu erobern übrig; aber seine schlachtfrohe Seele verabscheute alle Unthätigkeit, und hier war es, wo mit einmal der Wunsch in seiner Brust aufstieg, die Tiefen des Meeres, und die obersten Regionen der Luft zu durchstreichen, und solche, so wie die Bewohner derselben, seiner Herrschaft zu unterwerfen. Die gewöhnliche Macht eines Eroberes war freylich zu Eroberungen dieser Art nicht hinreichend, weder seiner undurchdringlichen Phalanx noch seiner tapfern Argiraspiden konte er sich hiebey bedienen; folglich blieb ihm nichts übrig, um seinen Entzweck zu erreichen, als sich der magischen Künste zu bedienen, die er vom Nektanebo erlernet hatte. Aber auch hier fand er seine Kenntnisse noch nicht hinlänglich genug, er sahe sich also genöthigt, zu den geschicktesten Zauberern aus Egypten und Lybien, die er zu sich berief, seine Zuflucht zu nehmen. Er erklärte ihnen sein Verlangen, und diese Meister in allen Zauberkünsten machten auf der Stelle ihre Beschwörungen.

Mit einemmal erschienen vor den Augen des erstaunenden Alexanders acht ungeheure Greife, die in ihren Klauen

einen

einen gläsernen Käfig trugen, der so künstlich verfertiget war, daß ihn die Strahlen der Sonne weder zerbrechen, noch zu zerschmelzen vermochten. In diese Maschine begab sich nun Alexander nebst einem dieser Zauberer, der die Sprache aller Vögel groß und klein vollkommen verstand. Sie versahen sich mit allem zu einer solchen langen Reise nöthigen Vorrath an Lebensmitteln. Diese Vorsicht war um soviel nothwendiger, weil sie während der Luftreise sich aus dem Käfig nicht herausbegeben konnten. Auf diese Weise wurden sie nun von den Greifen fortgetragen, und durchstrichen den Luftkreiß von einem Himmelsstrich zum andern. Alle Vögel, die ihnen aufstiessen, wurden durch den Zauberer, der ihre Sprache verstand, und den Flug der Maschine regierte, über ihre Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten befragt. Alexander unterließ nicht, seine Betrachtungen über alles das Wunderbare, welches er sahe und hörte, zu machen. Alle diese Vögel neigten ehrerbietig ihre Köpfe vor dem Eroberer der Welt, und versicherten in ihrer Sprache, daß sie sämmtlich ihn für ihren Herrn, und unumschränkten Beherrscher erkannten.

Nachdem Alexander auf diese Weise die Huldigung der Luftbewohner angenommen hatte, begab er sich durch die nehmlichen Mittel in die Tiefen des Meeres hinab. Zu diesem Behuf stieg er in eine Tonne, von dem klarsten Glas, mit vielen Lampen erleuchtet, und mit starken eisernen Reifen umgeben, ließ solche gut zuspunden, und sodann an dem Ort, wo das Meer am tiefsten war, herablassen. Hier sahe er verschiedene Arten von Fischen, wovon viele den Thieren der Erde an Gestalt gleich waren, eben so wie diese auf ihren Füssen auf dem Grunde des Meeres herumliefen, und von den daselbst in grosser Menge befindlichen Bäumen die Früchte frassen. Die Wallfische schwammen zwar anfänglich

lich auf die Tonne zu, aber der Glanz der Lampen schreckte sie bald wieder zurück. Auch gewahrte unser Held viele Fische, ähnlich den Menschen beyderley Geschlechts, die eben so wie diese auf ihren Füßen herumgingen, und deren Nahrungsmittel andre Fische waren. Alexander wurde von allen Bewohnern des Ozeans, eben so wie von den Bewohnern der Regionen der Luft gehuldigt, nur blos mit dem Unterschied, daß die Fische in ihren Reden sich weniger blumenreich und rednerisch auszudrücken wußten.

Nach so vielem Glück war nun wohl nichts mehr übrig, was nur irgend dem Ehrgeitz unsers Helden hätte schmeicheln können, es müßte denn etwan die Gabe der Unsterblichkeit gewesen seyn. Aber so eitel er auch immer war, so fühlte er sich doch innerlich überzeugt, daß er als der Sohn des Nektanebo nie seine Hofnungen bis dahin würde ausdehnen können. Er kehrte also wieder nach Babylon zurück, wo er kurz nachher durch einen Verräther, den unser Romanzier Jobas nennt, vergiftet wurde.

Dieses Unglück hatten ihm bereits die Salamander prophezeiet, die Bewohner des Feuers, des vierten Elements. Xerxes hatte einige dieser Geschöpfe in die Menagerie der Könige von Persien einsperren lassen, wo sie Alexander fand, und wo man beständig Sorge trng, in einem grossen Kamin, welches ihnen zur Wohnung diente, ein starkes Feuer zu unterhalten. Die Salamander liefen hier über Kohlen herum, und spielten mit einander wie die Fische im Wasser. Kaum näherte sich Alexander ihrem Behälter, als ihr Oberaufseher ihnen befahl, dem Herrn der Welt und der vier Elemente ihre Huldigung abzustatten. Sie thaten es indem sie ihre Häupter neigten, ihn scharf ansahen, und zugleich ein kleines, aber helles Geschrey ausstiessen. Man

machte

machte Alexandern weiß, daß dieses soviel, als, es lebe der König! bedeute, obgleich es vollkommen das Gegentheil anzeigte. Die Salamander besaßen die Gabe der Weissagung, und sie wollten eigentlich durch diesen Laut zu verstehen geben, daß Alexanders Tod nahe sey. So sehr die Oberaufseher auch dieses Geheimniß vor dem Monarchen verbargen, so fanden sie doch für gut, es heimlich seinen Ministern und Feldherrn zu entdecken, die dem zu Folge auch eiligst ihre Maaßregeln nahmen. Es würde sehr unnütz seyn, hier weitläuftig die genauen Umstände dieses Todesfalls und die Folgen desselben zu erzählen, da man solches bey weit bessern Schriftstellern als bey unserm Romanzier finden kann. Wir wollen daher nur noch blos anführen, daß unser Verfasser sein Buch mit einer hochst platten Grabschrift seines Helden schließt. Es wird in derselben gesagt, daß Alexanders Tod im Jahr der Welt 4900 den 15ten September erfolgte.

IX.

Poetische Epistel an den Staroſten Graf von Brühl.

Dieses Gedicht hat einen der ersten Dichter Deutschlands zum Verfasser, der sich vorigen Sommer in Carlsbaad befand, und daselbst Meißners Alcibiades las. Der Graf hatte zu seinem Vergnügen dieses vortrefliche Werk ins Französische übersetzt, und es dem Dichter mitgetheilt, der es ihm denn mit gegenwärtigem Gedicht wieder zurück sandte.

d. H.

Du, mit dem glücklichsten Gefühl
Begabter Mann! — den nicht die Dünste
Des Hofs erschlaft, — Mein theurer Brühl!
Der Musen Freund und Freund der Künste,
Du hast ein schimmerndes Gewand
Um Alcibiades geschlagen,
Und stolz dies Kunstwerk deutscher Hand
Nach Galliens Olymp getragen.
Daß jtzt berauscht von Götter-Wein
Campaniens Gefilde tanzet,
Dankt es dem Deutschen, der vom Rhein
Den Rebenstock dahin verpflanzet.
Des schweren Hypochonders Drang
Fühlt ich, als ich dich las, verschwunden,
Gern dankt ich dir den Uebergang
Von schweren zu den frohsten Stunden.
Doch Dichter-Feuer brennt nie hell
In Böhmens Thälern. — Meine Töne
Mißlingen hier. — Des Sprudels Quell *)
Ist nicht der Quell der Hypocrene.

*) Der vornehmste Quell des Carlsbaader Gesund-Brunnens wird der Sprudel genannt.

Litteratur und Völkerkunde.

III.

März 1784.

I.

Amphion,

zweyter und dritter Akt.

Da viele Leser dieser periodischen Schrift gewünscht haben, das Fragment dieser Oper ergänzt zu sehn, so erfolgen hiebey die übrigen Akte. Die Musik derselben, die nach dem Urtheil der Kenner zu den Meisterstücken der Tonkunst gehört, wird nebst der damit verbundenen Poesie noch diesen Monat erscheinen.

Amphion, zweyter Akt.

Erster Auftritt.

Calpar und Segal.

Beyde mit ihren Gefolgen, des erstern siegende, des andern gefangene Wilde. Unter einem Marsch langt der ganze Zug auf dem Theater an. Die Scene ist eine Wald-Gegend. In der Mitte ein großer Platz von alten düstern Bäumen umgeben. Im Hintergrunde auf der einen Seite ein Hain, worinnen ein von Feldsteinen und Rasen erbaueter Altar steht; auf der andern eine schmale Aussicht in die Ferne.

Calpar an sein Gefolg.

Ihr Helden meiner Flur!
Die ihr zu allen Schlachten
Mir tapfer folgt, mir alles wagt:
Theilt mit mir heute Ruhm und Freude!
Fallt in mein Jauchzen mächtig ein!
Seht! eures Führers Helden-Fleis
Krönt heut' der Sieger schönster Preis!

Chor.

von Calpars Gefolg.

Ja! alle Völker sollen's hören,
Welch Glück die Götter dir gewährt!
Des größten Führers Helden-Fleis
Krönt heut' der Sieger schönster Preis!

Calpar.

Calpar.

Die Feinde all', die wir vereint
So bald, so tapfer, überwunden,
Stell ich als Opfer dar,
Die Götter auszusöhnen,
Ihr Blut verströme eure Hand!

Chor der siegenden Wilden.

Geopfert sey ihr Heer
Der großen Götter Ehre!
Ihr Blut verströme unsre Hand!

Segal an die siegenden Wilden.

Wir segnen eure Hände!
Sie machen bald uns frey.
Wir scheun kein quaalvoll Ende;
Wir scheun nur Sclaverey.

Chor der gefangenen Wilden.

Wir segnen eure Hände!
Sie machen bald uns frey.
Wir scheun kein quaalvoll Ende;
Wir scheun nur Sclaverey.

Segal an sein Gefolg.

Laßt Nachruhm uns erwerben
Mit froh vergoßnem Blut!
Sieg oder herzhaft sterben,
Will wahrer Heldenmuth.

image
not
available

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen.

Almira, (eilig kommend.)

Almira.

Ach! hört mein Flehn!
Laßt Thränen euch bewegen!

Die siegenden Wilden.

Vergebens ist dein Flehn.

Almira.

Barbaren! haltet ein!

Calpar zum Gefolg.

Geht! schlept sie fort zum Tod!
Ihr Blut zeugt Götter-Segen.

Siegende Wilde zu Calpar.

Vollbracht sey dein Gebot.

Almira.

Barbaren! haltet ein!

zu Calpar.

Ach! laß mein Flehn
Laß Thränen dich bewegen!

Calpar zu Almira.

Vergeblich ist dein Flehn.
Dein Widerstand verwegen.

Die

Die siegenden Wilden zu Almira.

Du mehrst nur ihre Pein.

Almira.

Barbaren! haltet ein!

Die siegenden Wilden zu den Gefangenen

Fort! Fort zum Opferhain!

Almira.

Ach! haltet, haltet ein!

Calpar und sein Gefolg.

Du mehrst nur ihre Pein.
Fort! Fort zum Opferhain!

Almira.

Barbaren! Haltet ein!

Calpar und sein Gefolg zu Almira.

Du kannst sie nicht befreyn.

Die siegenden Wilden.

Ihr Schicksal ist der Tod.

Calpar.

Ihr Schicksal bleibt der Tod.

(Man hört aus der Ferne her sanfte Musik tönen; sie nähert sich nach und nach, und besteht aus lauter blasenden Instrumenten. Das Orchester schweigt indessen.

Calpar.

Welch fremder Schall tönt durch den Hain!
Wie wunderbar durchbebt er mein Gebein!

(Die Musik tritt wieder ein; ist noch etwas näher, und das Orchester begleitet pianissimo.)

Almira

Almira. (fröhlich.)

Er nahet! er ist da!
Komm Amphion! laß hören,
Daß du der Sieger seyst,
Der Barbarey verbannt!

Chor von Amphions noch unsichtbarem Gefolg.
(In der Ferne.)

Amphion, du Menschen-Retter!
Dein Gesang erfreut die Götter:
Liebe strömt von deinen Saiten:
Dich umglänzen goldne Zeiten:
Du verbannst die Barbarey.

Almira entzückt.

O Himmel! — welche Töne!
Wie sie mein Herz erheben!

Calpar
erzürnt zu seinem Gefolg.

Ha! — wie? ihr hört erstaunt
Auf weichlichen Gesang?
Nicht Götter Wort? nicht mein Gebot?
Ihr seyd verzagt? ihr wollt das Opfer zögern?
Solch feiges Mitleid bringt euch Schande!
Die Götter fodern Blut von euch!
Auf! eilet und verströmt der Sclaven Blut!

(Die siegenden Wilden ergreifen die Gefangnen, und schicken sich an sie zu opfern.)

Dritter Auftritt.

Amphion, jetzt noch ohne sein Gefolg, und die Vorigen.

Amphion.

Welch schreckbar Fest wird hier bereitet?
Unmenschen! sagt! was nehmt ihr vor?
Mit eurer Brüder Blut wollt ihr
Die Götter ehren?
Ihr glaubt voll Wahn,
Sie mit euch zu versöhnen,
Durch Mord und Blut und Tyranney?
Die Götter walten dort von Seligkeit umgeben
Für aller Menschen Wohl, fürs Wohl der ganzen Welt
Sie schaffen alle frey, bewahren aller Leben,
Für alle glänzt ihr Tag, und blüht und reift das Feld.
Wenn Frevler ihren Zorn empören
Durch Grausamkeit und Missethat,
Erbarmend werden sie doch hören,
Was späte Reue thränend bat.

Chor

von siegenden Wilden.

Auf! Hand ans Werk —
Das Opfer zu vollenden!
Solch feiges Mitleid brächt uns Schande!
Empörte unsrer Götter Zorn!
Verströmen müssen wir
Der Sclaven Blut!

Chor

von Amphions noch unsichtbaren Gefolg in der Ferne.

Lernt Erbarmen! Lernt verzeihen!
Laßt euch sanfter Tugend weyhen!

Am-

Amphion.

Kann Menschheit, ganz entstellt und wild
Von Blutdurst, so zum Raubthier
Niedersteigen?
Der Mensch, der Weisheit Sohn,
Zur Gottheit Bild erwählt,
Soll Göttersinn durch Bruderliebe zeigen.
Dem Menschen ward der Mensch geschaffen.
Versöhnet euch! liebt euch als Brüder!
Von einem Bande all' umfaßt.

Chor
von Amphions immer noch unsichtbaren Gefolg.

Versöhnet euch! Liebt euch als Brüder!
Von einem Bande all' umfaßt.

Almira entzückt.

O Himmel! Ihre Herzen schmelzen!
Aus ihren Augen bricht der Hofnung milder Strahl!
Wenns Mitleid wär — wenn sich
Der Sturm der Rache
Legte!

Amphion, zu den siegenden Wilden.

Laßt eure Waffen,

Zu den Gefangenen.

Ihr eure Ketten fallen.

Calpar erstaunt.

Wie, welche Zaubermacht!
Die Sclaven frey! zerbrochen ihre Ketten!
Wir ohne Waffen! ——

Almira.

Almira.

Ach! Amphion! fahr fort!
Sey Gott von diesem Land!
Du Abgott meiner Seele!
Verbreite deine Macht bald durch die ganze Welt!
Und deine Lehren präge
In alle Menschen-Herzen!

Calpar aufgebracht.

Treuloses Weib! empörend gegen mich
Ist dein Geständniß.
Es weckt der Rache Wuth
Aufs neu in meiner Seele.
Den Weichling betst du an?
Entsagst verachtend mir?
Wohlan! er werde dein! doch erst
Im Tode.
Ihr Helden! wafnet euch!

Almira, erschrocken.

Ach! welch ein Zorn empört
Auf einmal die Barbaren;
Ihr Götter! —— Amphion! ——

Amphion.

Mir deine Hand!
Komm! folg mir unverzagt.

(reicht ihr die Hand, und geht mitten durch die Wilden ruhig mit ihr ab.)

Vierter

Vierter Auftritt.

Calpar und sein Gefolg, die Gefangenen.

Calpar zu seinem Gefolg.

Ha! Feige! — Wafnet euch,
Auf! rächet meine Schmach! —
Dem Frevler nach! —

Chor
von Calpars Gefolg.

Zur That! den Arm voll Waffen!
Zur Rache! fort mit Wuth!
Sie schaudre! Raben saugen
Nun bald sein Mark und Blut!
Vergossen ihr zum Hohn
Solls auf dem Altar rauchen!
Sein Sang soll uns nicht stöhren,
Nicht wehren
Flehn und Drohn!
Ihr Anblick quäl ihn länger
Bey seiner Todesnoth!
Sie straf ein Kerker strenger
Mit Reu bis an den Tod!

Dritter Akt.

Eine sehr rauhe und wilde Gegend.

Erster Auftritt.

Amphion.

Wars möglich, holdes Weib,
Daß dich ein Wald gebahr?

Daß du bey Tygern auferzogen
So edle Denkart lerntest?
In einem Räubervolk, solch eine Seele!
Dein Herz so rein! so offen jeder Tugend!
So ganz Gefühl! — Wie werth,
Belohnt, bewahrt zu seyn!

Weich für Sang strebst du den Freuden
Reiner Liebe schmachtend nach:
Jeden Ton aus sanften Sayten
Tönt dein Herz so mächtig nach:
Traue nur im sanften Hange
Falschen Zaubertönen nie!
Folge treu der Macht, dem Drange,
Tugendheilger Harmonie!

Almira.

Ach! mein Herz so weich so zärtlich
Weichet doch von Tugend nie;
Denn ich folge treu und ewig
Deiner sanften Harmonie.
Amphion! für andre Töne
Hab ich nach dir kein Gehör.

Amphion.

Und für keine andre Schöne
Hab ich Herz und Auge mehr.

Almira.

Götter-Sohn! Ach! — könntst du dich
Einem Erden-Kind vermählen?

Amphion.

Ach! Almira! könnte ich
Selbst im Himmel schöner wählen?
Theure! Ja! ich liebe dich!

Almira.

Götter! — wie belohnt ihr mich!

Beyde.

O! so schmelzen unsre Seelen
Liebend in einander hin!
Ewig stimmen unsre Seelen
In die reinsten Harmonien.

Zweyter Auftritt.

Calpar mit seinem Gefolg eilig kommend.

Calpar.

Ha! Verräther! find ich euch?
Hier verbergt ihr eure Lüste?

Amphion.

O! wir lieben Göttern gleich,
Rein vom Rausche deiner Lüste.

Almira.

Wallend in der Tugend Reich,
Fliehn wir dich, und deine Wüste.

Calpar.

Ha! Ihr sollt mir nicht entfliehn,
Eilig fesselt sie und ihn.

Amphion.

Auch in Fesseln sind wir frey.

Almira.

Auch in Fesseln noch uns treu.

Beyde.

Unser Band ist vest beschworen,
Lösche deiner Rache Gluth!

Calpar.

Meine Rache euch geschworen
Lösch ich nur in eurem Blut.

Amphion.

O sanfte reine Harmonie!
Ertöne! daß die Zwietracht flieh.

Chor
von Amhions noch unsichtbaren Gefolg.

O! sanfte reine Harmonie,
Ertöne! daß die Zwietracht flieh.

Calpar.

O unerhörte Kunst, die mich so ganz bezaubert!
Mein Wesen wandelt sich,
Erstaunt seh ich mein Selbst!
Der wilde Zorn legt sich, wie Sturm im Meere.

Er:

Erweicht ist jeder Sinn;
Mein Herz fühlt sanften Drang.

Amphion.

Du fühlst zum erstenmahl
Der Tugend selge Kraft,
Die armen Sterblichen
Das Glück der Götter schaft:
Verscherze nie dies Glück!
Es flieht aus jeder Brust,
Wo heimlich Rache glüht.
O folge willig nur
Der Stimme der Natur!
Sie leitet sanft und treu,
Und lehret willig dir
Was Glück der Menschheit sey. —
Versammle dich, o Volk!
Fleuch aus den Räuber-Hölen, der Laster Arm!
Leg ab der Tyger Wuth!
Versammle dich! —
Der Tag erscheint dir heute,
Der all' dein Elend endet:
Dich bannte schon so lange Zeit
Die rauhste Barbarey
In diesen finstern Wald.
Vertausch ihn mit dem Schoos
Der häuslich stillen Sitte!
Da lerne sanfte Friedens-Künste!
Ich werde selbst dein Lehrer seyn.
Marmor Felsen! steigt herauf!
Drängt euch durch die vesten Erden!
Städt' und Tempel sollt ihr werden!
Völker, schweifend gleich den Heerden,

Nehmt in eurem Schoos dann auf!
Marmor Felsen steigt herauf!

Wahrend dieser Arie steigen Marmor Felsen von allen Seiten aus der Erde empor, die sich nach und nach in Häuser und Tempel entwickeln; in der Mitte zeichnet sich ein Tempel vorzüglich durch äusserliche Pracht aus. Die ganze Wüste verwandelt sich in eine reizende Gegend.

Calpar erstaunt.

Welch Wunderwerk! — ihm folgen
Stolze harte Felsen!
Sein Wort verbannt die öden Wüsten!
O solche Pracht hat nie mein Aug' gesehn!

Dritter Auftritt.

Amphions bisher unsichtbares Gefolg erscheint.

Chor
von Amphions Gefolg.

Amphion! du Menschen-Retter!
Dein Gesang erfreut die Götter:
Wonne stimmt von deinen Sayten:
Dich umglänzen goldne Zeiten:
Du verbannst die Barbarey.

Calpar.

Ich weiche deiner Macht. —
Wer mag dir widerstehn!
Mein Herz ergiebt sich gern
Des größten Siegers Banden.

Ein rauher Wald, der Raubsucht nährt,
Gebahr mich grausam gleich den Thieren:

Mein

Mein stolzer Sinn war, hart regieren
Ein schmachtend Land, das ich verheert.
Du sanfter Held! konntst mich zur Tugend rühren;
Und deinen Sieg ganz zu vollführen,
Schafft du mir ein verschönert Land.
Ich folge deinem Ruf, dem Beyspiel deiner Thaten:
Bin Vater meinem Volk, dein Freund.
Nur deine Weisheit soll mir rathen,
Und dein Gesang versöhn' mir jeden Feind!

Chor
von Calpars Volk zu Amphion.

Wir folgen deinem Ruf, dem Beyspiel deiner Thaten,
Zu einem Volke all' vereint.
Nur deine Weisheit soll uns rathen,
Und dein Gesang versöhn' uns jeden Feind!

Calpar.

Mein Dank entflammtes Herz
Strebt, dir ein würdig Opfer
Darzubringen. — Almira! — Ja!
Almira sey dein Lohn! nur du
Warst ihrer werth.

Almira.

O selger Augenblick!

Amphion.

O du
All' meiner sanften Siege
Schönste Beute!

Welch Glück! der Sieger über dich,
Dein Herz und Hand zu seyn.

Almira.

Seit du sangst, liebt' ich mein Leben,
Weyht' ich dir mein ganzes Herz.
Ewig bleib' ich dir ergeben!
Götterfreuden stört kein Schmerz.
Menschen Wohl ist dein Bestreben:
Alles jauchzt dir frohen Dank.
Herzen schmelzen, sie versöhnen,
Kann dein mächtiger Gesang.

Amphion.

Zu jenem Tempel dort,
Den staunend eure Augen
Zum erstenmahle sehn,
Laßt uns mit lauter Freude ziehn!
Den Göttern Dank zu opfern;
Dort laßt vor ihrem Angesicht
Uns all' den Bund
Der ewgen Eintracht schwören!

Alle ziehn unter einem Marsche nach dem Tempel, und dann verwandelt sich das Theater in das Innre des Tempels.

Allgemeines Chor.

Große Sieger haben heute
Uns die Götter zugesandt!
Allgemeiner Eintracht Freude
Töne laut durchs ganze Land!
Rosenketten laßt uns binden
Unter fröhlichem Gesang!

Um die Säulen tanzend winden,
Alle Herzen opfern Dank!

Segal.

Ihr Götter! — wunderbar
Sind eure Wege! —
Oft scheinen sie grausvolle Labyrinthe,
Und sind doch ofne, hohe Bahn,
Zu wahren Glück!
Wir! noch vor wenig Augenblicken
Der blutgen Rache hingeworfne Sclaven!
Und nun, — ein aufgeklärtes freyes Volk;
Jene Arme! —
Todschwanger über uns schon aufgehoben, —
Nun offen liebevoll uns aufzunehmen!
Dank euch Ihr Götter! — Dank auch Dir
O! Götter Sohn!

Rundgesang.

Amphion.

Frommer Fröhlichkeit
Sey dies Fest geweyht!
Kommt, und erndtet goldne Segen!
Götter Willen ehrt!
Laßt, was ich gelehrt,
Auch in zarte Herzen prägen!
Veste Bruder-Treu,
Neben Weisheit, sey
Euer allumfassend Band!
In der frohen Zeit,
Bey dem Erden-Leid,
Reichet gern euch Hand um Hand!

Chor.

Veste Bruder-Treu,
Neben Weisheit, sey
Unser allumfassend Band!
In der frohen Zeit,
Bey dem Erden-Leid,
Reichen wir uns Hand um Hand!

Calpar
an sein Gefolg.

Lauf nach blutgen Ziel,
War ein leichtes Spiel
Eurer Sieg gewohnten Stärke:
Doch ihr kanntet nie
Macht der Harmonie,
Und der Großmuth Helden-Werke;
Mehr als in der Schlacht,
Unsre ganze Macht,
Wirkt der Tugend sanfte Kraft;
Ihrem Helden weicht,
Herz und Waffen reicht
Ihm, der euch den Frieden schaft!

Chor
von Calpars Gefolg.

Mehr als in der Schlacht,
Unsre ganze Macht,
Wirkt der Tugend sanfte Kraft;
Unser Herz erweicht,
Sey voll Dank gereicht
Dir, der Frieden uns geschaft!

Segal

Segal
an sein Gefolg.

Grause Quaal und Tod
Hat man euch gedroht;
Doch euch wunderbar zu retten,
Drang der Göttermann
Liebevoll heran,
Und zerbrach die Sclavenketten:
Schwört auf eurem Knie,
Für die Helden Müh,
Dank und Treu' ihm Lebenslang!
Folgt auf seinem Pfad!
Seine grosse That
Preist in jedem Festgesang!

Chor
von Segals Gefolg.

Wir vergessen nie
Deiner Helden-Müh!
Folgen treu dir lebenslang!
Führ uns deinen Pfad!
Deine grosse That
Preisen wir bey Tanz und Sang.

Almira.

Von der Sclaverey
Wilder Lüste frey,
Männer! seyd der Unschuld Beute!
Liebe Schwestern! ihr!
Werdet nun, gleich mir,
Sanfter Tugend Helden-Bräute!
O! die Seligkeit

image
not
available

II.

Bayard,

Der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel.

(Beschluß.)

Pabst Julius II., dessen heftige und kriegerische Gemüths-Art so wenig zu der Würde paßte, die er bekleidete, bekriegte den Herzog von Ferrara, einen treuen Bundsgenossen Ludwigs XII. Der Pabst war willens, sich des Schlosses von Mirandola zu bemächtigen, welches die verwittwete Gräfin, eine gebohrne Französin, inne hatte. Er ließ das Schloß auffordern; aber die Gräfin ertheilte seinem Abgesandten die Antwort: daß sie nicht gesonnen wäre, sich zu ergeben, sondern sich gegen jeden, der sie anzugreifen versuchen möchte, wehren wollte; auch hofte sie mit Gottes Hülfe das Schloß gegen jeden Feind zu vertheidigen. Hierüber ergrimmte Julius gar sehr, und schwur, wie sich unser Autor ausdrückt, beym heil. Peter und beym heil. Paul, daß er schon alles anwenden würde, um sich entweder im Guten oder Bösen des Schlosses zu bemeistern.

Dem zufolge entschloß er sich, in eigner Person die Belagerung dieses Schlosses zu commandiren, und lagerte sich mit seinem Heere bey dem Flecken St. Felix. Die Gräfin fertigte gleich Boten an den Herzog von Ferrara ab, und gab ihm von der Gefahr, die ihr bedrohte, Nachricht, wobey sie ihn denn zugleich bat, ihr unverzüglich zu Hülfe zu eilen. Der Herzog und die französische Armee standen damals zwischen zwey Armen gelagert, die der Po-Fluß formirte.

image
not
available

so heftiger und rauher Schnee fiel, dessen man sich bey Menschengedenken nicht erinnern konnte, in dieser Gegend erlebt zu haben. Das Gestöber wurde immer stärker und ungestümer, so daß man zuletzt keine Handbreit mehr die Gegenstände vor sich unterscheiden konnte. Der Cardinal von Pavia rieth dem Pabst, bey einem so abscheulichen Wetter seine Reise ja nicht fortzusetzen, sondern nach St. Felix zurückzukehren, welches denn auch geschah. Indessen verfolgte Bayard, der sich das Schneegestöber nichts anfechten ließ, heftig das flüchtige Gefolge des Pabstes, und langte mit demselben zugleich in dem Flecken an. Julius, vom Geschrey und Getümmel erschreckt, sprang eiligst aus seiner Sänfte, und rettete sich ins Schloß, wo er mit eigner Hand die Zug-Brücke aufziehen half. Unser Ritter sahe sich also genöthigt, wieder abzuziehen; doch führten seine Gensd'armen noch viele Gefangene, unter andern 2 Weihbischöfe, und eine große Menge beladener Maulesel mit sich fort. Die beyden Weihbischöfe wurden nachher, nachdem sie ihr Lösegeld bezahlt hatten, wieder auf freyen Fuß gestellt. Das Schrecken, welches der Pabst ausgestanden hatte, zog ihm ein Fieber zu, so daß er den ganzen Tag über nicht das Zimmer verlassen durfte; in der folgenden Nacht aber ließ er den Herzog von Urbino, seinen Neffen, zu sich kommen, der ihn unter Bedeckung von vierhundert Soldaten nach dem Lager geleitete, wo er bis zur Eroberung von Mirandola verblieb.

Der Pabst, der sich nun vorgesetzt hatte, Ferrara anzugreifen, rückte mit seinem Heer schnell vor Bastide, einen festen Ort, der im eigentlichen Verstande der Schlüssel von dem ganzen Herzogthum war. Die Garnison war sehr geringe, und der Commandant, der sich auf einmal eingeschlossen sahe, schickte sogleich an unsern Ritter einen Boten ab, und ließ ihn von seiner grossen Verlegenheit benachrichtigen. Bayard verfügte sich hierauf nebst dem Boten unverzüglich

zu dem Herzog von Ferrara, bey dem er den Herrn von Montoiſon antraf. Beyde wurden über dieſe Neuigkeit nicht wenig beſtürzt. „Monſeigneur, ſagte Bayard zum Fürſten, „fürchten Sie nichts; ich habe einen Anſchlag, der „uns ſicher glücken wird. Zweytauſend Mann zu Fuß, und „achthundert Schweizer müſſen zu Waſſer bis nach Argenta „den Po herabfahren, wo ſie denn unſre Reuterey antreffen, „und ſich mit ihr vereinigen werden. Auf dieſe Weiſe wer„den wir, ſobald der Morgen grauet, den Feind angreifen „können. — Ich ſehe wohl Ritter, rief der Herzog aus, „euch iſt nichts unmöglich, wir wollen alſo eurem Rath „folgen.„

Mit Anbruch des Tages ſahen ſich die päbſtlichen Truppen von allen Seiten angegriffen. Bayard that an dieſem Tage Wunder der Tapferkeit; in kurzem war das Feld mit Leichen bedeckt. Der Pabſt verlohr vier bis fünftauſend Mann Infanteriſten, und mehr als ſechzig geharniſchte Reuter; die Zahl der eroberten Pferde belief ſich über dreyhundert. Das Gepäcke, das Lager, die Artillerie und die ſämtliche Munition fielen in die Hände der Franzoſen, und die Soldaten zogen nun mit Beute beladen im Triumph in Ferrara ein.

Wüthend über dieſe ſchimpfliche Niederlage, und zu ſehr geſchwächt, um etwas im ofnen Felde gegen ſeinen Feind unternehmen zu können, beſchloß Julius heimlicherweiſe, ſowohl den Herzog von Ferrara, als auch unſern Helden durch Gift aus dem Wege räumen zu laſſen. Zu dieſem Endzweck ſchickte er einen gewiſſen Auguſtino Guerlo nach Ferrara, mit dem Auftrage, die Nichte Julius II. dem Sohn des Herzogs zur Gemahlin anzubieten, jedoch mit dem Beding, daß der Herzog ſein Bündniß mit Frankreich aufgeben ſollte. Der Herzog that indeſſen doch, als ob er unentſchloſſen wäre; er war nur

zu

zu sehr versichert, daß der Pabst ihm nie den Vorfall bey Bastide vergeben würde, und endlich that er gar dem päbstlichen Abgesandten den Vorschlag, in seine Dienste zu treten, und die französische Parthey zu verlassen. Augustino, dem dieses Anerbieten schmeichelte, gestand dem Herzoge seinen wahren Auftrag, und erbot sich dagegen, den Pabst innerhalb acht Tagen durch die nemlichen Mittel aus der Welt zu schaffen. Der Herzog besprach sich darüber mit Bayard, aber der Held dachte viel zu groß, als daß er einem so niederträchtigen Vorschlage hätte beypflichten sollen. Er schwur hoch und theuer, noch vor einbrechender Nacht dem Pabst Nachricht davon zu ertheilen. „Wie, rief der Herzog aus, „war es nicht sein Wille, uns beyde auf eben diese Art zu be„handeln?„ — Dran liegt mir nichts, antwortete der gute „Ritter, er ist der Stadthalter Gottes auf dieser Erde, und „nie werde ich es zugeben, daß man ihn auf diese Weise aus „der Welt schaffen soll.„ — Der Herzog zuckte die Achseln, spuckte auf die Erde, und sagte: Par le Corps Dieu, Monseigneur de Bayard, je voudrois avoir tué tous mes ennemis en faisant ainsi. *) Indessen schenkte er doch dem Augustino das Leben, und schickte ihn an den Pabst zurück.

In dem folgenden Jahre 1512 wurde die Schlacht bey Ravenna geliefert. Die Franzosen erfochten hier einen glorreichen Sieg, aber ihre Lorbeeren wurden von dem Blute des tapfern Gastons von Foix, Herzogs von Nemours, befleckt, der mit dem Marschall Trivulce gemeinschaftlich die französischen Truppen in Italien commandirte. Als er sich zu Carpi aufhielt, hörte er von einem Astrologen sprechen, von dem man ihm Wunderdinge erzählte. Dieses reizte die Neugierde des Prinzen, er ließ daher den Wahrsager zu sich kommen,

*) Bey Gott, ich wünschte wohl, mich aller meiner Feinde auf diese Weise entledigen zu können.

men, und frug ihn: Ob der Vicekönig von Neapel und die Spanier es wohl vermutheten, daß man ihnen eine Schlacht liefern würde? Der Astrologe antwortete, Ja, und betheuerte bey seinem Leben, daß den nächsten Charfreytag, oder spätstens den ersten Ostertag, eine sehr blutige Schlacht vorfallen würde. Auf die Frage, wer solche gewinnen würde, antwortete er: Daß die Franzosen zwar das Schlachtfeld behaupten, und unter ihnen ein gräßliches Blutbad anstellen, aber doch nicht viel gewinnen würden; denn sie werden, setzte er hinzu, viel brave und vornehme Leute an diesem Tage einbüssen. Der bekannte tapfere Capitain de la Palisse, der auch zugegen war, fragte, ob er in dieser Schlacht bleiben würde? Er erhielt zur Antwort, Nein, er würde noch wenigstens zwölf Jahre länger beym Leben bleiben, aber in einer andern Schlacht getödtet werden. Auf eben diese Weise wurde die Frage des Herrn von Imbrecourt beantwortet. Der Hauptmann von Richebourg erhielt zur Antwort, daß er grosse Gefahr liefe, durch den Wetterstral getödtet zu werden. Der Herzog von Nemours verlangte nun, daß Bayard gleichfals den Astrologen um Rath fragen sollte; unser Held gehorchte; „Herr „Astrolog, sagte er, ich möchte wohl wissen, ob ich noch einst „ein grosser und reicher Mann werden werde? Er erhielt „zur Antwort: An Ehre und Tugend wirst du so reich seyn, „als irgend ein französischer Capitain vor dir, aber an „Glücksgütern wirst du es nie in Uberfluß seyn; auch weiß „ich, du begehrst ihrer nicht So viel kann ich dir indessen „versichern, daß du deinen jetzigen König überleben, und noch „seinem Nachfolger dienen wirst, der dich lieben, und immer „hochschätzen wird. Aber dem ungeachtet werden dir deine „Neider doch jederzeit hinderlich seyn, und du wirst deshalb „weder ein grosses Vermögen erwerben, noch zu den Ehrenstellen gelangen können, die du ausserdem wohl verdienteſt. — Bayard frug noch, ob er in der bevorstehenden „Schlacht getödtet werden würde? Nein, antwortete der „Astro-

„Astrolog, aber du wirst spätstens innerhalb zwölf Jahren, „und zwar durch einen Stückschuß dein Leben verlieren.„ Der Wahrsager beantwortete noch verschiedene andre Fragen; unter andern sagte er zu dem Capitain Jaquin, daß man ihn zweymal hängen würde. Diese Vorhersagung traf in der That ein. Der Capitain Jaquin hatte drey Monate nachher das Unglück, mit seinem Pferde in einen Fluß zu stürzen; man zog ihn für todt aus dem Wasser, und hieng ihn an den Füßen auf, damit er das eingeschluckte Wasser wieder von sich geben konnte. Bey der Eroberung van Ravenna aber begieng er den Fehler, daß er seine Leute nicht zusammen hielt, sondern unvorsichtigerweise auseinander laufen ließ, wodurch denn dem Marko Antonio Colonna die Retirade in die Citadelle erleichtert wurde. Er mußte sein Versehen mit dem Tode büßen, denn la Palisse ließ ihn henken. Eben so richtig traf die Weissagung des Astrologen, den Herzog von Nemours betreffend, ein, dem er deutlich anzeigte, daß er in der Schlacht bey Ravenna sein Leben einbüssen würde. Freylich that hier der Zufall wohl das mehreste; aber die Vorurtheile, die man damals zum Vortheil der Wahrsagerkunst hegte, waren so mächtig, daß wenn die Worte des Astrologen nur einmal eintrafen, man alle seine übrige Weissagungen, so abgeschmackt sie auch immer seyn, und so wenig der Erfolg ihnen entsprechen mögte, doch jederzeit für wahre Orakelsprüche ansahe. Ueberdem stand auch dieser Astrolog von Carpi damals in ganz Italien im größten Ansehen.

Indessen hatten die Venetianer vermittelst eines Verständnisses mit den Einwohnern den Franzosen die Stadt Brescia wieder weggenommen; der Herzog von Nemours faßte daher den Entschluß, ihnen diesen Ort zum zweytenmal zu entreissen. Bayard rieth, sich dieses festen Platzes mit Sturm zu bemächtigen, und man folgte ihm. Unser Held war der erste, der an der Spitze seiner Compagnie in die Stadt

drang,

drang, er wurde aber mitten im Getümmel in den einen Schenkel durch einen Pikenstoß hart verwundet. Der Stoß war so heftig, daß die Pike zerbrach, und das Eisen nebst einem Splitter vom Schaft im Fleisch sitzen blieb. Bayards Schmerz war so ausserordentlich, daß er wirklich tödtlich verwundet zu seyn glaubte. Er sagte daher zu dem Herrn von Molard: *) „Camerade, marschirt mit euren Leuten immer „vorwärts, ich habe die Stadt erobert, aber ich kann nicht „weiter, denn ich fühle daß ich sterbe.„ Man brachte ihn eiligst aus dem Gedränge, und zween Schützen gaben sich alle Mühe, das Blut, so mit Gewalt aus seiner Wunde hervorquoll, zu stillen. Nachdem die Stadt gänzlich eingenommen, und der Plünderung preisgegeben war, wurde Bayard in das Haus einer Dame gebracht, die sich glücklich schätzte, einen solchen Gast zu bekommen, der ihr nicht allein zur Salvegarde diente, sondern auch noch überdem ihr Vermögen und die Ehre ihrer beyden Töchter beschützte, wie wir bald vernehmen werden.

Die für den Herzog von Nemours, für Bayard, und überhaupt für die ganze französische Armee so ruhmvolle Einnahme von Brescia war indessen doch die eigentliche Grundursache des nachherigens Verfalls der französischen Angelegenheiten in Italien; denn die durch die Plünderung dieser reichen Stadt reich gewordenen Soldaten verlohren aus Furcht, ihre Schätze wieder einzubüssen, alle fernere Lust zum Kriege, und kehrten haufenweise nach Frankreich zurück. Die Wunde unsers Helden war glücklicherweise nicht tödtlich, und in weniger als einem Monat befand er sich im Stande, wieder zu Pferde zu sitzen. Das Verlangen, der Armee zu folgen, nahm nun stündlich bey ihm zu, und obgleich seine Wunden noch

(* Molard war Bayards Anverwandter, aus dem Hause d'Allemand, von der Linie du Riage. Er wurde in der Schlacht bey Ravenna getödtet.

noch nicht ganz geheilet waren, so kehrte er doch alle Anstalten zur Abreise vor. Eben war er im Begrif zu Pferde zu steigen, als die Frau des Hauses erschien, und sich zu seinen Füßen warf. — Doch diese Scene in Bayards Leben macht dem Helden zu viel Ehre, als daß wir uns nicht etwas weitläuftiger darüber verbreiten sollten.

„Gnädiger Herr„ sagte sie zu ihm, „das Recht des „Krieges giebt euch Gewalt über unser Leben und unsre Güter, und ihr habt unsre Ehre geschützt. Wir hoffen, daß „ihr nicht nach der Strenge gegen uns verfahren, und so „großmüthig seyn, und mit einem Geschenk zufrieden seyn „werdet, das mehr unsern Glücksumständen, als unsrer „Erkenntlichkeit angemessen ist.„ Zu gleicher Zeit überreichte sie ihm ein kleines Kästchen voll Ducaten. Lächelnd fragte der Held, wie viel darinnen wären. Aus Furcht, daß er ihr Geschenk vielleicht zu gering halten möchte, entgegnete die Dame mit Zittern. „Zweytausend fünfhundert, gnädiger Herr, wenn ihr aber nicht damit zufrieden seyd, so wollen wir alle mögliche Mühe anwenden, um mehr zu schaffen.„ „Nein, Madame, sagte der Ritter, ich will kein „Geld; die Sorgfalt, die ihr für mich getragen habt, überwiegt unendlich den Dienst, den ich so glücklich gewesen „bin euch zu leisten. Ich verlange nichts als eure Freundschaft, und bitte euch, die meinige dagegen anzunehmen.„

Die gute Dame war über eine so seltene Bescheidenheit mehr erstaunt als zufrieden. Sie warf sich dem Ritter nochmals zu Füssen, und sagte ihm, daß sie nicht eher wieder aufstehen wollte, bis er dieses Zeichen ihrer Erkenntlichkeit angenommen hätte. „Wenn ihr es denn doch ausdrücklich so haben wollet„ sagte Bayard „so will ich es nicht abschlagen; aber kann ich nicht auch die Ehre haben, von euren „beyden Töchtern Abschied zu nehmen?„ Diese erschienen

sogleich

sogleich, und der gute Ritter ohne Furcht und Tadel dankte ihnen für ihre Sorgfalt, die sie während seiner Krankheit für ihn getragen hatten, und schenkte einer jeden tausend Dukaten zur Aussteuer. Die übrigen fünfhundert überlieferte er der Dame, und bat, solche an die Nonnenklöster, die bey Eroberung der Stadt geplündert worden, auszutheilen.

Die Belagerung von Ravenna wurde eben so schnell unternommen, als hitzig fortgesetzt. In kurzer Zeit waren die Belagerten aufs äusserste gebracht, und den Spaniern und Neapolitanern blieb in der That kein ander Rettungsmittel für diese Stadt übrig, als die Franzosen mit Gewalt zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Es kam also zu einer blutigen Schlacht, in welcher, wie wir bereits erwehnt haben, der Herzog Gaston de Foix von Nemours, da er sich von seiner jugendlichen Hitze in Verfolgung der Flüchtigen zu weit hinreißen ließ, sein Leben einbüßte. Die Franzosen erfochten den glänzendsten Sieg, und die Spanier liessen zehntausend Mann, und zwanzig vornehme Officiere von der Infanterie, nebst achthundert Gend'armen, und dreyßig Capitains todt auf der Wahlstatt zurück. Der Verlust der Franzosen war gleichfalls sehr beträchtlich, und ausser dem braven Herzog von Nemours verlohren sie noch verschiedene andere tapfere Officiere. Die Zahl der Gefangenen, die die Franzosen machten, war sehr ansehnlich. Ravenna ergab sich den Tag nach der Schlacht, und wurde den Soldaten zur Plünderung preisgegeben.

Ohnerachtet dieses glorreichen Sieges zogen doch der Tod des französischen Feldherrn und die Intriguen des Pabst Julius II, der den Kayser zu einem Stillstand mit den Venetianern bewog, in kurzer Zeit den Verlust aller französischen Eroberungen in Italien nach sich. Nichts als blos

die

die Schlösser von Mayland, Navarra, Tortona, und noch einige andre wenige feste Plätze blieben in den Händen der Franzosen. Umsonst strengten die Herren de la Palisse, Ludwig Dars, Lautrec, und besonders der gute Ritter ohne Furcht und ohne Tadel alle ihre Geschicklichkeit, alle ihren Muth an; das Schicksal hatte nun einmal beschlossen die Franzosen zu demüthigen und alle ihre Mühe war vergebens. Während des Zurückzugs der französischen Armee that unser Held bey jeder Gelegenheit Wunder der Tapferkeit. Endlich langten sie in Frankreich an, und wurden in die Winterquartiere verlegt. Bayard nahm nun Urlaub, und eilte nach Grenoble, um seinem Onkel dem Bischof aufzuwarten, der ihn mit vieler Zärtlichkeit empfing.

Die Mühseligkeiten des Krieges, die Bayard nun zwey ganzer Jahre lang ertragen hatte, verursachten ihm eine Krankheit, die ihn bis an die Pforten des Todes brachte. In einem Anfall von hitzigen Fieber, welches ihn verzehrte, rief er ohne Unterlaß: „Ach Gott! weil es dir doch „gefällt, mich sobald von dieser Welt zu nehmen, warum „ließest du mir denn nicht die Gnade wiederfahren, in Gesellschaft des edlen Herzogs von Nemours und meiner andern braven Cameraden bey Ravenna zu sterben? Oder „warum ließest du nicht zu, daß ich bey dem Sturm auf „Brescia, wo ich so hart verwundet wurde, mein Leben einbüßte? — Ach — dort wäre mir der Tod weit angenehmer gewesen, denn ich hätte doch zum wenigsten wie meine „gute Voreltern sterben können, die alle im Schlachtfeld „ihr Leben verlohren.„ — Zugleich bereute er alle seine begangene Sünden, und betete inbrünstig zu Gott um Besserung seiner Gesundheit, oder eine baldige Auflösung. Endlich entriß ihn seine gute Natur dem drohenden Tod, in dem nehmlichen Augenblick, da man schon alle Hofnung zu seiner Besserung aufzugeben anfing. In kurzer Zeit nahmen seine Kräfte wieder zu, und er fühlte sich bald vollkommen

hergestellt. Um seine Genesung zu feyern stellte er oft Lustbarkeiten und Gastmale an, wozu die schönsten Damen des Orts eingeladen wurden. Et tellemenr, sagt unser Autor, voulu se rejouir que comme asser pouver entendre qu'il n'estoit pas Saint.

Eines Abends hatte er Lust die Nacht in Gesellschaft eines hübschen Mädchens zuzubringen. Er trug also seinem Leibknappen Batart Cordon auf, ihm ein solches Mädchen zu verschaffen. Batard, der ein sehr unverdroßner Diener war, und seinem Herrn gern gefällig seyn wollte, wandte sich an eine arme Bürgerfrau, die eine sehr schöne Tochter hatte, die nicht älter als funfzehn Jahre war. Beyde hatten sich bisher sehr eingezogen gehalten, aber die grosse Armuth, worinnen sie lebten, brachte die Mutter im kurzem dahin, Bayards Vorschlägen Gehör zu geben. Batard nahm also das Mädchen mit sich, und brachte sie in das Schlafzimmer seines Herrn, wo sie, weil Bayard zu Abend auswärts speisete, bis zu seiner Rückkunft warten mußte. Endlich kam der Ritter nach Hause, und Batard führte ihn sogleich in sein Schlafzimmer. Schön wie ein Engel stand das Mädchen da, aber ihre Augen waren ganz roth geweint. Bayard ward hierüber bestürzt: „wie „meine Liebe„ sagte er, „was fehlt euch?„ Hat man euch denn nicht gesagt, warum ich euch habe zu mir holen lassen. „Das Mädchen warf sich zu seinen Füßen, und umarmte „seine Knie:„ „Ja Monseigneur„ rief sie aus, „meine „Mutter hat mir es leider schon gesagt, was ihr von mir „verlangt; bis auf diesen Tag habe ich immer meine jung„fräuliche Keuschheit zu erhalten gesucht, ein Betragen, wel„ches ich auch noch jetzt genau beobachten würde, wenn man „mich nicht gezwungen hätte zu euch zu gehen. Es ist wahr, „meine Mutter sowohl als ich sind arm, und sterben fast „für Hunger; aber wollte Gott, daß ich gestorben wäre,

„wenig-

„wenigstens würde man mich alsdenn nicht unter die Zahl „der unglücklichen entehrten Mädchen rechnen können, und „ich nicht nöthig haben, während meines ganzen übrigen „Lebens meinen Schimpf und meine Schande zu beweinen.„ Unaufhaltsam flossen ihre Thränen bey diesen Worten, und alle Trostgründe Bayards waren vergeblich. Einer so edlen Standhaftigkeit vermochte unser Held nicht länger zu widerstehen. „Wahrhaftig, meine Liebe,„ sagte er zu ihr, „ich würde höchst niederträchtig handeln, wenn ich euch ver„führen, und Tugend in Laster verwandeln wollte.„ Bey diesen Worten ergrif er ihre Hand, ließ ihr einen Mantel umwerfen, befahl seinem Knappen eine Fackel anzuzünden, und brachte sie zu einer ehrbaren Dame, die er kannte, wo sie sodann die Nacht über blieb.

Den folgenden Tag frühe ließ der Ritter ihre Mutter zu sich holen, und fragte sie, ob ihre Tochter wirklich noch Jungfer wäre. Sie antwortete, daß sie bis auf den Augenblick, da Batard gestern das Mädchen abgeholt hätte, dafür schwören wollte. „Unglückliche!„ rief der edelmüthige Bayard aus, „ihr seyd es also gewesen, die dieses un„schuldige Mädchen zur Niederträchtigkeit habt verführen „wollen!„ Das arme Weib gerieth für Schaam und Furcht ganz ausser sich, und schob lediglich ihre Schuld auf ihre Armuth. „Es mag diesmal so hingehen, entgegnete der „gute Ritter, aber ich rathe euch, nie wiederum einen so „nichtswürdigen Streich zu begehen, und die Unschuld eu„rer tugendliebenden Tochter für schnödes Geld aufzuopfern; „wahrhaftig! ihr verdientet auf das schärfste bestraft zu wer„den. Aber sagt mir, hat die Schönheit eurer Tochter noch „nie Eindruck auf irgend eine Mannsperson gemacht, und „hat sich noch niemand auf eine ehrbare Weise um sie bewor„ben?„ Die gute Frau erwiederte, daß einer ihrer Nachbaren um sie angehalten hätte, daß er aber sechshundert Fran-

ken zur Aussteuer begehre, eine Summe, die bey weitem alles was sie besäße überstiege. „Und würde er sie heyrathen, „wenn er dieses bekäme?„ fuhr unser Held fort, „O ja,„ erwiederte sie; „er würde es gewiß thun.„ — Bayard befahl nun seinem Knappen, dem Weibe einen Beutel mit dreyhundert Thalern zu übergeben, zweyhundert, als eine Aussteuer für ihre Tochter, und hundert, um sie ehrbar zu kleiden. Der Mutter machte er noch besonders ein Geschenk von gleichfalls hundert Thalern, befahl aber dem Batard, ein genaues Auge auf sie zu haben, bis das Mädchen verheyrathet seyn würde. Sie wurde drey Tage nachher in der That vermählt, nahm ihre Muttter zu sich ins Haus, und führte seitdem den lobenswürdigsten Wandel.

Indessen hatte sich Ferdinand, König von Arragonien, der Staten des Johans d' Alberts, Königs von Navarra, der ein treuer Bundsgenosse Frankreichs war, mit Gewalt bemächtiget. Ludwig XII. schickte daher den Duc de Longueville ab, um dieses Königreich den Händen der Spanier wieder zu entreissen. Die französische Armee belagerte in diesem Feldzuge Pampelona. Eine unweit davon gelegene feste Burg beunruhigte die Belagerer ungemein; Bayard grif sie also an, und nahm sie mit Sturm weg. Die Soldaten, an deren Spitze unser Held dieses Unternehmen ausführen wollte, waren deutsche Mietlinge, die man insgemein Landsknechte (Lanſquenets) nannte. Noch ehe es zum Sturm kam, ließen sie durch ihren Dolmetscher den guten Ritter fragen, ob sie mit Gewißheit auf doppelten Sold rechnen dürften, woferne die Festung von ihnen genommen würde. Bayard verstand den Dollmetscher nicht recht, und da er gewahrte, daß die Landsknechte sich weigerten, die durch das Kanonenfeuer bereits gemachte Bresche zu ersteigen, so befahl er seinen Send'armen es zu thun, und ließ zu gleicher Zeit den Ort noch von einer andern Seite stürmen.

Nachdem

Nachdem diese Vestung genommen war, kehrten die Truppen wieder ins Lager vor Pampelona zurück, und unterwegens war es, wo die Landsknechte begehrten, daß man den, wie sie vorgaben, versprochnen doppelten Sold an sie auszahlen sollte. Bayard ward ärgerlich, und drohte ihnen daß sie kaßirt werden sollten, Hiedurch brachte er sie zum Schweigen, und sie langten dem Anschein nach ganz beruhigt im Lager an.

Des Abends dieses Tages war Bayard bey dem Könige von Navarra in Gesellschaft des Herrn de la Palisse, und verschiedner andrer vornehmen Officiers, unter welchen sich auch der Herzog von Suffolk, Oberster Befehlshaber der sämtlichen Landsknechte, befand. Ueber der Tafel erzählte der gute Ritter die unbillige Forderung, und das schlechte Betragen dieser Soldaten. Indem er noch davon sprach, drang ein besofner Landsknecht mit Ungestüm hinein, ohne daß man ihn zurück zu halten vermochte. Vergeblich suchte man von ihm zu erfahren, was eigentlich sein Verlangen sey. Er konnte nur etwas weniges Französisch radebrechen, und alles was man aus seinen verwirreten Worten errieth, war, daß er Willens sey, dem Ritter Bayard das Leben zu rauben, weil dieser ihm und seinen Cameraden kein Geld geben wollte. Der Kapitain Pierrepont sagte daher zu unserm Helden: „Monseigneur, dieser Landsknecht „sucht euch, und will euch tödten.„ Bayard sprang sogleich auf, zog den Degen, und rief dem Landsknecht zu. „Bist du es, der den Hauptmann Bayard tödten will?„ — Bayard hatte nur zu oft Proben von seiner Tapferkeit gegeben, und sein unerschrockner Muth war allen Soldaten hinlänglich bekannt; war es also wohl Wunder, daß dieser arme Schächer vom Landsknecht durch seine Anrede in Furcht gesetzt wurde? Stotternd entgegnete er: „Nicht ich allein will „den Hauptmann Bayard tödten, sondern alle Lands-

„knechte

„knechte zusammen sind es entschlossen zu thun.„ — „Bey „meiner armen Seele!„ rief der gute Ritter aus, indem er fast für Lachen ersticken wollte, „ich will dich gerne gehen „lassen, und versichre dir, daß ich, was mich betrift, wahr„haftig nicht entschlossen bin, mich allein mit siebentausend „Landsknechten herumzuschlagen; laß uns dahero Gott zu „Liebe mit einander Friede machen Camerad!„ — Die ganze Gesellschaft lachte nicht wenig über diesen Vorfall, und der Landsknecht mußte sich an die Tafel setzen, unserm Helden gerade gegen über, der immer fortfuhr mit ihm in obigem Ton zu schwatzen, und ihn endlich dahin brachte, „daß er gelobte, so lange er lebte den Ritter Bayard ge„gen alle seine Feinde zu vertheidigen, weil er ein gar zu „braver Mann wäre, und den besten Wein von der Welt „hätte.„

Doch wir kehren wieder zu wichtigern Begebenheiten zurück. Der navarresische Krieg lief so unglücklich für Frankreich ab, daß das Heer die Belagerung von Pampelona aufheben, und aus Mangel an Lebensmitteln über Bayour wieder zurückkehren mußte. Indessen zog sich ein fürchterliches Ungewitter über Frankreich zusammen. Der Kayser Maximilian, Heinrich VIII. König von England, und die Schweizer schlossen ein Bündniß gegen Ludwig XII. Der König von England landete mit einem mächtigen Heere zu Calais, und belagerte hierauf Therouenne. Die Herrn von Teligny und Pont Dormy, Kommandanten des Orts gaben sogleich Ludwig XII. Nachricht davon, und flehten um schleunige Hülfe. Der Generallieutenant de Piennes wurde daher von Könige befehligt, einige Truppen, es möge auch kosten was es wolle, in diese Stadt zu werfen. Der französische General gehorchte, und näherte sich bereits mit seiner Gend'armerie dem feindlichen Lager, sie hatten aber das Unglück, bey Guinegate in einen Hinterhalt von 12000 englischen

englischen Bogenschützen, und 5000 deutschen Landsknechten zu fallen, die 10 Kanonen bey sich hatten. Diese Uebermacht war zu groß, und die Franzosen sahen sich also gezwungen, dem Feinde den Rücken zuzukehren, und sich wieder nach ihrem Lager zurück zu ziehen. *)

Der Duc de Longueville, und verschiedene andre vornehme französische Officiers wurden gefangen. Bayard, der sich vom Strom der Flüchtigen fortgerissen sahe, befand sich auf

*) Wir erzählen hier den Vorfall bey Guinegate nach den Nachrichten, die wir davon bey unserm Verfasser angetroffen haben, der indessen alles anwendet, um diese für sein Vaterland so schimpfliche Begebenheit so viel als möglich zu beschönigen. Wir wollen hier seine eigene Worte hersetzen, wodurch er einigermaßen der Sache einen glimpflichen Anstrich zu geben versucht. Er sagt: Il faut entendre une Chose, que peu de gens ont sue, et qui ont donné blame de cette journée aux Gentilhommes de France à grand tort; c' est que tous les Capitaines François declarerent à leurs gens d'armes, que cette course qu'ils faisoient étoit seulement pour rafraichir ceux de Therouenne, et qu'ils ne vouloient aucunement combattre, de sorte que s'ils rencontroient les ennemis en grosse troupe, ils vouloient qu'ils retournassent au pas, et s'ils etoient pressés, du pas au trot, et du trot au galop, car ils ne vouloient rien hasarder. — Indessen ist doch zur Gnüge bekannt, daß die französische Gend'armerie, da sie sich mit einemmal, und so unvermuthet von den Feinden angegriffen sahe, fast ohne alle Gegenwehr die Flucht ergrif. Bayard und verschiedene andre brave Officiers gaben sich umsonst alle ersinnliche Mühe, sie wieder zum Stehen zu bringen. Da sie sich mehr der Sporen als der Degen bedienten, so erhielt dieses Treffen den für die Franzosen so schimpflichen Beynamen: die Sporenschlacht.

auf einmal mit 14 oder 15 Gensd'armen von den Seinigen abgeschnitten, und vom Feinde von beyden Seiten eingeschlossen. „Meine Herren, (sagte er) wir müssen uns ergeben, denn alle unsere Tapferkeit würde uns hier nichts „helfen. Unsere Pferde sind müde; es sind ihrer 10 gegen 1, „und unsere Leute 3 Meilen weit von hier. Verziehen wir „noch länger, so müssen wir besorgen, von den Feinden niedergehauen zu werden.„ Diese Worte waren hinlänglich, sie zu überzeugen, daß hier an keinen Widerstand länger zu denken sey, und ein jeder ergab sich also an den nächst stehenden Feind.

Bayard, der es gleichfals thun mußte, bediente sich bey dieser Gelegenheit einer Kriegslist, die vielleicht die einzige in ihrer Art ist, deren die Geschichte Erwehnung thut. Er ward von weiten eines kostbar bewafneten Gend'arme gewahr, der, da er keine Gefahr mehr sahe, und keine Gefangne zu machen Lust hatte, unter einem Baum sich ausruhte, und seinen Helm neben sich gelegt hatte. Er sprengte auf ihn los, setzte ihm den Degen auf die Brust, und rief ihm zu: „Ergieb dich, „Kriegsmann, oder du bist des Todes.„ Der überraschte Engländer ergab sich ohne Widerstand, fragte aber zugleich nach dem Namen seines Ueberwinders. Unser Held antwortete nun in einem gelinden Ton: „Ich bin Bayard, der euch „euren Degen mit dem seinigen wieder zustellt, und sich zu „eurem Gefangenen ergiebt.„ Und so führte ihn der Engländer mit sich in das Lager seines Monarchen.

Einige Tage darauf wollte der Ritter sich wieder zur französischen Armee verfügen. „Wo ist nun eure Ranzion?„ fragte der Gend'arme. „Und wo ist die eurige,„ antwortete der Rtter. „Ihr wart mein Gefangner, ehe ich mich euch „ergeben habe, und ich hatte euer Wort schon, ehe ihr noch „das meinige hattet.

Die

Die Herolde fanden diese Begebenheit so ausserordentlich, daß sie sich nicht solche zu entscheiden getrauten. Man ließ es also auf den Ausspruch des Kayſers und des Königs von England ankommen. Der Kayſer empfing den Ritter Bayard sehr gnädig, und mit vieler Herablaſſung; unter andern ſagte er zu ihm mit einer lächelnden Miene: „Monſeig„neur de Bayard, es kommt mir vor, als wenn wir ſchon „ſonſt Feldzüge mit einander gemacht hätten, auch erinnre ich „mich, damals gehört zu haben, daß Bayard nie vor dem „Feind flöhe.„ — „Sire,! antwortete der Ritter, wär ich „geflohen, ſo würde ich mich nicht hier befinden.„ — Der Kayſer bezeugte viel Zufriedenheit über dieſe muthige Antwort. Kurz darauf trat König Heinrich in das kayſerliche Zelt; auch dieſer Monarch machte dem guten Ritter wegen ſeiner Unerſchrockenheit nicht weniger Complimente. Beyde Monarchen ſprachen die Gefangnen von ihrem Verſprechen frey; aber König Heinrich VIII. fügte noch hinzu, daß Bayard, weil er das Lager und die Verſchanzungen ihrer Armee geſehen hatte, eine ſechs Wochen lange Reiſe nach Flandern thun ſollte, bevor er wiederum zum franzöſiſchen Heer gienge.

Ungeachtet Ludwig XII. alle ſeine Kräfte anſtrengte, um Therouenne zu retten, ſo gieng dieſe feſte Stadt doch verlohren. Einige Zeit nachher wurden beyde Heere in die Winterquartiere verlegt, und Ludwig begab ſich nach Blois, einer Stadt, die er, weil ſie ſein Geburtsort war, auſſerordentlich liebte. Er hatte zu Anfange dieſes Jahrs (1513) ſeine Gemahlin Anna von Bretagne verlohren, die wegen ihrer Frömmigkeit und herablaſſenden Güte von allen ihren Unterthanen angebetet wurde. Die üble Lage, worinnen ſich Ludwig befand, bewog ihn, eine neue Verbindung mit der Prinzeßin Maria von England, einer Schweſter Heinrich VIII., einzugehen. Dieſer Vermählung folgte ein Bündniß mit

dem

dem Könige von England, welches ihn in den Stand gesetzt haben würde, seinen übrigen Feinden mit verdoppelten Kräften auf den Leib zu gehen. Aber ein schneller Tod setzte mit einmal allen seinen Unternehmungen Schranken. Seine Leidenschaft für die junge Königin brachte ihn ins Grab. „Der gute „König," sagt unser Autor, „hatte wegen seiner Gemahlin „seine ganze Lebensart geändert, denn anstatt daß er gewohnt „war, um acht Uhr zu speisen, mußte es nun zu Mittage ge„schehen, und anstatt daß er gewöhnlicher Weise um sechs „Uhr des Abends zu Bette gieng, legte er sich oft erst um „Mitternacht nieder." Ihm folgte in der Regierung Franz I. einer der größten Könige, die jemals den französischen Thron besessen haben. Die ersten Unternehmungen dieses jungen Helden betrafen Italien, ohne daß er in diesem Lande einen andern Bundsgenossen, als blos die Republik Venedig, gehabt hätte. Sein vornehmstes Augenmerk war besonders auf die Eroberung von Mayland gerichtet. Ein auserlesenes Heer mußte sich also in Bewegung setzen, über die Alpen gehen, und ins Mayländische eindringen. Bayard führte die Avantgarde, welche die Ordonnanzcompagnien der Herren de la Valisse, d'Imbrecourt und d'Aubigny formirten. Er überfiel den bekannten päbstlichen General Prosper Colonna, der auf die Nachrichten von dem Anmarsch der Franzosen die Stadt Carmagnola verlassen hatte. Prosper wurde mit allen seinen Leuten gefangen, und die Franzosen machten bey dieser Gelegenheit eine beträchtliche Beute.

Die Schlacht bey Marignan, die Franz I. gegen die Schweizer gewann, und sich dadurch den Ruhm des tapfersten Fürsten in Europa erwarb, ist zu bekannt, als daß wir uns hier weitläuftig darüber verbreiten sollten. Der alte brave Marschall von Trivulce, der in seinem Leben achtzehn Schlachten beygewohnt hatte, pflegte zu sagen, daß alle seine erlebten Schlachten nur Kinderspiele; die bey Marignan aber

ein

ein wahres Riesengefechte gewesen wäre. Franz I. that sich dabey besonders hervor, und befand sich überall, wo die Gefahr am größten war. *) Nachdem der Feind geschlagen war, rief Franz unsern Helden zu sich, und verlangte, von seinen Händen die Ritterwürde zu empfangen. Bayard verrichtete diese feyerliche Handlung mit allen Ceremonien der alten Chevallerie auf dem noch vom Blut der Erschlagenen bespritzten Schlachtfelde. Indem der gute Ritter ohne Furcht und ohne Tadel den König mit der Fläche seines Degens an den Hals schlug, sagte er zu ihm: „Sire, dies gelte eben so „viel, als wenn es Roland, Olivier, Gottfried oder Baldwin sein Bruder gethan hätte. Ihr seyd gewiß der erste „Fürst,

*) Franz der Erste wagte diese Schlacht wider die Meynung seiner Generals. Blos von seiner jugendlichen Hitze und von seinem heißen Durst nach Heldenruhm dahin gerissen, rief er aus: Wer mich liebt, der folge mir nach! — Nach dem erhaltenen Siege sagte der Konnetable von Bourbon zu ihm: "Wohlan, Gott hat diesen Tag glücklich für uns "seyn lassen; aber was haben wir dabey gewonnen? Da"hingegen wenn wir unglücklich gewesen wären, die Gefan"gennehmung Ihrer Person, und einer so großen Anzahl von "Prinzen, großen Herren und Helden dieses Lumpengesindel "auf einmal reich gemacht haben würde. — Aber, mein "Vetter, antwortete Franz, ein König, wie ich bin, muß "der Welt auch zeigen, was er seyn soll: denn Gott sey mein "Zeuge, wenn mir meine Armee nicht hätte folgen wollen, "so würde ich eher ganz allein gegen dieses Bauernpack ge"stritten haben, als davor geflohen seyn, mit dem festen "Vertrauen auf Gott, daß ich sie durch das Schrecken mei"nes Namens, meiner Gegenwart, und der Billigkeit mei"ner Sache gedemüthigt haben würde; wenn ich aber von "diesen Landläufern, welche noch dazu ein Pfaffe, der Car"dinal von Sion, anführet, überwunden worden wäre: so "würde ich mich durch ein Gelübde verbindlich gemacht "haben, niemals mehr eine Lanze zu führen." — Memoires du Marechall de Vielleville.

„Fürst, den ich jemals zum Ritter schlug. Gott gebe, daß „Ihr nie im Kriege fliehen möget„ Hierauf betrachtete er seinen Degen mit einer gewissen innerlichen Freude, und sagte: „Du bist sehr glücklich, mein Degen, daß du heute „einem so tapfern und mächtigen König zur Ritterwürde ver„holfen hast. Wahrlich, mein guter Degen, ich werde dich „jederzeit als ein Heiligthum aufheben, und über alle andre „ehren, auch dich niemals mehr führen, als blos nur wider „die Türken, Sarazenen und Mohren.„

Einige Jahre nachher (1522) erhielt Bayard vom Könige den Auftrag, die Stadt Mezieres, die von den Kayserlichen mit einer Belagerung bedroht wurde, zu vertheidigen. Er begab sich dahin in Begleitung des Montmorency, nachherigen Konnetable von Frankreich, und noch einer grossen Anzahl andrer Edelleute, die sich alle es für eine Ehre schätzten, unter ihm zu dienen. Die Kayserlichen hatten Mouson genommen, und wollten auf Champagne losgehen. Mezieres war die einzige etwas feste Stadt, welche die Grenze bedeckte, aber damals in einem so schlechten Zustande, daß man bereits in Vorschlag gebracht hatte, sie zu schleifen, und die umliegenden Gegenden zu verheeren, damit die Kayserlichen in Hungersnoth gerathen möchten. Bayard war viel zu großmüthig, als daß er diesen schimpflichen, und, wie es schien, nur von der Verzweiflung eingegebnen Vorschlag hätte billigen sollen. „Kein Platz ist schwach, sagte er, wenn „ihn tapfere Leute vertheidigen, und zum Beweise, daß ich „Recht habe, will ich selbst dieses Geschäfte unternehmen, wofern es sonst der König nur billigt„ Franz war selbst viel zu tapfer, und ein zu großer Bewunderer Bayards, als daß er diesem Helden nicht hätte Gehör geben sollen; und so erhielt also der Ritter Befehl, nach Mezieres abzugehen.

Bey seiner Ankunft zu Mezieres redete er seine Soldaten folgendergestalt an: „Cameraden, wird man uns wohl „jemals vorwerfen können, daß diese Stadt durch unsre „Schuld verlohren gienge, da wir alle mit einander so brave „Leute sind? Meiner Meynung nach würden wir auch auf „einer freyen Wiese, wo wir nichts als einen 4 Schuh brei„ten Graben vor uns hätten, dennoch einen ganzen Tag „lang streiten, ehe man uns überwinden sollte. Nun haben „wir, gottlob! einen Graben, Mauren und einen Wall, „und ich glaube, daß ehe die Feinde einen Fuß drauf setzen „können, viele derselben in dem Graben schlafen werden.„ — Obgleich diese Rede die mehrsten mit Muth erfüllte, so fanden sich doch bey Herannäherung der Gefahr eine große Menge, die theils durch das Thor, theils über die Mauren entflohen. „Desto besser, sagte Bayard, es ist mir lieber, daß solche „Schurken außen, als hierinnen sind. Dieses Lumpengesin„del ist wahrlich nicht wehrt, Ruhm mit uns zu er„werben.„

Indessen hatten die kayserlichen Generals von Nassau und Franz von Siknigen mit ungefehr 35000 Mann die Stadt eingeschlossen. Sie ließen durch einen Herold unserm Ritter und seiner ganzen Garnison Gnade und Lebensfristung anbieten, wofern er sogleich den Ort übergeben würde, der sich doch so nicht gegen eine solche Macht, wie die ihrige, länger, als höchstens zwey Tage, halten könnte. „Freund „Herold! (erwiederte der Held) ich bin ganz betroffen über „die Höflichkeit eurer Generale, die sicher um meine Person „sehr besorgt seyn müssen. Kehrt indessen nur wieder zurück, „und sagt ihnen: daß der König, mein Herr, noch viele bedeutendere Personen, als mich habe, denen er die Beschüz„zung dieser Stadt hätte anvertrauen können. Da er aber „seine Wahl und sein Zutrauen einmal auf mich gesetzt hat, „so hof ich auch mit Hülfe des Allmächtigen diesen Ort so

lange

„lange zu beschützen, daß eure Generale eher müde werden „möchten, mich hier zu belagern, als ich es werden werde, „mich zu vertheidigen, und überdem bin ich auch kein Kind „mehr, daß sich so leicht schrecken läßt.

Bayard vertheidigte sich nicht nur mit vielem Muth, sondern er bediente sich auch noch der List. Er wußte, daß Nassau und Siknigen einander nicht recht traueten, und bediente sich dieses Vortheils, um an den Eigenthümer von Sedan, Robert de la Mark, einen Brief zu schreiben, worin er ihm Nachricht gab, daß Nassau, mißvergnügt über den Kayser, sich auf die Seite Franz I. wenden wollte; zugleich rieth er ihm an, an den General Nassau zu schreiben, und ihn anzutreiben, diesen Entschluß je eher, je lieber, zu vollziehen, bevor ihm etwan noch ein Schimpf angethan würde. Er fügte noch hinzu, daß man 2000 Schweizer und 800 Gensd'armes erwartetete, die den Franz von Siknigen angreifen würden. Diese Gelegenheit sollte sich nun der de la Mark zu Nutze machen, und von seiner Seite diesen General gleichfalls angreifen, und diese zwey unvermuthete und lebhafte Anfälle würden gewiß einen guten Erfolg haben.

Dieser Brief, den ein Bauer mitten durch das Lager des Siknigen nach Sedan tragen sollte, ward, wie man vorhergesehn hatte, aufgefangen, und that alle Wirkung, die er natürlicher Weise verursachen mußte. Siknigen glaubte, von Nassau verrathen zu seyn, und verließ seinen Posten. Ueber diese Bewegung bestürzt, verlangte Nassau, die Ursache davon zu wissen. Die stolze und verachtungsvolle Antwort, die er hierauf erhielt, veranlaßte, daß sich beyde Corps gegen einander in Schlachtordnung stellten, und nur das Zeichen, sich anzugreifen, erwarteten. Die Franzosen bedienten sich dieses Mißverstandes, um den belagerten Ort

wieder

wieder mit Lebensmitteln zu versehen. Auch verschafte diese Hülfe, daß die Belagerung sehr in die Länge gezogen wurde. Endlich langte der so sehnlich gehofte Entsatz an, und die Kayserlichen wurden mit Verlust und Schimpf genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Bayard erhielt zur Belohnung seiner Tapferkeit den königlichen Orden, und das Commando über eine Compagnie von 100 Gensd'armes.

In eben diesem Jahr trug sich ein ähnliches Beyspiel von Standhaftigkeit zu. Der brave Herr Bouville commandirte eine französische Besatzung in Cremona. Zwey ganzer Jahre lang widerstand er dem häufigen Nachtwachen, dem Hunger, und den Kayserlichen, obgleich die Krankheiten täglich die Anzahl seiner Soldaten verringerten. Endlich ward er selbst tödtlich krank. Doch weit entfernt, seinen Muth zu verlieren, ließ er vielmehr den schwachen Ueberrest seiner Besatzung vor sein Bette kommen, und schilderte ihnen den Ruhm, den sie sich durch ihre Standhaftigkeit erwerben würden, mit so lebhaften Farben, daß alle einmüthig den Schwur ablegten, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Dieser Eid ward auch so unverletzt beobachtet, daß der Ritter Bayard, als er mit frischen Lebensmitteln in dieser Festung anlangte, nicht mehr als acht ausgehungerte Soldaten antraf, die zwar außer Stand zu streiten, aber doch fest entschlossen waren, zu sterben.

Die Unfälle des Marschalls Lautrec bewogen Franz I., im Jahre 1524, den Admiral Bonnivet mit einem auserlesenen Heere nach Italien abzusenden. Aber zum Unglück war Bonnivet ein geschickterer Hofmann als General. Von allen Feldherrn-Tugenden besaß er nur die geringste und gemeinste, nemlich persönlichen Muth. Ueberdem hatte er auch noch 3 der größten Feldherrn der damaligen Zeit wider sich, einen Lannoy, einen Pescaire *) und einen Konnetable von Bourbon,

*) Der eigentliche und wahre Name dieses Generals war Don Ferdinand Francisco d'Avalos.

Bourbon, der aus Mißvergnügen über sein Vaterland in Kayser Carls V. Dienste getreten war. Diese Generale, ohne sich im geringsten in eine Feldschlacht einzulassen, ermüdeten mit unaufhörlichen Scharmützeln die französische Armee, und richteten sie dadurch fast gänzlich zu Grunde. Dazu kam noch, daß die im französischen Sold stehenden Schweizer sich hartnäckigt weigerten, zur Armee zu stoßen. Alles dieses, wozu man noch seine eigne Unvorsichtigkeit rechnen muß, nöthigten den Admiral, sich durch das Thal Aosta nach Frankreich zurückzuziehen. Die Feinde verfolgten sie auf dem Fuß, und eben, da die Franzosen über den Fluß Seßia zu gehen anfiengen, erschien der Herzog Carl von Bourbon, und grif ihre Arriergarde an, die von allen Seiten umzingelt, und in Stücken gehauen wurde. Und hier war es, wo der brave Ritter ohne Furcht und ohne Tadel den Tod fürs Vaterland fiel.

„Hier war es, (sagt unser Autor) wo es Gott zuließ, „daß er durch einen Musketenschuß tödtlich verwundet wurde. Die Kugel drang queer durch die Nieren, und zerschmetterte „ihm den Knochen am Rückgrad. Sobald er sich verwundet „fühlte, schrie er laut: Jesus! Gleich darauf setzte er noch „hinzu: Ach mein Gott, ich sterbe! Dann nahm er seinen „Degen, küßte das Kreuz des Gefäßes, und sagte ganz laut „das Miserere mei &c. her. Von Stund an wurde er blaß „wie eine Leiche, alle seine Lebesgeister verlohren sich so, daß „er wirklich vom Pferde zu fallen glaubte. Indessen behielt „er doch noch so viel Geistes Gegenwart, sich an seinem „Sattel fest zu halten, bis sein Leibknappe ihm zur Hülfe „kam, der ihn vom Pferde hob, und unter einen Baum auf „die Erde legte.„ — In Ermangelung eines Priesters beichtete er diesem Knappen, und da er ihn weinen sahe, sagte er: „Lieber Jacob, gräme dich nicht, es ist Gottes Wille, „mich von dieser Welt zu nehmen, die ich durch seine Gnade

„so

„so lange bewohnt habe: auch habe ich hienieden mehr gu„tes und mehr Ehre genossen, als ich in der That verdiene, „Gott wird Mitleiden mit mir haben, und mir meine be„gangnen Sünden vergeben. Ich bitte dich, Jakob! laß mich „nicht von dieser Stelle aufheben, denn wenn ich mich nur „im geringsten bewege, so fühle ich die empfindlichsten Schmer„zen.„ Ehe noch die Kayserlichen an diesem Ort anlangten, versammleten sich noch viele seiner Freunde und Kriegsgefährten um ihn herum, unter andern auch der Prevot d' Alegre von Paris, dem er seinen letzten Willen auftrug, und ihn sowohl als alle übrige bat, sich schleunigst zu retten, weil sie sonst sicher in die Hände der Feinde fallen müßten.

Ehe Bayard noch seinen letzten Seufzer ausstieß, kam der spanische General Marquis de Pescaire an, und sagte in einem freundschaftlichen Tone in spanischer Sprache zu ihm; „Wollte Gott, daß ich euch, edler Bayard, „durch den vierten Theil meines Bluts, und dadurch, das „ich mir ein zweyjähriges Fasten auflegte, das Leben retten, „und frisch und gesund zu meinem Gefangnen machen „könnte; ich würde sicher alsdenn so glücklich seyn, euch zu „überführen, wie sehr ich euren erhabenen Heldenmuth „schätze und verehre.„ Der Konnetable von Bourbon, der die Flüchtigen verfolgte, kam gleichfalls bey ihm vorüber, und bezeigte ihm sein Mitleid. „Ich bin nicht zu beklagen „Konnetable„ sagte der Held, „sondern ihr, ich sterbe in „meiner Pflicht, aber ihr traget die Waffen gegen euren „König, gegen euer Vaterland, und gegen euren Eid.„ Der Marquis de Pescaire ließ ein Zelt für ihn aufschlagen, und einen Priester herbeyholen, dem er nun zum andernmal beichtete. Kurz darauf entfloh seine reine, heldenmüthige Seele, um sich auf ewig mit der Urquelle alles guten wieder zu vereinigen. Seinem entseelten Körper erwiesen die Spanier alle mögliche Ehrenbezeigungen, und überlieferten ihn hierauf den Händen seiner Diener, die ihn nach

Grenoble brachten, wo man ihm ein ganz simples, seiner Bescheidenheit vollkommen angemeßnes Grabmal setzte, und zwar mit der kurzen, und doch so ausdrucksvollen Ueberschrift: Hier liegt Bayard.

So starb der gute Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, der diesem ruhmvollen Beynamen durch jede Handlung seines Lebens vollkommen entsprach. Seine Freunde, seine Kriegsgefährten beklagten unaufhörlich seinen Verlust, und selbst die Feinde seines Vaterlandes weinten eine gerührte Thräne auf das Grab des Helden. Karl Emanuel, Herzog von Savoyen, bat die Familie des Bayard um seinen Degen, aber dieser wurde als ein gar zu grosses Familien-Heiligthum betrachtet; er konnte also nur blos die Streitkeule des Ritters erhalten, die er an einem sehr vorzüglichen Ort seiner Gallerie aufhängen ließ, und oft mit dem innigsten Vergnügen zu betrachten pflegte. Sein Pferd, welches Carinan hieß, und von dem Brantome und andre so viel Wunder erzählen, erhielt der Herzog von Lothringen. Dieser Prinz bediente sich desselben nur bey ausserordentlichen Gelegenheiten, wenn er seine Tapferkeit im rechten Licht zeigen wollte, denn auf diesem Pferde dünkte er sich unüberwindlich.

Bayard war nie verheyrathet gewesen, aber er war darum kein Feind des schönen Geschlechts. Er hinterließ eine natürliche Tochter, die er in einer von seinen flüchtigen Verbindungen erzeugt hatte. Sein Character, sagt einer seiner neuern Biographen, war der edelste, den eine menschliche Seele im Lichte eines Helden zeigen konnte. Er war sicher der tapferste Mann seiner Zeit, und ein sehr geschickter Feldherr, ob er gleich nie die Ehre hatte, ein ganzes Kriegsheer allein anzuführen, denn freylich war er zu sehr Soldat, und viel zu wenig Hofmann, um Ruhm und Glück mit einander zu verbinden.

III.

Zur Geschichte der alten Philosophie und der Philosophen.

(Fortsetzung.)

Die grossen Eigenschaften und Tugenden des Plato wurden indessen nicht allgemein anerkannt. Man beschuldigte ihn des Hochmuths, der Eitelkeit, und des Neides über den Ruhm anderer; und wenn er gleich nie grossen Zorn, oder eine unmäßige Freude zeigte, so war er demohnerachtet, wie man sagte, spöttisch und rachsüchtig. Man behauptete daß unter seinen Grundsätzen einige sehr gefährliche wären, da denselben zufolge verschiedene sogenannte Tyrannen umgebracht wurden, deren einziges Verbrechen der Ehrgeitz war, die ersten in ihrem Vaterlande seyn zu wollen. Unter den Gegnern des Plato zeichneten sich besonders 2 Weltweisen aus, nehmlich der Cyriker Diogenes und Aristip. Der erste gieng eines Tages voller Koth in den Speisesaal des Plato, und beschmutzte mit seinen Füssen die prächtigen Fußtapeten, wobey er ausrief: „Ich trete den Hochmuth des „Plato mit Füßen! Auch Diogenes, erwiederte dieser, es ist „mehr Hochmuth in deiner Unsauberkeit, als in meiner „Pracht.„ Ein andermal beklagte man in Plato's Gegenwart den Diogenes, der in seinem Faße der übelsten Witterung ausgesetzt war, worauf er sagte: „Wollt ihr, daß „Diogenes aufhöre sich selbst Schaden zu thun, so höret auf „ihn anzusehen, und tröstet ihn nicht durch die Ehre euch „mit ihm zu beschäftigen.„ Plato schien zwar die Ehrenstellen, Geschenke und die Ehrfurcht der Menschen zu verachten, allein er erwartete sie doch, daher Diogenes auch

sagte: „der Unterschied zwischen Plato und mir ist dieser, „daß ich öffentlich er aber nur heimlich verlangt.„

Aristip glaubte daß es der Weisheit gemäß sey, seine Lehren nach den Zeiten, Oertern und Personen einzurichten. Er lebte zu einer Zeit mit Plato an dem Hofe der beyden Dionyse, wo er sich als ein kluger Hofmann betrug. Indessen behielt des stoltze Betragen des Plato über das gefällige und geschmeidige des Aristip die Oberhand; ein Beweis, daß oft die Menschen ja selbst Fürsten leichter zu beherrschen als zu verführen sind. Dieser Aristip wird übrigens nicht nur als ein Philosoph, sondern auch als ein Weltmann und guter Gesellschafter geschildert. Er pflegte zu sagen: „Ich „schätze strenge Sitten und Grundsätze hoch, diese aber sind „nur für die Person des Philosophen selbst gut, er muß daher nicht verlangen andre auch dazu zu zwingen.„

Die von Plato bis zu uns gekommene Bücher sind seine Dialogen und seine Republick. Einer derselben war Crito betitelt. Die Redenden waren Socrates und einer seiner Schüler Namens Crito. Man nimmt an, daß der letztere zum erstern ins Gefängniß kommt, das sich mit dem Giftbecher endigte, und ihm vorschlägt sich durch die Flucht dem Urtheil der Richter zu entziehen. Socrates aber schlägt es aus, weil er es nicht für erlaubt hält selbst ungerechten Gesetzen ungehorsam zu seyn. Er sagt, die Richter könnten nicht seinen Verstand und seine Seele unterjochen, aber seinen Körper müste er ihrer Verfügung überlassen. Die Grundsätze dieses Dialogs schienen den ältesten Kirchenvätern ganz vortreflich zu seyn, daher die christlichen Märtyrer auch ihr Betragen ganz darnach richteten.

Der Dialog Theages, oder von der Weisheit, würde schicklicher von der Erziehung benennt werden können, weil er

von

von den Wissenschaften und Grundsätzen handelt, die man den Kindern einflössen soll. Diese waren vor Plato's Zeiten in Athen sehr unbestimmt. Die Erziehung der Tugend war in den Händen der Sophisten. Die überaus grosse Verschiedenheit zwischen den Sitten des alten Griechenlands und den unsrigen verhindern hier den Innhalt dieses Dialogs anzuzeigen, der einen eignen Commentar erfordert. Ein gleiches gilt von dem Dialog, Cratile betittelt, der von der Dialectik und Grammatik handelt.

Der Dialog Lysis hat die Freundschaft zum Gegenstande, die Plato sehr empfiehlt. Er war noch ziemlich jung, da er diesen schrieb; auch versichert man, daß Socrates, der damals noch lebte, und darin redend eingeführt wurde, ausrief: „Ach was läßt mir dieser junge Mensch für Thor„heiten sagen, an die ich nicht gedacht habe!„ Der Dialog Hipparchus ist eigentlich eine kleine moralische Abhandlung über den Gewinn, worin man untersucht, in wieferne es den Philosophen erlaubt ist, sich damit zu befassen. Socrates und sein Schüler Hipparchus sind die Redenden in diesem Dialog. Derjenige unter dem Titel Axiochus handelt vom Tode, von der Verachtung die der Weltweise gegen ihn haben muß, und von der Unsterblichkeit der Seele. Man hält fast durchgängig dafür, daß nicht Plato, sondern einer seiner Schüler Verfasser dieses Dialogs sey.

Der Dialog Eutiphron hat den Aberglauben zum Gegenstand. Die Redenden sind Socrates und Eutiphron. Dieser ist ein höchst leichtgläubiger Mensch voll des tolsten Aberglaubens. Er hält es für ein verdienstvolles Werk, seinen eignen Vater des Todtschlags halber anzuklagen, nimmt ohne Untersuchung alle heidnische Religionsfabeln und Ceremonien an, und glaubt an alle Götter. Socrates stellt sich als ob er ihn ernsthaft zuhörte, verspottet ihn aber beständig,

ständig, bis er endlich seine weisen Grundsätze festsetzt und die abergläubischen vernichtet. Das Banquet, oder der Dialog über die Liebe ist eins der sonderbarsten Werke dieses Weltweisen; wir lernen daraus, wie die alten Philosophen, vorzüglich Plato, von der Liebe dachten. Dieser letztre nimmt an, daß Aristodemus den Socrates zu einem Gastmahl bey Agathon *) hinführte; obgleich sie nicht eingeladen waren, wurden sie doch wohl empfangen. Die Unterredung bey der Tafel fiel auf die Liebe; man bat jeden von den Gästen, unter welchen Philosophen und andre sehr kluge Leute waren, ihre Meynung über diesen wichtigen Gegenstand zu sagen. Es waren derer achte, die alle nach der Reihe

*) Wem wird nicht hieben das unsterbliche Werk dieses Namens einfallen, das für Deutschland zu früh viel zu früh geschrieben wurde? Dieses war das Urtheil Lessings bey dessen Erscheinung, das, wie die Erfahrung zeigt, leider noch jetzo gilt. Ein berühmter deutscher Schriftsteller führte kürzlich dieses Meisterstück an, mit der ausdrücklichen Voraussetzung, wie er hofte, daß ein jeder deutscher Mann von Kopf den Agathon würde gelesen haben. Diese Meynung schien allen denen, die nur die getingsten Begriffe von Geschmack und vortreflichen Geistesproducten hatten, keinem Zweifel unterworfen zu seyn. Einige hirnlose Höflinge aber, die wahrscheinlich nichts als den genealogischen Calender gelesen hatten, und dennoch einen Kopf zu haben wähnten, dachten ganz anders; sie rühmten sich öffentlich ihrer crassen Unwissenheit, versicherten nie den Namen Agathon gehört zu haben, und sahen obigen Ausdruck für eine Injurie an, die geahndet werden müste. Glücklicherweise war die Gewalt dieser Hofschranzen eingeschränkt und ihre hohlen Schädel wurden für diesesmal dem Scrutinio des Publicums unterworfen. Ihre Aeusserung verdiente nicht Mitleiden sondern Hohngelächter. Auch hatte wahrlich Wiland nicht sein unnachahmliches Werk für solche Geschöpfe geschrieben. Nach einem alten Sprüchwort wäre dieses Perlen für. — —

Reihe sprachen. Hier sind einige Züge dieses sehr sinnreichen Dialogs.

Pausanias, einer der Redenden, sagte: daß man zwey Venusse unterscheiden müßte, deren jede Mutter einer verschiedenen Liebe wäre. Die eine ist die Tochter des Himmels, und hat keine Mutter; man nennt sie Venus Urania, oder die himmlische; die andere ist auf Erden vom Jupiter und der Diane gebohren, und führt den Namen die populäre Venus. Amor, ein Sohn der erstern, liebt und verehrt sowohl die Schönheit als Tugend; formirt keine andere, als rechtschaffene und edle Wünsche, und thut nichts, was seiner himmlischen Abkunft unwürdig ist. Dies ist, was die Neuern die platonische Liebe nennen, weil sie Plato empfiehlt und lehrt. Amor, der Sohn der andern Venus, aber hat viel sinnlichere Neigungen; die Wollust, die er zum Augenmerk hat, ist von einer ganz andern Art, und die Schönheit des Körpers ist ihm weit lieber, als die Schönheit des Geistes, und die vortreflichen Eigenschaften des Herzens. Plato behauptete, daß es schändlich wäre, sich durch diese unordentliche Liebe überwinden zu lassen, obgleich er und seine ganze Secte die körperliche Wollust in ihr System zogen.

Aristophanes, ein anderer Redner in diesem Dialog, erzählt die Fabel der Androgine. Der menschliche Körper nemlich war ehemals doppelt in allen seinen Theilen; er hatte vier Arme, vier Beine und 2 Köpfe. Er vereinigte beyde Geschlechter, und konnte sich selbst hervorbringen; in diesem Zustande aber war der Mensch zu stark, zu mächtig und zu stolz, so daß die Götter selbst ihn fürchteten. Daher Jupiter für rathsam fand, um ihn zu schwächen, den Körper in 2 Theile zu theilen, männlich und weiblich. Apollo übernahm, diese halben Körper so zu formen, daß

sie

sie in ihrer Art vollkommen wären. Nach dieser Umformung wurden sie in die Welt zerstreut; es war den abgesonderten Theilen unmöglich, sich einander zu erkennen: sie mußten bloß einer Art von Instinkt folgen, der sie geneigt macht, sich einander zu nähern und zu vereinigen. Diese Neigung nun nennt man Liebe. Allein, man betrügt sich sehr oft, da man höchst selten seine wahre Hälfte findet. Wenn es aber geschieht, so empfindet man eine starke, dauerhafte, ja ewige Liebe, die wenigstens nicht eher, als mit dem Leben aufhört.

Agathon, der fünfte Redende des Dialogs, hält dem Amor eine Lobrede, die eine wahre Hymne an diesen Gott genannt werden kann, und von den Operndichtern fleißig genutzt worden ist. Es wird darin gesagt, daß Amor stärker als alle andere Götter sey, weil er den Mars zwingt, der Venus zu gehorchen, und der Kriegsgott also nichts gegen den Gott der Liebe auszurichten vermag; daß Amor ein Gott des Friedens, der Einigkeit und der Harmonie sey; daß er die Höflichkeit lehrt, und die wildesten Gemüther bezähmt; kurz, daß er der Urheber alles Guten ist, und daß durch ihn die schone Harmonie gegründet werde, wodurch die Welt erhalten und regiert wird.

Endlich nimmt Socrates in diesem Dialog das Wort, und bemüht sich, die wahre Natur und das Interesse der Liebe zu erklären. Er sagt, er sey durch ein schönes Frauenzimmer, Namens Diotime, davon unterrichtet worden, die über diesen Gegenstand alles wußte, was man wissen konnte; sie hatte diese Leidenschaft oft eingeflößt, bisweilen auch selbst empfunden. Sie pflegte folgende Fabel von der Geburt des Amor zu erzählen: „Eines Tages waren die Götter im „Olymp bey einem großen Gastmahl versammlet, als die „Göttin der Noth sich der Tafel näherte, und von ihren „Speisen ein Almosen verlangte. Man gab ihr Ueberreste

„von

„von Ambrosia und einige Gläser Nectar. Nachdem sie die„ses zu sich genommen hatte, bat sie den Jupiter um Erlaub„niß, eine Leidenschaft zu stillen, die sie seit einiger Zeit „hegte, und zwar gegen Porus, den Gott des Ueberflusses, „der, nachdem er wohl gegessen und getrunken hatte, in einer „Laube des Göttergartens eingeschlafen war. Das Gesuch „der Göttin wurde genehmigt, und sie brachte eine Nacht „mit Porus zu. Neun Monat nachher gebahr sie den Amor. „Dieser Gott, der ein Kind blieb, hat von seiner Mutter „fortdaurende, unersättliche Begierden geerbt; er schämt sich „nicht, ohne Unterlaß zu fordern, und ist nie zufrieden, „selbst nicht im Ueberfluß der Vergnügungen; sie schlä„fern ihn ein, ja ersticken ihn eher, als sie ihn befriedigen; „daher ist keine Liebe ohne Begierden, und je mehr Begierden, „je mehr Liebe.„ Dieses, sagte Socrates, hat mich Diotime gelehrt; übrigens glaubte sie nicht, daß Amor ein großer Gott, sondern einer von den kleinen Dämons wäre, die die Menschen vergnügen und kränken, je nachdem sie Befehl von dem einzigen Gott und höchsten Wesen erhalten.

In diesem so berühmten Banquet des Plato tritt auch Alcibiades auf, und redet von der in Griechenland so üblichen Knabenliebe, die auch in unsern Tagen in gewissen Ländern sehr Sitte wird, und sich immer weiter verbreitet.

Der Dialog Phedon wird für das Meisterstück des Plato gehalten, und hat zum Gegenstand, die Unsterblichkeit der Seele festzusetzen. Die Redenden sind 2 Schüler des Socrates, die sich eines Gesprächs mit diesem großen Mann erinnern, das gleich nach dem genommenen Schirlingssaft vorgefallen war, bis die Wirkung des Gifts es endlich unterbrach. Er bewieß ihnen, daß sein Körper allein zerstöhret werden würde, seine Seele aber über die Macht des Gifts erhaben sey. Nie ist von den alten Philosophen dieser so große Lehrsatz

satz der Unsterblichkeit der Seele sowohl vorgetragen worden. Viele glauben, daß Plato diese Meynung den Egyptiern zu verdanken hatte. Einer der Redenden in diesem Dialog behauptet die Seelenwanderung, und daß die Seelen der Menschen, die nach ihrem Tode Strafe verdient haben, solche in dem Körper eines Thieres leiden würden, das mit ihrem Charakter Aehnlichkeit hätte. Z. B. Die Seele eines Staatsmannes würde den Körper einer Biene bewohnen; die Seele eines Landwirths in einer Ameise; ein Krieger in einem Löwen; ein Tyrann oder ein Räuber in einem Wolf oder Fuchs, und die Seele eines Trunkenbolds und Wollüstlings in dem Körper eines Schweins.

Socrates behauptet bey dieser Unterredung, daß ein Philosoph seinen Körper verachten soll; jedoch erklärt er sich gegen den Selbstmord, denn er sagt, daß es nicht erlaubt sey, die Vereinigung des Körpers und der Seele zu stöhren, und daß wir, so lange wir mit dieser materiellen Hülle umgeben sind, den Gesetzen folgen müssen, die mit derselben verknüpft worden. Denjenigen, welche die Seele nur als das Resultat der Harmonie der verschiedenen Theile unsers Körpers ansehn, die folglich durch die Auflösung und Absonderung derselben zernichtet wird, antwortet er: daß die Harmonie nicht von selbst entstehe; daß sich kein musikalisches Concert denken ließe, ohne daß jemand die Instrumente berührte; woraus er endlich folgert, daß man zu einem höchsten Wesen seine Zuflucht nehmen müsse. Anaxagoras, ein älterer Philosoph, als Socrates und Plato, war schon der Meynung gewesen, daß dieses Wesen die Grundursache aller Dinge sey; allein, er hatte diese Lehre nur sehr unvollkommen erklärt, bis endlich Socrates, oder vielmehr Plato, im Namen seines Lehrers diesen großen Grundsatz festsetzte. Er behauptet, daß die Meynung von der Sterblichkeit der Seele alle Grundsätze der Tugend vernichtete, weil es unmöglich

sey,

sey, die Menschen zu vermögen, den Lehren einer strengen und oft unbequemen Moral zu folgen, wenn sie keine Belohnung und Bestrafung nach dem Tode zu gewarten hätten.

Die Lehrsätze der platonischen Philosophie sind aber nirgends sowohl entwickelt, als in dem Dialog Timeus, der von der Welt und dem Menschen handelt. Er enthält vier Bücher von sehr reichhaltigem Inhalt. Timeus ist einer der vier Redenden, und nennt sich einen Schüler des Pythagoras, dessen System er erklärt und vertheidigt, in Gegenwart des Socrates, und zweyer andrer Philosophen, des Critias und des Hermocrates. Im ersten Buch bezieht sich Plato auf die Grundsätze, die er in seiner projectirten Republik festgesetzt hat, die in 10 abgesonderten Büchern enthalten sind. Er behauptet, daß die Athenienser ehemals mit den Einwohnern eines sehr entfernten Landes Krieg führten, das man die atlantische Insel nannte, und größer wäre, als Asien und Africa zusammen genommen, ein Weltheil, der von unserm festen Lande durch Erdbeben und Ueberschwemmungen abgerissen wurde; daß in diesem Lande Könige gewesen wären, die, durch Ehrgeiz angetrieben, mit einer ungeheuren Flotte und zahllosen Heeren Attica angriffen, durch die Athenienser aber zurückgeschlagen, und gezwungen wurden, durch die Säulen des Hercules zurück zu segeln, von wannen sie gekommen waren. Plato hat diese Fabel noch mehr in einem besondern Buche entwickelt, die die Gelehrten zu allen Zeiten außerordentlich beschäftigt hat. Viele haben America für diese atlantische Insel gehalten, und noch ganz kürzlich hat ein Schriftsteller dieses Land in die Tatarey versetzt.

Das zweyte Buch des Timeus gehört unter die vortreflichsten Schriften des Alterthums. Hier entwickelt Plato sein System von Gott, der Welt und dem Menschen, und

zwar

zwar in den erhabensten Ideen. Jedoch sind einige Theile dieses Systems voller Dunkelheit und Widersprüche, und einige seiner Meynungen sind sogar lächerlich. Dieser Philosoph nimmt einen einzigen Hauptgott an, der durch sich selbst existirt, und keinen Anfang gehabt, wohl aber ihn allen andern Wesen gegeben hat. Unter diesem obersten Gott setzt er andre vom zweyten Rang, denen Gott die Regierung dieser Welt übertragen hat. Diese Geister sind in verschiedene Classen vertheilt. Die erste derselben besteht aus denjenigen, die die Heiden für ihre Götter erkennen, und haben die Aufsicht über die Tugenden, Laster und große Begebenheiten. Die zweyte Classe machen die Dämone oder Genien aus, die den erstern untergeordnet, aber doch weit über die Menschen erhaben sind. Plato macht keinen Unterschied unter den guten und bösen Genien, und redet überhaupt sehr dunkel von den Verrichtungen dieser Mittelwesen. Er sagt nicht, warum sie uns Böses thun lassen, da sie doch bestimmt sind, uns zum Guten anzuführen, und die Tugend und unsere Glückseligkeit doch der Zweck des Schöpfers sey. Man sieht aber, daß Plato eine Fatalität annimmt, die wenigstens die untern Götter nicht abändern können. Die Rede, die Plato dem obersten Gott in den Mund legt, da er die Welt diesen untergeordneten Wesen übergiebt, ist im erhabensten Styl.

Dieser Philosoph glaubt, daß Gott, nachdem er die Welt erschaffen hatte, ihr eine Seele gab, die auf die ganze Maschine einen Einfluß hat, und aller Materie Leben und Bewegung giebt. Aus den Ueberbleibseln dieser großen Weltseele wären die andern Seelen gemacht. Sie wären unsterblich; veränderten aber oft ihren Zustand. Die Seelen derer, die auf Erden tugendhaft leben, fliegen nach ihrem Tode in die Sterne, wo sie ein ruhiges und glückliches Leben führen. Die Seelen der Menschen, die in ihrem Leben blos Schwachheit gezeigt haben, müssen zur Strafe in einem weib-

lichen

lichen Körper einkehren; diejenigen aber, die lasterhaft und übel gelebt haben, werden dadurch bestraft, daß sie thierische Körper bewohnen müssen, wie bereits oben gesagt worden; endlich aber kehren sie in einen andern menschlichen Körper zurück, um eine neue Probezeit zu bestehen.

Was Plato von der Entstehung der Welt und der Elemente sagt, ist äusserst dunkel und verworren, und überhaupt den damaligen physischen Kenntnißen angemessen. Er wollte nach dem Beyspiel des Pythagoras die Geometrie auf die Physik anwenden, wodurch aber sein System noch unverständlicher wurde. Mitten in diesem Chaos von Dunkelheit haben unsinnige Theologen das Geheimniß der Dreyeinigkeit finden wollen; ja es fehlte nicht viel daß man diesen Weltweisen nicht zu einem Christen gemacht hat. Indessen läßt sich die Aehnlichkeit die in manchen Lehrsätzen des Plato und Moses anzutreffen ist, dadurch leicht erklären, daß beyde in Egypten studirt hatten.

Im dritten Buch handelt Plato von dem Menschen insbesondre, von dem Gebrach seiner Sinne, von der Entstehung seiner Ideen und von seinem Begreiffungsvermögen. Hier herrscht aber auch die nemliche Dunkelheit wie im vorhergehenden. Eben dieses gilt auch von dem vierten Buch, wo diese Materie weiter ausgeführt wird. Den Sitz der Seele bestimmt Plato im Gehirn. Sein System über das Athemholen, die Verdauung, über die Krankheiten des Körpers und die Mittel sie zu heilen ist sehr unmedicinisch; der Ruhm des Plato war indessen so groß, daß Galenus, der im 2ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung schrieb, alle Bemühungen anwandte, das vortrefliche System des Hippocrates mit dem platonischen zu vereinigen. Ueberhaupt machte Plato nicht viel aus der Physik und behauptete, daß sie blos zum Vergnügen diente, und daß es die Moral sey, mit der man sich vorzüglich beschäftigen müsse.

Es

Es ist noch ein Werk des Plato, das hier erwehnt werden muß, nemlich die 10 Bücher seiner Republick. Dieses ist der Plan eines Freystaats, nebst einer Untersuchung der Regeln, nach welchen er am besten eingerichtet werden müsse. Im ersten Buch wird daher untersucht was in einem Staat nützlich oder schädlich sey. Im zweyten geht er bis zum Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft zurück, und zeigt wie sie sich hat bilden, ausdehnen und erhalten können. Im dritten untersucht er, wie man das bequeme und überflüßige mit dem nothwendigen vereinigen könne, ohne der bürgerlichen Ordnung zu schaden. Im vierten beweist er, daß der Mensch von Natur gerecht sey, und auch so lange es verbliebe, bis die Leidenschaften die Vernunft unterjochen. Im fünften Buch setzt er sein sonderbares System fest, das bewundernswürdig in der Speculation aber unmöglich in der Ausführung ist; nach diesem sollen alle Menschen einander gleich, und die Weiber so unterrichtet und der Gesellschaft eben so nützlich wie die Männer seyn. Alles sollte hier unter den Bürgern gemeinschaftlich seyn, Aecker und Felder, Einkünfte, Nahrung, ja selbst die Weiber und Kinder; er wünschte die verhaßten Wörter mein und dein zu vernichten, und dadurch allen Streit und Uneinigkeit aus dieser Welt zu verbannen. Im sechsten Buch behauptet er, daß es Menschen gäbe, die diese Grundsätze befolgen könnten, da aber alles zu ihrer Verführung diente, so sey es der Philosophie allein vorbehalten sie auf den rechten Weg zu führen. Im siebenten erklärt er, wie man den nöthigen Grad der Philosophie erreichen kann, der erforderlich ist einen Staat wohl zu beherrschen. Im achten werden die verschiedenen Regierungsformen untersucht. Er nimmt 5 Arten an, die Monarchie, Aristocratie, Timocratie, Oligarchie und die Democratie, und entscheidet endlich die Frage der besten dadurch, daß er sagt: „Die beste ist die Regierungsverwal„tung eines Königs, der ein Philosoph, ein Freund der

„Gerechtig-

„Gerechtigkeit, der Vernunft und der Wahrheit ist, und „der sich selbst den Gesetzen unterwirft. „ In den „folgenden Büchern giebt Plato vortrefliche Lehren, die Gesundheit des Körpers und des Geistes zu erhalten. Er will daß man sich nicht zu sehr auf die Musik legen soll, weil sie weichlich und wollüstig macht. Der malerischen und moralischen Poesie hält er eine grosse Lobrede und sagt, daß sie die Bewunderung aller Menschen verdient. Er schließt sein Werk mit dem Geständniß, daß es fast unmöglich sey, seine Republick zur Wirklichkeit zu bringen, daß es aber eben so mit dem Ideal eines vollkommenen Menschen sey, daß man diese Grade der Vollkommenheit zu erreichen suchen müsse, wenn man gleich wenig Hofnung dazu hätte. Diesen 10 Büchern der Republick sind 10 Bücher angehängt, die die Gesetze derselben enthalten. Sie sind strenge aber gerecht.

Alcinous, ein platonischer Philosoph, hat alle Werke seines grossen Meisters in ein kleines Buch zusammengezogen. Dieses war in griechischer Sprache geschrieben und gab denen eine kurze Uebersicht seiner Lehren, die nicht die zahlreichen Schriften selbst lesen konnten. Unter den berühmten Commentators dieses Weisen aber zeichnet sich Maximus von Tyrus aus, der in 2ten Jahrhundert zu Rom lebte, und dem die Ehre zu Theil wurde, den Kayser Marcus Aurelius zum Schüler zu haben. Hieher gehört auch Plotinus, der im 3ten Jahrhundert lebte, und den Ruhm hatte die Lehrsätze des Pythagoras und Plato besser wie alle andre gekannt zu haben. Er hatte den sonderbaren Einfall, in Campanien eine Colonie von Philosophen anzulegen, die nach den Grundsätzen der platonischen Republick regiert werden sollten. Der Kayser Gordianus, viele Senatores, ja selbst römische Damen unterstützten ihn bey dieser ausserordentlichen Unternehmung, die aber doch nicht zu Stande kam.

Der

Der dritte Commentator ist Porphyr, Schüler des Longinus und Plotinus. Er war ein Feind der christlichen Religion, und setzte beständig Plato dem Moses und Christus entgegen; deswegen denn verschiedene Kirchenväter gegen ihn zu Felde zogen. Das beste Werk aber des Porphyr ist sein Buch über die Enthaltsamkeit des Fleischeßens. Proclus, der 4te Commentator des Plato, lebte im 5ten Jahrhundert, und war für sein Zeitalter ein guter Physiker, ein geschickter Astronom und grosser Mathematiker. Folgender Umstand in seinem Leben ist sehr merkwürdig. Man hatte dem Kayser Anastasius prophezeiht, daß er vom Donner erschlagen werden würde. Er sagte dieses dem Proclus, der da einen Thurm zu errichten rieth, in welchen sich der Kayser zu Gewitterzeiten begeben, und vermittelst gewisser Maaßregeln daselbst für alle Gefahr gesichert seyn könnte. Anastasius folgte diesem Vorschlag, und flüchtete in diesen Thurm jedesmal wenn ein Gewitter herannahte, und eben da geschahe es, wo er vom Donner erschlagen wurde.

Der letzte der alten Commentatoren des Plato war Jambelichus, ein Freund des grossen Kayſers Julian. Man sieht aus seinen Schriften, daß er die platonische Philosophie mit dem Christenthum vereinigen wollte, allein alles ist bey ihm in Dunkelheit gehüllt; auch hat er über die Mysterien der Egypter geschrieben, sein Buch aber ist ein so grosses Räthsel als die Mysterien selbst.

Nach dem Plato erschien in Griechenland sein grosser Schüler Aristoteles, der, nachdem er sich durch die Kenntnisse seines Lehrers bereichert hatte, dessen Rival und selbst sein Gegner wurde. Seine Philosophie kam in grössere Achtung als die platonische. Man fand sie methodischer und geschickter, junge Leute zur Kenntniß der Wahrheit zu führen und die Grundsätze der Wissenschaften festzusetzen. Seine

Schüler

Schüler wurden Peripatetiker genannt, weil sie im Spazierengehen sich unterrichteten, und der Ort ihrer Zusammenkunft hieß das Lyceum.

Aristoteles stammte von Esculap ab, und also auch von Apollo. Ein wesentlicherer Vortheil aber als diese Abkunft war, daß er Vermögen besaß, welches er aber zeitig durchbrachte, und genöthigt war, vom Handel zu leben, der ihm aber auch nicht glückte. Er frug das Orakel zu Delphos um Rath. Apollo rieth ihm, sich auf die Philosophie zu legen. Er that es, war 20 Jahr lang Schüler des Plato, und glänzte so sehr in der Academie, daß man ihm den Beynamen den Verstand gab. Endlich aber überwarf er sich mit seinem Lehrer. Plato war alt, und überließ daher oft zween seiner Schüler an seiner Stelle in der Academie zu lehren; eines Tages aber, da keiner von beyden gegenwärtig war, nahm Aristoteles das Wort, allein um ganz verschiedene Grundsätze festzusetzen. Die Platoniker schrieen über Undankbarkeit, Plato jagte seinen dreisten Schüler aus der Academie, und so entstand ein öffentlicher Krieg zwischen diesen beyden grossen Männern. Aristoteles stiftete eine neue Schule im Lyceo, und von diesem Augenblick an waren beyde Secten erklärte Feinde.

Man hat oft zwischen beyden Philosophen Parallele gezogen, wobey man grösstentheils der Meynung ist, daß Plato einen mehr aufgeweckten, glänzenden und poetischen Geist hatte, daß mehr Einbildungskraft in seinen Schriften herrsche, und sein Styl angenehmer als Aristoteles seiner sey. Dieser hingegen ist rein aber simpel, trocken aber gedrängt. Plato sagt allemahl mehr als er sagen soll. Der eine überrascht den Verstand und verwirt bisweilen die Ideen; der andre klärt ihn auf, und bildet die Beurtheilungskraft vermittelst einer sehr guten Methode. Man hat ihn mit keinem Dich-

ter verglichen, dahingegen Plato der Homer der Philosophen genannt wurde.

Aristoteles war ein vertrauter Freund und Schwager des Hermias, Tyran oder Beherrscher der Stadt Artant, und dieser war es, der ihn am König Philip empfahl, welcher ihm sodann die Erziehung Alexanders des Großen anvertraute. Die Meynungen sind über das Zutrauen zertheilt, das der Lehrer von seinem Schüler erhielt und verdiente. Im mittlern Zeitalter, in den Jahrhunderten der Unwissenheit, war man überzeugt, daß die von diesem Philosophen vorhandenen Werke zum Unterricht Alexanders geschrieben worden waren. Man weiß indessen gewiß, daß Aristoteles sich nicht lange in der Gunst dieses Eroberers erhielt. Er hatte ihm den Calisthenes zugegeben, der aber unter dem Vorwande, als wenn er gegen Alexander eine Verschwörung vorhätte, grausam gestraft wurde. Man glaubt sogar daß Aristoteles sich mit dem Antipater verbunden, und ihm das schicklichste Gift angezeigt habe, dem Sieger das Leben zu rauben. So viel ist gewiß, daß, da Alexander starb, Aristoteles nicht sehr betrübt war; indessen ließ man ihm bald empfinden welchen Verlust er erlitten habe. Die Athenienſischen Priester, die nicht mehr durch die Furcht für seinen grossen Schüler zurück gehalten waren, klagten ihn an, daß er den öffentlichen Gottesdienst verachte. Er hätte gesagt, daß die Gebete und Opfer nichts hülfen sich die Götter geneigt zu machen, weil sie besser als wir wüsten was uns nützlich sey. Obgleich diese Reden vortheilhaft ausgelegt werden konnten, so waren sie auch einer nachtheiligen Auslegung fähig, und Socrates war um keiner wichtigern Ursache verdammt worden. Aristoteles erklärte, wie man sagt, daß er die Philosophie keiner neuern Beschimpfung aussetzen wollte, verließ Athen, und begab sich nach Calchis auf die Insel Eubea, wo er einige Jahre lebte und

sodann

sodann in einem mehr als sechzigjährigen Alter starb. Man hat vorgegeben, daß er sich in den Euripus stürzte; ein Meer-Arm, der die Insel Eubea vom festen Lande absonderte, weil er nicht die Ursache der Ebbe und Fluth begreifen konnte. Diese Anecdote aber wird durchgehends für falsch gehalten.

Thevet, Historiograph des 16ten Jahrhunders, der in der Levante gereiset war, sagt: daß er in der Insel Eubea das Grab des Aristoteles gesehn habe; daß die Türken dieses Denkmal sehr verehrten, und Gott oft für die Seele dieses Weltweisen anflehten; daß man ferner bey diesem Grabmaal viele Schaumünzen von Philip und Alexander fände, von denen Thevet viele mit sich gebracht hat.

Aristoteles hinterließ seine Bücher seinem Schüler und Freunde Theophrast. Ein Theil derselben, nachdem sie durch verschiedene Hände gegangen waren, kam endlich in die berühmte Bibliothek der Ptolomäer zu Alexandria; ein anderer Theil blieb zu Athen, bis sie der Dictator Sylla nach Rom schaffen ließ, und sie in seiner Bibliothek aufstellte. Hier war es, wo sie Cicero kennen lernte. Die griechischen Manuscripte dieser Werke giengen verlohren, so daß man im 12ten Jahrhundert nichts als einige Fragmente und Auszüge davon in dieser Sprache kannte, und zwar nur aus seiner Poetik und Rhetorik. Die Araber hatten indessen seine physischen Werke übersetzt, und der berühmte Averroes hatte einen Commentar dazu gemacht. Diesem Volke also haben wir die ersten vollständigen Werke des Aristoteles zu verdanken, die erst aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt wurden. Einige Zeit nachher brachte man griechische Manuscripte davon nach Italien, und da diese besser bekannt wurden, so verbreitete sich der bereits große Ruf dieses Philosophen noch weit mehr. Man stritt im 14ten und 15ten Jahrhundert sehr stark, ob Plato oder Aristoteles der Vorzug gebühre. Da die Lehre dieses letztern dem Christenthum näher kam, so erhielt sie den Vorrang in Ansehung der speculati-

ven Philosophie; Aristoteles hingegen behielt die Herrschaft in der Dialectik, Logik und Physik. Man hatte in den Schulen, selbst in den theologischen, seine Art zu argumentiren angenommen. Was seine Physik betrift, so sehr unvollkommen sie auch war, so mußte man sich damit bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts begnügen, weil man keine bessere kannte.

Peter Ramus in Frankreich erhob sich vergebens gegen die Meynungen dieses vergötterten Meisters. Seine Grundsätze wurden auf Befehl König Franz I. von partheyischen Richtern geprüft, und er entgieng mit Mühe der Galeeren-Strafe. Sein widriges Schicksal bestimmte ihn endlich zu den Opfern, die in der Bartholomäus Nacht dem Dämon der Religion dargebracht wurden. Er hatte immer den schönen lateinischen Vers im Munde, der die feste Hofnung einer glücklichen Reform in den Wissenschaften anzeigte:

Grata superveniet quæ non sperabitur hora.

Nach dem Tode des Ramus wurde die unsinnige Verehrung des Aristoteles wenigstens in Frankreich noch vermehrt, sogar daß die Sorbonne einen Parlementsschluß bewirkte, worin bey Lebensstrafe verboten wurde, eine andere Lehre, als die seinige, in den Schulen zu brauchen. Die Sorbonne glaubte damals mit dem Christenthum harmonirende Grundsätze in dieser Lehre gefunden zu haben, ganz wider die Meyung der ersten Christen, die die Grundsätze des Plato ihrer Religion günstiger fanden. Der Cardinal Pallavicini hatte sich erdreistet, auf dem Tridentinischen Concilio öffentlich zu sagen: „Ohne Aristoteles würden uns viele „Glaubens-Artikel fehlen.„ Man schrieb sogar ein Buch, betitelt: „Ueber die Seligkeit des Aristoteles,„ in welchem man vorgab, daß seine Lehren und Betragen ganz christlich gewesen, und es daher wahrscheinlich sey, daß er selig geworden wäre, ja, daß er sogar canonisirt werden müßte.

Hier –

Hier sind einige seiner moralischen Maximen:

Man frug ihn, welche Vortheile die Lügner dabey hätten, beständig die Wahrheit zu verstellen. „Diesen Vortheil, „antwortete er, nicht geglaubt zu werden, wenn sie gleich „wahr reden.„

Man warf ihm vor, einem Bösewicht einen wichtigen Dienst geleistet zu haben. „Er antwortete: Ich habe in ihm „nicht den Menschen, sondern die Menschlichkeit betrachtet.„

Er sagte: daß das Studiren dieselben Dienste der Seele thue, als die Luft den Augen, weil es uns das Licht zuführt.

Ferner: daß die Wissenschaften Pflanzen wären, die zwar sehr bittere Wurzeln hätten, aber sehr süße Früchte gäben.

Daß eine voreilige Hofnung oder Furcht wie angenehme oder unangenehme Träume wachender Menschen zu betrachten sey.

Die Freundschaft nannte er: Eine Seele in zwey Körpern.

Man hinterbrachte ihm, daß ein gewisser Mann in seiner Abwesenheit sehr übel von ihm spräche. „Laßt ihn reden, „antwortete er, laßt ihn verläumden; ja er mag mich sogar „schlagen, wenn er kann, wenn er nur weit von mir bleibt.„

Aristoteles war es, der zuerst sagte: daß die Kinder denen, die sie wohl erzogen hätten, mehr Dank schuldig wären, als den Eltern, die ihnen das Leben gegeben hätten. Alexander schien von dieser Wahrheit überzeugt zu seyn, die sein Lehrer gewiß nicht unterlassen hatte, ihm einzuprägen.

Er

Er pflegte zu sagen: „Der Geizige spart, als wenn „er ewig leben sollte, und der Verschwender bringt durch, als „ob jeder Tag der letzte seines Lebens sey.„

Es frug jemand den Aristoteles, wozu die Philosophie nütze: „Dasjenige freywillig zu thun, was andre nur aus „Furcht der Strafe oder der Götter thun.„

Obige Maximen sind aus der Moral des Aristoteles genommen, die in 10 Büchern enthalten ist. Seine politischen Werke machen 8 Bücher aus, und sind eigentlich nur ein Commentar der Republik des Plato, wo Aristoteles aber nicht immer der Meynung seines alten Lehrers folgt. Er scheint der Volks-Regierung viel geneigter zu seyn. Seine Vorschriften über die Verwaltung eines Staats sind trockner und dunkler, als des Plato seine. Die ökonomischen Werke sind in 2 Bücher abgefaßt, und so wie die moralischen lehren, wie jeder Mensch insbesondere sich betragen soll, und die politischen, nach welchen Grundsätzen ein Staat regiert werden muß, so zeigen die ökonomischen die Regeln an, wie eine Familie zu verwalten ist.

Seine übrigen Werke sind, seine Logik, Rhetorik und Poetik; seine Probleme; seine Bücher über die Musik und über die Seele. Das wichtigste seiner physischen Werke ist dasjenige, das den Titel führt: Vom Himmel und der Welt. Die hierin enthaltenen Grundsätze sind dunkel und höchst unrichtig; man folgte ihnen aber lange, weil man keine andere in den unwissenden Jahrhunderten hatte. Aristoteles nimmt eine unverzehrbare Materie als die Grundlage aller Körper an, die er geneigt ist, für ewig zu halten. Ferner glaubt er die Existenz einer allgemeinen Weltseele, deren Natur, Ursprung und Ausdehnung er sehr dunkel erklärt, und die seiner Meynung nach sehr mit der Materie verwandt ist. Dieses war der Grund, worauf Spinoza sein berühmtes System aufführte. Von dieser Aristotelischen Physik pflegte der große

Bacon

Bacon zu sagen, daß sie dahin verleite, dem Augenschein zu entsagen, und Worte an die Stelle der Dinge zu setzen.

Aristoteles schrieb auch Bücher über die Thiere und Pflanzen, wozu ihm die Freygebigkeit Alexanders in Stand setzte. Um die Naturgeschichte aufzuklären, wurden in allen Ländern Untersuchungen angestellt; allein wahrscheinlich waren die Emissarien ohne die dazu gehörigen Kenntnisse, daher ihre Beobachtungen so schlecht geriethen; denn die Natur-Geschichte dieses großen Philosophen wimmelt von chymärischen, läppischen Erzählungen, und falschen Wunderdingen, die in Persien, Indien und Ethiopien vorhanden seyn sollten.

Theophrast, der getreueste Schüler des Aristoteles, der ihm auch in der Regierung des Lyceums zu Athen nachfolgte, schrieb auch ein Werk über die Pflanzen, das aber viel weitläuftiger, als dasjenige seines Lehrers war, und einem andern botanischen Werke zum Grunde diente, das nachher auch in griechischer Sprache vom Dioscorides geschrieben wurde. Auch haben wir vom Theophrast einen Tractat über das Feuer und die Winde, imgleichen einen über den Geruch; alles aber der Aristotelischen Physik gemäß. Das beste Buch aber dieses Philosophen sind seine vortreflichen Charaktere, die noch jetzo bey allen aufgeklärten Nationen mit Bewunderung gelesen werden. Theophrast schrieb sie, wie man sagt, in seinem 99sten Jahre, und starb, da er mehr als 100 alt war, weil er sein Studiren unterbrochen hatte. Man rieth ihm, es aufzugeben, weil es seiner Gesundheit nachtheilig sey; er that es, und diese Veränderung kostete ihm das Leben.

Democrit war ein großer Philosoph, und für sein Zeit-Alter ein erfahrner Naturkündiger, denn er hatte das sinnreiche System der Atomen wo nicht erfunden, doch wenigstens vervollkommnet. Es ist aber nichts von seinen physischen Werken übrig geblieben, hingegen sind uns einige seiner moralischen Fragmente aufbehalten worden. Sein System war desto anziehender, da es dem Weinerlichen des schwermüthigen

Heraclit

Heraclit entgegen gesetzt war. Democrit war aus Abdera gebürtig, eine Stadt, die allen lesenden Deutschen durch Wielands Abderiten höchst interessant geworden ist. Er war reich, und wandte den größten Theil seines Vermögens an zu reisen, und sich zu unterrichten. Nach seiner Zurückkunft begab er sich auf ein kleines Landgut, wo er sehr bequem, aber ganz im Verborgenen lebte. Diese Entfernung von der Welt, und seine Gewohnheit, die Thorheiten der Menschen ohne Rückhalt zu belachen, machten den hochweisen Senat zu Abdera glauben, daß er närrisch geworden sey. Hippocrates erhielt daher den Auftrag die Krankheit des Philosophen zu untersuchen. Dieser große Arzt wurde bald überzeugt, daß sein sogenannter Patient einer der vernünftigsten Sterblichen sey. Er brachte mehrere Tage bey ihm zu, indem er sich beständig über physische und moralische Materien mit ihm unterhielt. Democrit brachte dem Hippocrates sein System über die Mehrheit der Welten bey, die eine seiner Lieblings-Meynungen war. So endigte sich dieser höchst sonderbare Krankenbesuch, über welchen Hippocrates an seinen Freund Damagetes einen sehr merkwürdigen und interessanten Brief schrieb, der uns aufbehalten worden, und den wir in einem der nächsten Stücke unsern Lesern mittheilen werden.

Der moralische Charakterzug des Democrits bestand darin, daß er die Menschen durch Verlachung ihrer Fehler bessern wollte. Er ließ ihnen das Lächerliche derselben einsehn, und vermochte sie selbst, mitzulachen. Heraclit, sein Zeitgenosse, der aus Ephesus gebürtig war, hatte eine ganz entgegen gesetzte Maxime. Er beweinte unaufhörlich die Laster und Thorheiten der Menschen, wodurch er aber wenig Eindruck machte. Sein physisches System bestand darin, daß er annahm, alles sey aus dem Feuer entstanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV. Ge-

IV.

Gedicht an Herrn A. G. Meißner.

Gnügt Dir, o Freund! die Liebschaft mit den Musen
Und Grazien nun länger nicht?
Ja freylich ist der guten Mädchen Busen
Samt ihrem Kuß ein Traumgesicht;
Und welcher Mann von Fleisch und Bein giebt viel
Um so ein trocknes Minnespiel?
Drum nimmst Du Dir mit Recht ein liebes Weibchen,
Das geistreich, wie die Musen, ist,
Und nebenbey Dich zärtlich, wie ein Täubchen,
Mit Rosen-Lippen küßt.

Doch weh, o weh! nun reichet mir die Mode
Der Hochzeitwünsche dürren Schwam!
Ja drückt ich meine Hände lahm,
Und quälte drüber mich zu Tode,
So preßt' ich, lieber Bräutigam!
Doch nicht heraus ein frisches Tröpfchen;
Drum folg' ich meinem Köpfchen,
Und lasse, meiner Seits, bey Deinem Liebesfest
Den alten Schwam unausgepreßt.
Zwo Leutchen, welche sich wie Du und Hannchen minnen,
Wird Lieb', auch ungebeten, schon
Aus Freud' und Glück den Lebensfaden spinnen;
Und eine ganze Legion
Von Wünschen, angeführt von wackersten Poeten,
Wird auch dem Mißgeschick die Thüre nicht vertreten,
Wenn's irgendwo sich einquartiren will;
Drum ist's am besten man schweigt still.

Vergebung, Freund! daß dieses Blatt
Minutenlang Dein Aug von seinem Posten —
Von Hannchens Augen, — abgerufen hat.
Ein Wort noch! Wird bey Dir die alte Liebe rosten?
Wirst Du, verstrickt in neue Liebe, ganz
Der Musen Zärtlichkeit verlachen?
In Nebenstunden keinen Tanz
Mehr mit den guten Mädchen machen?
Wie, würde wohl das Publikum
Der Jungefrau die Eifersucht verdanken?
Es würde sich mit Ihr herum
In corpore — mich selbst nicht ausgeschlossen — zanken;
Und eher unterschrieben wir
Auch nicht den Friedensschluß mit Ihr,
Bis Sie uns einen Sohn erzogen,
Der, so wie Du, ist deutscher Biedermann
Und Notabene Dialogen
Und Skizzen schreiben kann.

Langbein.

V.

Ein Scherflein zur Physiognomik.

Es ist bekannt, daß, seitdem Lavater in unsern Zeiten das Studium der Physiognomik wiederum rege gemacht hat, gestritten wurde, ob die physiognomische Kennzeichen aus den festen oder weichen Theilen genommen werden sollen. Jeder Streiter hat seine guten Gründe. Wenn wirklich etwas an dieser Wissenschaft ist, so möchten wohl beyde Theile recht haben, und mithin sey mir erlaubt, ohne die festen Theile zu verwerfen, bey den weichen mich aufzuhalten: wenigstens ist so viel unläugbar, daß ein vorübergehender Affect (und aus Affect wird Leidenschaft) sich gewiß auch an den weichen Theilen äussere, denn die Verzerrungen eines in einen solchen Affect gebrachten dauren so lange, als der Affect anhält, nehmen mit solchem ab, steigen und fallen mit ihm. Hier hätten wir nun eine Physiognomik aus den weichen Theilen für jedermann, und wirklich wird sie auch von jedermann ausgeübt. Denn der Diener sagt: er sehe es seinem Herrn an, daß er zornig sey; der Liebhaber sieht es seiner Geliebten an, was sie für ihn empfindet; der Bote einer guten Nachricht kennt aus dem Gesicht, daß er Freude gebracht habe.

Wie könnte man diese empirische Physiognomik erweitern? das ist, wie könnte man einer Regel näher kommen, durch die man jemandes Hauptneigungen entdecken könnte?

Ich will hierüber einen Gedanken wagen, auf den ich blos deswegen einiges Vertrauen setze, (so viel man nemlich auf eine sehr schwankende Kunst setzen darf), weil ich glaube bey dessen Ausübung mich noch am wenigsten betrogen zu haben.

Die

Die Verzerrungen der weichen Theile, welche beym Spiel des Hauptaffects eines Menschen vorzugehen pflegen, sind entweder von Natur, oder aus beständiger Gewohnheit, welche endlich der Natur gleich gilt, in dem Angesicht des Menschen beständig so in Bereitschaft, daß auch ohne die wirkliche Gegenwart des Affects die Grundlinien, und ein entfernter Anfang dieser Verzerrungen allezeit gegenwärtig sind. Aus eben einem diesem ähnlichen Grunde kennt man einen Tänzer aus dem Gange, wenn er schon nicht wirklich tanzte, den Matrosen aus der Stellung, ohne das er im Schiffe steht, den Lastträger aus der Beugung des Rückens, ohne das er wirklich Last trägt. Nur ist mein Grundsatz in Ansehen der Gemüthsbeschaffenheit viel feiner als in Ansehen der körperlichen Beschäftigungen zu suchen, und anzuwenden. Müßte ich ihn beweisen, so würde ich mich auf die tägliche Erfahrung berufen, nach welcher man sagen hört, ohne daß Ursachen angegeben werden können, dieser Unbekannte scheint ein trauriger, oder schlauer, oder galligter, oder stolzer Mensch u. s. w. zu seyn. Gewiß nimmt man vorzüglich dieses rasche Urtheil aus dem Anschauen der weichen Theile, wozu freylich auch Augen, Haare, Farbe u. d. g. beyhelfen, und da ohne wirkliche Gegenwart des Affects diese weichen Theile selben nicht wirklich ausdrücken könnten, so muß dennoch schon das Resultat des Affects in dem Angesicht des Unbekannten gestempelt seyn.

Gleichwie der Affect, wenn er spielt, sich in den Gesichtszügen ausdrückt, so können auch die durch Kunst und freywillig in denen Gesichtszügen selbst gemachte Verzerrungen die Bewegungen des ihnen entsprechenden Affects im Gemüth hervorbringen. Man runzle die Stirne, wie jemand, der irgend einer tiefen Speculation obliegt, oder man stelle sich ohne Ursache zum Lachen an. Sobald man mit der Grimace etwas länger anhält, wird sich wirklich das Gemüth

müth allmählig zu der entsprechenden Empfindung anstimmen, vorausgesetzt, daß, ehe man diesen Versuch vornimmt, das Gemüth ruhig und so zu sagen unpartheyisch gewesen ist, und daß also nicht ein wirklicher Affect das Herz, oder ein Geschäft den Kopf einnimmt. Es stehen nemlich die sinnlichen Werkzeuge mit den Gemüthsempfindungen in wechselseitiger Beziehung, und es veranlaßt eines das andre zum wirken. Ein wollüstiger Gedanke z. B. bringt die Stimmung zum erfüllen in den körperlichen Werkzeugen hervor, und umgekehrt, diese ohne Willen gegenwärtige Stimmung des Körpers macht auch den verhältnißmäßigen Gedanken im Gemüth entstehen. So wird auch der schon ins Spiel gesetzte Affect durch dazu gehörige Geberden verstärkt, und vergrössert, und die Zurückhaltung der Gebehrden kann auch allmählig den Affect in seinem Grade der Höflichkeit mindern.

Man kann grösstentheils eine ins Gedächtniß wohlgeprägte Physiognomie eines andern mit eigenen Minen entweder nachäffen, oder vermittelst der Einbildungskraft nachzuäffen glauben. Es ist dieses die Kunst der Minen, ich rechne, wie billig, mit zur Physiognomie Stimme, Gang, Stellung u. d. g.

Nun dächte ich vermöge dieser Sätze folgende Aufgabe nicht ganz unglücklich lösen zu können.

Wie kann aus der Physiognomie eines Unbekannten empirisch entdeckt werden, von welcher Hauptneigung derselbe seyn möchte? man äffe seine Gesichtszüge, Stimme, Gang, Stellung an sich selbst nach, bemerke was für Gemüthsbewegungen dabey im Gemüth vorgehen, und man kann hierdurch auf Anläße zu einem nicht ganz betrüglichen Urtheil seiner Gemüthsbeschaffenheit geführt werden.

Betrüglich — gefährlich — mühsam — selten thunlich — und alles, was man will, ist dieses! Vorwürfe, die die ganze Physiognomik treffen. Sollte man deswegen die ganze Wissenschaft nicht bauen? Sollte dieser Beytrag nicht ein nützliches Scherflein zur Masse des ganzen Studiums werden können? M. Y.

VI.

Der blinde Wahrsager.

Eine Erzählung.

Es ist bekannt, daß zu Paris
Die Hunde blinde Menschen führen:
So künstlich, treu, und so gewiß,
Daß, trotz der Fern' und des Gedräng's,
Die Blinden von den Quinzes Vingts *)
Sich auch bey Abend nicht verlieren.
Ein starkes nicht gar langes Band
Bevestigt an des Blinden Hand,
Und unten an des Hundes Hals,
Dient der Gefahr des nahen Falls
Durch schnelle Lenkung auszuweichen,
Und jede drohende Gefahr,
Dem armen Blinden unsichtbar,
Durch warnendes Gefühl zu zeigen.
Will nun vor der und jener Thüre
Der Blinde eine Gabe flehn;
Gebeut dann seinem treuen Thiere
Des Blinden Stab, jetzt still zu stehn,
Jetzt weiter mit ihm fortzugehn.

Einst

*) Ist ein öffentliches Gebäude in Paris, wo eine große Anzahl Blinde auf öffentliche Kosten verpfleget werden.

Einst gieng an einem heitern Morgen
Ein solcher armer blinder Greis,
Dem froh gesungnen Schöpfer-Preis
Aus tausend Kehlchen zuzuhorchen.
Des Glücks beraubt, in ihrer Pracht,
Die, was da lebet, fröhlich macht,
Die holde Sonne anzublicken,
Wollt' er nach einer sanften Nacht
Sich wenigstens an ihrer Wärm' erquicken,
Und gieng in stiller Einsamkeit,
Erfüllt mit tröstlichen Gedanken
Von einer bessern Ewigkeit,
Beherzt genug für einen Augenkranken,
Längst an der Seine Ufern hin,
Ein treuer Pudel führte ihn.
Indem er so mit schwachen Schritten
Auf den bethauten Rasen schlich,
Kam gegen ihn ein Herr geritten,
Der oft in dieser Gegend sich
Der schwächlichen Gesundheit wegen
Am Morgen pflegte zu bewegen.

Der Blinde höret auf der Erde
Das Trampeln von dem Pferde,
Treibt gleich so eilig, als er kann,
Den Pudel stärker an
Dem Reuter aus dem Weg zu gehen,
Und wagt nicht, still zu stehen,
Um eine Gabe zu erflehen.
Jetzt hält der Reuter an,
Ein Herzog ists vom ersten Range,
Der tapfern Corsen Unglücks-Quell,
Des Königs Liebling, Choiseul. —
Er staunt, und nimmt bewundernd lange
Des Hundes künstlich Führen wahr;

Bewundert bald des Alten Muth,
Bald, was der Pudel mit ihm thut.
Der Blinde hört den Herzog nennen,
Mit dem ein andrer Ritter spricht,
Ihn, den er oft gewünscht zu kennen.
Neugierig bleibt er stehn,
Und kann er gleich den großen Mann nicht sehn,
Kann er doch, was er spricht, verstehn.

Der Herzog redt ihn an:
O! sagt mir, lieber Mann!
Wie könnt ihr ohne Grauen
Euch so dem Hunde anvertrauen?
Wer war so kühn, euch einzugeben,
Mit einem Faden euer Leben,
Auf so gefahrenvollen Gängen,
An eines Pudels Hals zu hängen?
Wie leicht wird dieser rasche Führer,
Der von Natur so gerne schwimmt,
An euch der schändlichste Verführer,
Wenn er den Weg ins Wasser nimmt!
O! sagt der Blinde ganz gelassen,
Herr! dafür bin ich unbesorgt:
Mein Pudel, der aufs Wort gehorcht,
Bleibt mir aus Dankbarkeit gewogen;
Er weiß, daß ich ihn auferzogen,
Und daß ihn meine Hand versorgt:
Ich trau' ihm hier, wie in den Gassen,
Und kann auf seine Treu und Kunst
Mich ganz gewiß vielmehr verlassen,
Als mancher auf des Königs Gunst.

L. Neumann.

VII.

Das Ballet der Königin,

oder

Nachricht von einem sehr prächtigen Schauspiele, welches im 16ten Jahrhundert zu Paris gegeben wurde.

Im Jahr 1581 vermählte König Heinrich III. von Frankreich seinen Favoriten, den Duc de Joyeuse, mit der Prinzeßin Margaretha von Lothringen Vaudemont, der jüngern Schwester seiner Gemahlin der Königin Louise von Lotheringen. Unter einer Menge andrer prachtvollen Feste wurde bey dieser Gelegenheit auch das sogenannte Ballet comique de la Royne gegeben, welches den großen Opern des folgenden Jahrhunderts zum Muster diente. Man hat davon eine weitläuftige, umständliche, im Jahr 1582 in 4to gedruckte Beschreibung, nach welcher folgender Auszug verfertiget worden ist.

Der Verfasser dieser Beschreibung, der sie dem König Heinrich III. zueignete, war Baltasar de Beaujoyeulx, Kammerdiener der Königin Mutter, Katharine von Medicis. Er wurde zu seiner Zeit für den besten Violonspieler in Europa gehalten; nach seinem wahren Namen hieß er Baltasarini, und war ein gebohrner Italiäner, den der Marschall von Brissac in Italien kennen lernte, und wegen seiner musikalischen Verdienste der Königin Katharina empfohl. Ihm war die ganze Anordnung zu diesem prunkvollen Ballet aufgetragen worden, wovon er hier eine umständliche Beschreibung liefert. Beaujoyeulx erklärt; daß er sich in Ansehung der Dekorationen des königlichen Hofmalers, Jakob Patius, bedient habe, die Verse hingegen, die bey diesem Schauspiel recitirt wurden, hätte der Sieur de la Chesnaye, Aumo-

nier du Roy, *) verfertiget. Das Orchester formirten die Musikanten von der königlichen Kapelle.

Den 15ten October 1581 wurde dieses glänzende Schauspiel in Gegenwart von mehr als zehntausend Zuschauer aufgeführt. Im Grunde der Bühne erblickte man die Gärten der Zauberin Circe, und das Ballet hob mit einem Monolog eines sehr prächtig gekleideten Kavaliers an, worin dieser den Zuschauern berichtete, daß er nur eben mit genauer Noth den Schlingen der Zauberin entronnen sey. Hierauf erschien Circe, die ihm seine heimliche Flucht vorrückte, und noch drey Sirenen und einen Triton zu Hülfe rief, die eine Art von Quadro sangen. Ihren Gesang beantwortete eine Stimme, die vom Himmel herab zu kommen schien. Text sowohl als Musik waren dem 16ten Jahrhundert angemeßen, und würden sicher heut zu Tage für äusserst platt und fade gehalten werden. Die Sänger waren wahrscheinlich Tonkünstler von Profeßion, und eben dieses waren auch wohl die Tritonen, die den untern Theil eines ungeheuren Wagens anfüllten, der nun auf dem Theater erschien. Diesen Zug führten der Gott Glaukus und die Göttin Thetis auf, die, so wie die Rollen des aus den Gärten der Circe entflohenen Kavaliers und dieser Zauberin von den angesehensten Herrn und Damen des Hofes gespielt wurden. **) Glaukus

*) Man weiß nicht recht mit Gewißheit anzugeben, wer dieser Sieur de la Chesnaye eigentlich war; vermuthlich ist es ein Zuname Ronsards oder de Baifs, denn diesen beyden Dichtern werden die in diesen Ballet vorkommenden Verse zugeschrieben.

(** Den aus den Zaubergärten entflohenen Kavalier spielte der Herr de la Roche, Gentilhomme servant du Roi. Die Rolle der Circe wurde gleichfalls von einer Dame von Stande gemacht, deren Namen aber unbekannt geblieben ist. Glaukus und Thetis waren der Herr von Beaulieu und seine Gemahlin.

kus und Thetis sangen ein Duet, worin sich Thetis erklärte, daß sie die Herrschaft über das Meer niederlege, weil solches in Zukunft von einer weit würdigern Göttin beherrscht werden sollte. Diese Göttin trat nun selbst auf die Bühne in einem Gefolge von eilf Nymphen oder Najaden; es war die Königin Louise von Lothringen in eigner Person nebst eilf der vornehmsten Damen ihres Hofes in dem glänzendsten Schmuck. Diese erlauchte Gesellschaft that weiter nichts, als daß sie blos eine Tour über das Theater machte, aber dieses geschahe unter lautem Zujauchzen aller anwesenden Zuschauer, an deren Spitze sich Heinrich III. und die Königin Katharina von Medicis befanden.

Den zweyten Act eröfnete die Zauberin Circe. Sie war noch immer in Wuth über die Flucht ihres Sclaven und strengte alle Kräfte an, um sich gegen den Merkur zu vertheidigen, der vom Jupiter den Auftrag erhalten hatte, ihre Bezauberungen zu zerstören. Den Merkur machte der Sieur Dupont, Gentilhomme servant du Roy. Zwischen beyden erhob sich ein sehr lebhafter Zank, wobey Merkur verschiedene Arien sang. Endlich wurde die Zauberin gezwungen, denjenigen, so sie in Thiere verwandelt hatte, ihre menschliche Gestalt wieder zu geben, die nun einer nach dem andern auf dem Theater erschienen und, nachdem sie alle zusammen waren, ein Ballet formirten. Ihnen folgten Satyren, die auf verschiedenen Instrumenten spielten, und ihre Musik mit Gesang begleiteten. Der Vornehmste dieser Waldgötter war der Sieur de Saint-Laurent, königlicher Kammersänger.

Im dritten Act erblickte man einen Haufen Dryaden, an deren Spitze sich die Fräulein de Vitri (l'Hopital) befand; sie sang und richtete ihre Worte an den Herrn Juoigny, Stallmeister und Hofcavalier des Königs. Hierauf erschienen vier singende Tugenden, die die in einem glänzenden

Wagen sitzende Minerva begleiteten. Die Fräulein von Chaumont, (d'Amboise) ein junges Frauenzimmer von hoher Geburt, spielte diese Göttin; auch sie sang Verse her, und Jupiters Stimme antwortete ihr vom Himmel herab. Die Rolle des Donnergottes machte und sang der königliche Kapellmeister Savornin, Kanonicus der heiligen Kapelle; seine geistliche Würde hinderte ihn indessen nicht, bey dieser Feyerlichkeit in einem überaus prächtigen Theaterhabit zu erscheinen. Auf seinen Befehl mußte sich alles vereinigen, um Circens Zauber zu zerstören, und den über sie davon getragenen Sieg zu feyern. Durch diese Vereinigung aller spielenden Personen wurde ein allgemeines Ballet formirt. Es erschienen Sirenen, Najaden, Dryaden, Nymphen, Tugenden, an der Zahl achtzehn der schönsten Damen und Fräuleins, die den vornehmsten Personen unter den Zuschauern Schilde darboten, die mit sehr ehrenvollen und schmeichelnden Sinnbildern geschmückt waren.

So überreichte die Königin dem König einen Delphin: ein sehr deutliches Sinnbild, welches ihren brünstigsten Wunsch verständlich genug ausdrückte. Die Prinzeßin von Lothringen bot ihrem Onkel, dem Duc de Mercoeur, eine Sirene dar; Madame de Mercoeur dem Herzog von Lothringen einen Neptun; Madame de Guise dem Grafen von Genevois, dem zweyten Gemahl ihrer Stiefmutter, einen Arion, der auf der Leyer spielte und auf seinem Delphin saß; Madame de Nevers dem Duc de Guise ein Seepferd; die Marschallin von Rez, eine Dame von vielem Verstand, dem Prinzen d'Aumale Lothringen einen Triton; Mademoiselle de Pons dem Duc d'Epernon eine Auster in ihrer Schaale; Fräulein von Vitri dem sogenannten Bastart von Angouleme, natürlichem Sohn Carl IX., einen Uhu; Fräulein von Saint-Mesmes dem Kardinal von Bourbon *) ein ofnes

*) Er war es, den in der Folge die Ligue unter dem Namen Carls X. als König von Frankreich anerkennen lassen wollte.

ofnes mit magischen und astrologischen Karacteren angefülltes Buch. Endlich überreichte auch noch die Fräulein von Chaumont der Königin Katharina von Medicis einen auf der Leyer spielenden Apoll oder Orpheus mit den Worten: Er ist gewohnt zu bezaubern und zu überwinden.

Dieses wäre also eine kurzgefaßte Schilderung des prunkvollen bey Gelegenheit dieser Vermählung gegebenen Schauspiels. Vielleicht sieht es mancher unsrer Leser gerne, wenn wir ihm zugleich eine zwar kurze aber doch genaue historische Nachricht von den Lebensumständen des Duc de Joyeuse hier mittheilen. Wir geben sie ihnen nach Brantome und andern gleichzeitigen Schriftstellern.

Von alten Favoriten Heinrichs III. war Anna Duc de Joyeuse der vorzüglichste. Er war einer der vornehmsten Generale seines Herrn, starb den ehrenvollesten Tod, ward vor allen andern von seinem Könige bedauert, und verdiente es auch in der That am meisten zu seyn. Von Geburt war er blos ein simpler Edelmann, obgleich von gutem Adel aus dem alten Hause Chateauneuf de Randon, aber seine ausgezeichneten Verdienste erhoben ihn in der Folge zu den ersten Ehrenstellen des Reichs, und veranlaßten sogar seinen Monarchen, sich mit ihm zu verschwägern.

In seinem 22sten Jahr kam er an den Hof Heinrichs III. und spielte daselbst fast von dem ersten Augenblick an die Rolle des mächtigsten Günstlings. Seine Sitten waren freylich äusserst verderbt und unregelmäßig, aber sein Verstand und blendender Witz, sein einschmeichelndes Betragen, und der Ton der Galanterie, der über sein ganzes Wesen verbreitet war, verursachten, daß ihm niemand recht gehäßig seyn konnte. Bey der Belagerung von La Fere wurde er durch den Mund geschossen, wodurch er sieben Zähne verlohr und die Kinnbacken ihm zerschmettert wurden. Indessen muß er doch wahrscheinlicherweise durch diesen Unfall nicht sehr entstellt worden seyn, oder die Annehmlichkeiten des Geistes ersetzten wenigstens die Fehler seiner äusserlichen Gestalt, denn im Monat August 1581 machte ihn der König zum Duc

und

und Pair von Frankreich, wobey er ihm zugleich den Rang über weit ältere Pairs als er war ertheilte, und im Monat September eben dieses Jahres vermählte er ihn sogar mit der Schwester seiner Gemahlin der Königin Louise. Die Feyerlichkeiten bey dieser Vermählung, wovon das Ballet der Königin nur blos einen Theil ausmachte, waren äusserst prächtig und sollen mehr als vier Millionen daran verschwendet worden seyn. Das Auffallendste hiebey ist, daß dieses eben mitten unter den häufigen Drangsalen geschah, womit Frankreich damals heimgesucht wurde.

Im folgenden 1582sten Jahr ward der neue Duc von Joyeuse Ritter vom Heiligengeist-Orden, den Heinrich III. 4 Jahre zuvor gestiftet hatte; ingleichen erhielt er nach Verabschiedung des Herzogs von Maienne die Stelle eines Admirals von Frankreich, und sein Vater der Vicomte de Joyeuse ward in Rücksicht auf ihn zum Marschall von Frankreich und Commandirenden Generallieutenant in Languedoc ernannt. Im Jahr 1584 wurde er erster Kammerherr und zu Anfang von 1586 Gouverneur von der Normandie.

In diesem Zeitpunct war er, wo der König ein Heer gegen die Huguenotten versammlete. Joyeuse, von Eitelkeit oder Muth angetrieben, wünschte die Anführung desselben, und erhielt die Gnade, die ihm aber theuer genug zu stehen kam. In diesem ersten Feldzug zeigte er sich auch in der That sehr zu seinem Vortheil und erfochte manchen Sieg: er schlug die Huguenotten bey La Motte-Saint Eloi, nahm ihnen Saint-Maixant, Tonay-Charente, nebst verschiednen andern Plätzen ab, und zwang sie von der Belagerung andrer Oerter abzustehen. Dem ohngeachtet aber nahm ihn der König bey seiner Zurückkunft nicht allein äusserst kalt auf, sondern er mußte noch sogar von diesem Monarchen hören, daß man Ursache zu haben glaubte, seine Tapferkeit in Zweifel zu ziehen. Joyeuse, aufgebracht über diese schimpfliche Nachrede, die er im Grunde keinem andern als dem boshaften und ehrgeitzigen Duc d' Epernon, seinem Nebenbuhler in der Gunst des Königs, zu verdanken hatte, wollte nun durchaus öffentlich beweisen, daß er nichts weniger als diesen

enteh-

entehrenden Vorwurf verdiente. Er kehrte daher ohne Anstand wieder zur Armee zurück, die er aber durch zwey Uebel, die während seiner Abwesenheit bey derselben eingerissen waren, nemlich durch Krankheiten und Desertionen äusserst geschwächt antraf. Dieser traurige Zustand seines Heers hinderte ihn indessen doch nicht, dem König von Navarra überall bis nach Coutras in Guienne auf den Fuß nachzufolgen. Hier war es, wo es zwischen beyden Theilen zur Schlacht kam. Man behauptet daß der Duc de Joyeuse, während dessen er den Feind immer vor sich hertrieb, einen grossen Fehler begangen habe, weil er einst Gelegenheit hatte, ihn zwischen zwey Flüssen einzuschliessen; aber seine Furcht vor den Vorwurf von Feigheit ließ ihm nicht zu, sich vorsichtiger Maaßregeln zu bedienen, und verleitete ihn endlich sogar zu den Entschluß, den Feind bey Coutras im ofnen Felde anzugreifen, ohngeachtet sein Heer sich wirklich in weit schlechtern Umständen als das feindliche befand. Hiezu kam noch ein beträchtlicher Fehler, den er als Feldherr nicht hätte begehen sollen; er bestand darin, daß er ein nahe gelegenes dickes Gehölze recognosciren und durchsuchen zu lassen vergaß. In diesem Gehölze hatte der König von Navarra ein beträchtliches Corps seiner Truppen in Hinterhalt gelegt, welches in eben dem Augenblick, da Joyeuse beschäftigt war, seine Schwadronen in Schlachtordnung zu stellen, ihm in die Flanken fielen und seine Truppen in Unordnung brachten. Da ihn nun auch noch der König von Navarra zu gleicher Zeit von vorne angrif, so fiengen die Königlichen überall an zu weichen. Joyeuse sahe sich gezwungen sich mit der Flucht zu retten, er wurde aber von einigen huguenottischen Reutern eingeholt und mit einem Pistolschuß getödtet. Der Kern des französischen Adels, worunter auch einer seiner Brüder war, fanden bey diesem Treffen den Tod.

Heinrich von Navarra, dieser edelmüthige Sieger, konnte sich nicht entbrechen, da er den entseelten Körper des unglücklichen Ducs de Joyeuse auf dem Schlachtfelde erblickte, eine mitleidige Thräne ihm zu opfern, und zugleich sehr philosophische Betrachtungen über die Eitelkeiten der menschlichen Grösse und die Unbeständigkeit des Glücks anzustellen. Er ließ den Leichnam aufheben, und befahl, dem König von Frankreich

reich solchen zu übersenden. Heinrich III. beklagte inniglich das unglückliche Schicksal seines Lieblings, und ließ ihm zu Ehren ein Leichenbegängniß veranstalten, welches eben so prächtig als seine Hochzeitfeyer war, und bey dem fast eben so grosse Geldsummen verschwendet wurden. Duc d' Epernon, der Haupturheber seines Todes, war vergnügt, daß er nun keinen so fürchterlichen Nebenbuler mehr hatte, und billigte stillschweigend alle Opfer, die man den Manen des Duc de Joyeuse darbrachte. Die verwittwete Ducheſſe, die keine Kinder von ihrem unglücklichen Gemahl hatte, vermählte sich wieder im Jahr 1599 mit dem Duc de Piney Luxenburg, dessen zweyte Gemahlin sie wurde. Auch diese Ehe blieb kinderloß, und Margaretha von Lothringen starb endlich im Jahr 1625, ohne jemals das Glück genoſſen zu haben, Mutter zu seyn.

Litteratur und Völkerkunde.

IV.

April 1784.

I.

Des l'Aujardiere *) Reise und Abentheuer an der Küste der Kaffern; nebst Nachrichten von einigen Bewohnern derselben.

(Aus einer neu aufgefundenen französischen Handschrift übersetzt.)

Ehe ich die Erzählung meiner Begebenheiten anfange, halte ich es für nöthig zu erinnern, daß ich jetzt noch nicht volle achtzehn Jahre alt bin, und, als ich meine Reise antrat, kaum das vierzehnte zurückgelegt hatte. Nach dieser Erklärung wird man sich nicht wundern, wenn ich manches

*) Mir ist von diesem Manne nichts weiter bekannt, als daß er, unter des Königs Friedrich Wilhelms Regierung, in preußischen Diensten gestanden, und als Obrister in Magdeburg gestorben. Diese von ihm nachgelassene Erzählung seiner Jugendschicksale, die mir sowohl an sich, als in Rücksicht der Völkerkunde, sehr interessant zu seyn scheint, ist, so viel ich weiß und erfahren können, weder im Original noch in einer Uebersetzung gedruckt. der Uebers.

ches übersehen habe, was ein Mann von grösserer Erfahrung, als ich, würde gesammelt haben, und wenn es meiner Erzählung an den Zierrathen fehlt, womit andere Reisende gewöhnlich ihre Nachrichten auszuschmücken pflegen.

Dagegen aber wird man hier von dem, was mir begegnet ist, und was ich gesehen habe, eine kurze, simple, genaue und getreue Nachricht finden. Manches davon wird man vielleicht für unmöglich oder fabelhaft halten; und mit ein Bischen Schriftstellertalent hätte ich alles leicht angenehmer einkleiden, und einige Vorfälle, die nahe an das Romanhafte gränzen, durch kleine Zusätze mehr beleben und aufstutzen können. Allein, ich mag die Wahrheit nicht entstellen; meine Absicht ist nicht, einen Roman zu schreiben. Ganz nackt also, und ohne Schminke erscheint sie hier. Irre ich nicht, so werden die Liebhaber ausserordentlicher Begebenheiten ohnedem, und ohne Hülfe künstlicher Dichtungen, hier Befriedigung ihrer Neugier finden. Auf meine Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit können sie sich verlassen; ich bin noch nicht so lange mit der Welt bekannt, daß ich ihr schon die Kunst abgelernt hätte, die Wahrheit durch Verkleidung angenehmer zu machen. Doch zur Sache!

Am 22ten März 1686 gieng ich auf einem Schiffe, Namens St. Joseph, das nach der Insel Madera bestimmt war, von Bourdeaux ab. Die Verfolgung, die in Frankreich damals über die Reformirten ergieng, war die Ursach meiner Reise. Bey der Schwierigkeit, welche die Reformirten fanden, das Reich zu verlassen, bedienten sie sich aller möglichen Kunstgriffe. Meine Aeltern, welche die Absicht hatten, mich zu meinem Bruder zu schicken, der sich in Deutschland aufhielt, und dort an einem der vornehmsten Höfe eine ansehnliche Stelle bekleidete, glaubten ein sicheres Mittel dazu gefunden zu haben, wenn sie mich auf

dem

dem genannten Schiffe abgehen liessen, dessen Capitain ihnen versprach, daß er mich, nach unserer Ankunft zu Madera, mit der ersten Gelegenheit nach Holland schicken wollte, von wo aus ich dann leicht zu meinem Bruder kommen könnte. Den Visitatoren des Schiffs, welche untersuchen musten, ob sie auch Reformirte eingeschifft hätten, entgieng ich glücklich, indem der Capitain mich für einen jungen Menschen ausgab, der zu Madera die Conditorey erlernen wolle.

Kaum waren wir in der See, als wir eine französische Escadre unter dem Commando des Hrn. von Villette antrafen, die nach Cadiz gieng. Wir blieben drey Tage bey ihr, da wir durch einen heftigen Sturm von ihr getrennt wurden, in welchem wir auch unsern Hauptmast verlohren. Dergleichen Vorfälle sind auf Seereisen zu gewöhnlich, als daß ich mich mit Schilderung unserer Noth und Verlegenheit aufhalten sollte. Dank der Geschicklichkeit und dem Fleis unserer Matrosen kamen wir am 6ten April in der Rehde von St. Croix, der Haupt- und vornehmsten Handelsstadt auf der Insel Madera, glücklich an. Ich hielt mich hier, in Erwartung einer Gelegenheit nach Holland, an sechs Monat auf, und logirte bey zwey französischen reformirten Kaufleuten, an die ich empfohlen war. Sie waren Brüder, und trieben einen sehr ansehnlichen Handel.

Ich sollte nun in vierzehn Tagen bis drey Wochen nach Amsterdam abgehen, als eine Ordre von dem französischen Gesandten zu Lissabon ankam, wodurch meinen beyden Wirthen befohlen wurde, entweder katholisch zu werden, oder binnen 8 Tagen die Insel zu verlassen. Die Ordre ward an den Gouverneur abgeliefert, welcher gleich die beyden Kaufleute zu sich rufen ließ. Ich weiß nicht, was er mit ihnen abmachte; am folgenden Morgen aber ließ er mich

allein zu sich holen, und examinirte mich über meine Religion. Ich antwortete ihm nach dem Unterricht den ich empfangen hatte; aber meine Antworten schienen ihn nicht zu befriedigen. Da ich noch zu jung sey, sagt' er, um zu wissen, was ich thäte, so wolle er für mich sorgen, und mich zwey rechtschaffenen Jesuiten anvertrauen, die mich unterrichten sollten. Ich dankte ihm für seine Güte, und sagte ihm ziemlich entschlossen, daß ich in dem, was meine Seligkeit beträfe, Erkenntniß genug hätte, und des Unterrichts dieser Jesuiten entbehren könnte; daß ich nichts mit ihnen zu thun haben wolle, und daß ich mich, wenn er mich zu ihnen, oder sie zu mir schickte, gar nicht mit ihnen einlassen würde. Voller Unwillen über diese Freymüthigkeit sagte er, ich sey ein Kind der Höllen, und sollte nun in einer Barke, die in zwey Tagen abgehen würde, nach Frankreich zurückkehren; wofern ich mich nachher in der Insel bareten liesse, würde er mich auf lebenslang in das Gefängniß werfen lassen. Ich verließ ihn voller Angst wegen seiner Drohungen, und in einer Verzweiflung, die man sich leicht vorstellen kann, doch fest entschlossen, eher alles zu leiden, als meine Religion zu verändern. Mein Unmuth führte mich in den Hafen, wo ich ein Schiff fand, das eben Anstalt machte unter Segel zu gehen. Ich erkundigte mich, wohin das Schiff gienge, und von welcher Nation der Capitain sey, und erfuhr, es sey ein bewafnetes englisches Kauffartheyschiff, und nach Ostindien bestimmt. Dies schien mir ein Mittel, welches die Fürsehung mir anwies, mich aus meiner Noth zu retten; ohne mich einen Augenblick zu bedenken, redete ich den Capitain, der noch am Lande war, an, entdeckte ihm offenherzig meine Verlegenheit, und beschwor ihn, mich mitzunehmen und mich zu gebrauchen, wie er wollte. Der Mann ward durch meine Bitten gerührt, er ließ mir Zeit, meine Sachen zu holen, denn meine beyden Wirthe wohnten nicht weit davon, und nachdem ich ihnen ein kurzes Lebe-

wohl

wohl gesagt hatte, schiffte ich mich noch denselben Tag, nemlich den 4ten Oct. 1686, mit meinem Retter ein. Ich folgte ihm mit frohem Herzen als Aufwärter, und schätzte mich sehr glücklich, auf diese Weise dem Zorn des Gouverneurs und den Händen der Jesuiten, vor denen ich immer einen besondern Abscheu gehabt habe, entgangen zu seyn.

Nachdem wir unter Segel gegangen waren, fieng ich an, mein neues Amt zu verwalten, und bewies dabey so vielen Fleiß und Eifer, daß ich mir bald die Gunst meines Herren erwarb, so, daß er mir einen auffallenden Vorzug vor den andern Aufwärtern gab. Aber ich diente ihm nicht lange. Nach einer Fahrt von sechs und zwanzig Tagen, als wir die Insel St. Jacob zu Gesicht bekamen, sahen wir uns genöthiget bey derselben vor Anker zu legen, um unser hin und wider zerrissenes Tackelwerk auszubessern. Kaum hatten wir die Anker ausgeworfen, als wir ein Schiff ohne Flagge vorbeygehen sahen, welches drey Stunden von uns Halt machte. Am folgenden Morgen kamen zwey Barfüsser, unter dem Vorwande, uns um Allmosen zu bitten, zu uns an Bord. Sie wandten sich auch an mich, da sie erfuhren, daß ich ein Landsmann von ihnen sey, und erkundigten sich, wie viel Kanonen und Mannschaft unser Schiff führte. Ich sagte ihnen, unser wären 120 Mann, und wir führten 24 Kanonen. Unterdeß bemerkte ich, daß sie das Schiff von allen Seiten betrachteten, und den Muth und die Beschaffenheit unsrer Leute zu erforschen suchten. Ich fragte sie dagegen, ob sie das Schiff nicht kennten, welches gestern bey uns vorbeygegangen? Sie sagten, es sey ein französisches Schiff, und habe einen portugiesischen Paß auf Brasilien. Hierauf verliessen sie uns. Am folgenden Morgen sahen wir das nemliche Schiff der Rehde, wo wir lagen, sich nähern; es konnte aber, wegen des widrigen Windes, nicht bis zu uns herankommen. Unterdeß desertirten vier von unsern

sern Leuten; wir erwarteten sie einige Tage vergebens, und giengen endlich am 8ten Nov. wieder unter Segel. Am 16ten erblickten wir ein Schiff, das wir zu erkennen glaubten. Da es unter dem Winde von uns war, und der Wind sehr schwach gieng, so schickte es seine Schaluppe mit sechs Mann ab, die sich uns bis auf einen Pistolenschuß näherten, und uns fragten, woher unser Schiff sey, und wohin wir gedächten? Wir antworteten ihnen, wir wären von London, und wollten nach Indien; und auf unsre Gegenfrage, wer sie wären, und wohin ihre Reise gienge, erwiederten sie, daß sie Franzosen wären, und nach Brasilien giengen. Hierauf kehrten sie zu ihrem Schiffe zurück, und wir zweifelten nun nicht mehr, daß sie Corsaren, und zwar dieselben wären, die wir in der Rhede von St. Jacob gesehen hatten. Da wir sahen, daß sie sich alle mögliche Mühe gaben, uns einzuholen, und mit 8 Rudern hinter uns her kamen, so ließ unser Capitain, um sich nicht überfallen zu lassen, mit der Glocke das Zeichen geben, daß jeder sich auf das Verdeck verfügen sollte; der Schiffprediger muste das Gebet verrichten, und darauf ermahnte er uns, mit einer mehr kriegerischen, als künstlichen Beredtsamkeit, uns tapfer zu wehren. Jeder gab ihm zu erkennen, daß er bereit sey, seine Pflicht zu thun. Er versprach, uns alle nach unsern Verdiensten zu belohnen; und wir machten nun Anstalt, uns bis auf das äusserste zu schlagen. Wir zogen die beyden untern Segel ein, schlossen die Segelstangen fest, und nagelten dann Feuerkisten, eine auf die Kampaney, zwey auf das Vorder- und zwey auf das Hinter-Castell. Hierauf stellte der Capitain alle seine Leute an die Oerter, wo es am nöthigsten war, und ich bekam meinen Platz an der Thüre seiner Kajüte, um die Cartouchen herzureichen. Kaum hatten wir alle diese Vorkehrungen gemacht, als der Corsar (denn es war wirklich einer) schon ganz nahe bey uns war. Es war jetzt Mittag, und wir hatten ihn schon um 6 Uhr Morgens

ent-

entdeckt. Als er so nahe war, daß wir einander verstehen konnten, widerholte man die Fragen, welche die Schaluppe schon gethan hatte, und erhielt die nemliche Antwort. Nun nahm der Capitain der Seeräuber selbst das Wort: die Segel gestrichen! rief er dem unsrigen zu. Wir sind Engländer, erwiederte er, und nicht gewohnt vor einem Seeräuber zu streichen; — und nach einigen andern Schimpfwörtern, die Leuten dieses Metiers geläufig sind, kam es zu Schlägen. Das feindliche Schiff führte etwa 50 Kanonen, und wir hatten ihrer nur 24, die dagegen aber auch grösser waren. Auf ihrem Verdeck erschienen wohl 300 Mann, die ein schreckliches Feuer auf das unsrige machten. Gleich nach der ersten Salve liefen unsere Soldaten herunter, und versteckten sich so gut sie konnten, und als unser Capitain von der Kampaney in die Kajüte, wohin sich einige geflüchtet hatten, um sie wieder hinauf zu treiben, herabsteigen wollte, ward er durch eine Flintenkugel am Schenkel verwundet. Er stieg wieder auf das Verdeck, lief vom Vordercastell auf die Kampaney, und sprach den Matrosen, die sich tapfer vertheidigten, Muth ein. Zu gleicher Zeit enterte der Korsar am Hintertheil des Schiffs, und warf uns 50 bis 60 Mann auf das Verdeck. Allein, sie wurden sehr übel empfangen; unsre Feuerkisten spielten zu rechter Zeit, und sprengten sie fast alle in die Luft; die übrigen wurden niedergeschossen. Dieser schlechte Erfolg schreckte sie nicht ab; sie enterten noch einmal am Vordertheil, aber eben so unglücklich; was die Feuerkisten nicht in die Luft sprengten, wurde von unsern Leuten niedergemacht. Um diese Zeit, als unser Capitain eben von der Kampaney auf das Vordercastell eilte, bekam er einen Flintenschuß in den Unterleib. Aber das hielt ihn nicht auf. Nachdem er die Feinde wieder zurückgeschlagen hatte, die gleichwohl unaufhörlich von ihrem Verdecke feuerten, kam er dahin, wo ich war, und als er mich an der Thür der Kajüte fand, wo ich Flinten für den Steuermann lud, rief

er

er: Courage, Franzos! trink ein wenig Brandtewein, daß du den Muth nicht verliereſt. Zu gleicher Zeit hörte ich ein ſehr groſſes Geräuſch auf dem Hintertheil des Schiffes. Ich unterſchied das Geſchrey und die Flüche eines Menſchen, der vermuthlich der Capitain der Feinde war. Hinein, feige Memmen! rief er, hinein! ſterbt, oder macht den Schimpf wieder gut, daß ihr euch zweymal habt zurückſchlagen laſſen! — Bisher hatte das Geſchrey der Kämpfenden, oder der Brandtewein, den man mir gegeben hatte, und der unter alle unſere Leute ſehr reichlich ausgetheilet wurde, mich ſo belebt, daß ich an die Gefahr, worin ich ſchwebte, nicht einmal gedacht hatte; aber dieſe Worte, mit dem fürchterlichſten Ton ausgeſprochen, jagten mir eine Furcht ein, deren vielleicht ein viel älterer Menſch, als ich war, ſich nicht würde haben erwehren können. Gleichwohl verließ ich meinen Poſten nicht; unſer Capitain rief mir nochmals Muth zu, und indem er wieder auf die Kampaney hinaufſtieg, bekam er zwey Flintenſchüſſe in die Bruſt, die ihn todt zu meinen Füſſen herabwarfen. Dieſer Verluſt benahm gleichwohl den Unſrigen den Muth nicht; ſie wehrten ſich als Verzweifelte, und nöthigten endlich die Feinde, zum drittenmal ihren Raub fahren zu laſſen. Jetzt ſtürzte auch unſer Steuermann, der mitten durch den Leib geſchoſſen wurde, todt zu meinen Füſſen nieder. Meine Angſt ſtieg nun aufs höchſte, aber ich ward bald ganz davon befreyet; denn dieſer Schuß ſchien die letzte Anſtrengung unſrer Feinde geweſen zu ſeyn. Sie ſchoſſen nun nicht mehr, ſondern verlieſſen uns ganz, und eilten noch geſchwinder davon, als ſie gekommen waren.

Ich ſtieg nun auf das Verdeck, um bey den Manoeuvres und dem Herabwerfen der gebliebenen Feinde behülflich zu ſeyn. Ich allein warf ihrer etwa zwanzig in das Meer; ſie wurden alle vorher ausgekleidet, und eine neue Hoſe, ein ſieben Fuß langes Gewehr, und ein Paar Piſtolen, war

die

die Beute, die mir nach dem Treffen zufiel. Wir verlohren darin unsern Capitain, den Oberſteuermann, und neun Matroſen oder Soldaten; 24 waren verwundet. Dagegen verlohren die Feinde über 150 Mann; denn auſſer denen, die auf unſerm Verdeck zurückgeblieben waren, und von uns in das Meer geworfen wurden, hatten ſie ſelbſt, während des Gefechts, viele herabgeworfen, damit wir ihren Verluſt nicht wiſſen ſollten. Das Gefecht dauerte drey Stunden. An Verfolgung der Feinde dachten wir nicht, da wir alle über unſern erlittenen Verluſt, beſonders des braven Capitains und des Steuermanns, ſehr beſtürzt waren. Wir änderten unſern Weg, damit uns die Seeräuber, wenn ſie etwa wieder Luſt bekommen ſollten, uns zu folgen, nicht finden möchten, nahmen aber drey Tage nachher den rechten Weg wieder. So fuhren wir immer weiter bis zum 8ten Februar, da wir endlich gegen 4 Uhr Nachmittags Land entdeckten. Wir hielten uns die ganze Nacht über ſo nahe an demſelben als wir konnten; wie groß aber war am folgenden Morgen unſere Verlegenheit, als wir erfuhren, daß alle unſere drey Piloten es nicht kannten! In der That waren ſie nicht die Geſchickteſten; der Tod des Capitains und Ober-Steuermanns hatte eine groſſe Veränderung auf unſerm Schiffe hervorgebracht. Der Kaufmann, dem die Ladung gehörte, hatte das Commando deſſelben übernommen, aber, weil er ſelbſt nichts von der Schiffahrt verſtand, den zweyten Steuermann zum Schiffspatron, und den Bootsmann zum Oberſteuermann gemacht. Dieſe Herren waren ſehr verſchiedener Meynung; der Eine behauptete, wir hätten das Cap noch nicht paſſirt, und der andere, wir wären ſchon weit davon. In dieſer Ungewißheit entſchloß ſich der neue Captain, eine Schaluppe an das Land zu ſchicken, um ſichere Erkundigung einzuziehen. Man ſchiffte acht Mann auf derſelben ein, worunter auch ich war, gab uns Lebensmittel auf vier Tage, und jedem einen Säbel, eine Flinte, Pul-

ver

ver und Kugeln, mit dem Befehl, irgend eine Bay oder einen Fluß aufzusuchen, wo das Schiff einlauffen und wir uns erfrischen könnten, im Fall wir noch weit vom Cap entfernt wären. Unterdeß sollte das Schiff sich dem Lande so viel als möglich nähern, (denn wir waren noch 8 Stunden davon) und bis zu unserer Rückkehr auf uns warten.

Wir fuhren etwa um 8 Uhr Morgens ab, und kamen um vier Uhr an das Ufer, konnten aber nicht anlanden, weil es von Felsen eingefaßt war, und die See zu hoch gieng. Einer von unsern Leuten wagte es, ans Land zu schwimmen, kaum aber hatte er es erreicht, als er vier Menschen auf sich zu kommen sah, worüber er so sehr in Furcht gerieth, daß er gleich wieder umkehrte, und zu uns zurückschwamm. Den ganzen übrigen Tag suchten wir vergebens irgend einen andern bequemern Landungsplatz. Die drey folgenden waren wir nicht glücklicher, so daß wir, da unsre Lebensmittel aufgezehret waren, uns entschlossen, nach dem Schiffe zurückzukehren. Aber wie groß war unsre Verzweiflung, als wir es nicht mehr erblickten! Wir glaubten anfangs, es würde seinen Weg ganz langsam fortgesetzt haben, und wollten ihm folgen; allein, der Wind gieng so scharf, daß es unmöglich war, weiter in die hohe See zu kommen; unsre Schaluppe war dazu zu klein, und wir sahen uns genöthigt, an der Küste hinzufahren. In der folgenden Nacht erhub sich ein schrecklicher Sturm, und alle Elemente schienen sich gegen uns verschworen zu haben. Das Land war unzugänglich, unaufhörliche Blitze blendeten uns, der Wind stürmte so heftig, daß es uns unmöglich war, Segel zu führen, und das Meer war so ungestüm, daß wir unsre Schaluppe kaum über dem Wasser erhalten konnten. Kaum waren wir im Stande, es, in Ermangelung anderer Geräthe, mit unsern Kappen und Hüten auszuschöpfen. Die schwarze Finsterniß, die uns umgab, vermehrte unser Schrecken, und das vermischte

mischte Gebrüll des Donners und der Wogen, die sich gegen die Felsen brachen, betäubte uns so sehr, daß wir uns kaum einander hören, und die Befehle unsers Führers befolgen konnten. Am folgenden Tage waren wir nicht viel besser daran; Hunger und Durst, welche die Furcht vor dem Tode bisher verscheucht hatte, überfielen uns nun mit aller Gewalt. Fünf Tage verstrichen in diesem elenden Zustande, ohne daß wir die geringste Nahrung genossen. Am sechsten befanden wir uns nahe bey einem grossen Felsen, der über drey Stunden vom Lande entfernt war. Wir landeten an demselben mit grosser Gefahr, und hofften hier wenigstens Wasser zu finden. Aber vergebens; Gott that kein Wunder für uns, wie für die Israeliten, der Felsen blieb dürr und trocken, und alles, was wir fanden, war eine Art von Vögeln, die kaum fliegen konnten. Wir fiengen einige derselben, sögen ihnen, um unsern brennenden Durst einigermassen zu stillen, das Blut aus, und verzehrten sie roh, weil es uns an Holz und Feuer fehlte, sie zu kochen. Da wir, durch langes Wachen und arbeiten erschöpft, unsre Noth endlich nicht länger aushalten konnten, entschlossen wir uns, den Rest unsrer Kräfte anzuwenden, um an das Land zu kommen, es möchte uns auch ergehen, wie es wollte; denn eben so gern wollten wir zwischen den Felsen ertrinken, oder durch die Grausamkeit der Bewohner des Landes umkommen, als in unsrer Schaluppe verschmachten.

Endlich, am zehnten Tage nach unsrer Abfahrt vom Schiffe, nachdem wir unaussprechlich viel ausgestanden, entdeckten wir eine kleine Bay, worin wir zu unsrer grossen Freude auf den Strand trieben. Wir stiegen aus, und machten von unserm Segel ein kleines Zelt; worauf der Steuermann, ich und noch zwey andre, uns von dem kleinen Haufen trennten, um Wasser zu holen. Wir waren noch ziemlich weit davon, als wir sechs Neger erblickten, die eine

grosse

grosse Heerde Kühe hüteten. Sobald sie uns ansichtig wurden, ergriffen sie die Flucht; nur einer, der mehr Herz hatte, als die andern, ließ sich durch unser Geschrey und unsere demüthig flehenden Geberden bewegen, zu uns zu kommen. Wir suchten ihm durch Zeichen unsre Noth zu verstehen zu geben, worauf er uns blos durch Ausstreckung seiner Hand antwortete. Da wir dies für ein Zeichen von Freundschaft hielten, so ergriffen wir sie, und drückten sie ihm recht herzlich; aber dies war es nicht, was er wollte. Wir verstunden ihn endlich, und legten ihm ein Stück Kupfer in die Hand, worauf er uns, zu unserm Erstaunen, plötzlich verließ, und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit davon lief. Nun glaubten wir, er habe uns blos zum besten gehabt; aber es währte nicht lange, so kam er mit einem grossen ledernen Sack voll geronnener Milch zurück. Wir eilten gleich damit zu unsern Kameraden, und hielten eine Mahlzeit zusammen, die uns die beste dünkte, die wir je in unserm Leben gethan hätten. Die Nacht brach nun ein, wir machten ein gutes Feuer, und unterdeß ein Theil von uns sich auf den Sand streckte, um sich nach den ausgestandenen Beschwerden zu erquicken, hielt ein anderer Wache, damit wir nicht etwa unversehens überfallen würden. Als der Tag anbrach, sahen wir das ganze Ufer mit Negern bedeckt. Bey dem Anblicke so vieler Leute ergriffen wir unsre Waffen, und setzten uns in Positur, mehr, ihnen Furcht einzujagen, als ihnen Schaden zu thun; denn wir konnten nicht schiessen, weil alle unser Pulver naß geworden war. Sobald sie unsre Waffen sahen, ergriffen sie alle die Flucht. Wir bedachten nun, daß sie, so lange wir bewaffnet wären, sich uns nimmer nähern, und wir also vor Hunger umkommen würden, und legten also, um sie dreist zu machen, unsre Waffen nieder. Nun kamen sie haufenweise zurück, und brachten uns Geflügel, Hämmel und Ochsen zum Tausch. Wir nahmen einen der letztern, welchen wir in Stücken hieben,

und

und in unsre Schaluppe packten; und so versorgten wir uns ohne viele Kosten mit Lebensmitteln; denn für ein Stückgen Kupfer eines Fingers lang erhielten wir einen Ochsen, und für einige bunte Glascorallen so viel anderes Fleisch, als wir nur haben wollten.

Nachdem unser Tausch gemacht war, warteten wir nur auf die Flut, um uns, wenn sie unsre Schaluppe flott gemacht hätte, wieder einzuschiffen. Unterdeß brachte eine alte Frau uns einen irdenen Topf, den wir mit Fleisch anfüllten, und es kochten. Wir gedachten jetzt eine gute Mahlzeit zu thun; aber kaum hatten wir angefangen zu essen, als wir unglücklicher Weise durch einen Vorfall unterbrochen wurden, der sich unmöglich vorhersehen ließ. Dieser irdene Topf gab die Veranlassung dazu; er war schuld an dem Tode meiner Kameraden, und es fehlte nicht viel, auch an dem meinigen. Da nemlich die alte Frau, welche ihn uns gebracht hatte, ihn, nachdem wir das Fleisch herausgenommen, noch am Feuer stehen sah, wollte sie ihn wieder wegnehmen. Unser Steuermann, welcher glaubte, daß wir ihn noch brauchen könnten, sprang auf, um sie davon abzuhalten; seine unwillige Mine jagte der Frau Furcht ein, so daß sie davon lief und den Topf mitnahm. Der Steuermann folgte ihr, und rief, er wolle den Topf bezahlen; aber die Neger, die nichts von allem, was er sagte, verstanden, und sich einbildeten, daß er der Frau Gewalt anthun wollte, fielen über uns her, und setzten uns mit Steinen, Spiessen und Knütteln so wüthend zu, daß wir nicht Zeit hatten, unsre Waffen zu ergreifen, und nur darauf bedacht waren, uns durch die Flucht in das Wasser zu retten. Indem ich nun mit meinen Kameraden dahin eilte, bekam ich einen Schlag auf den Kopf, der mich zu Boden streckte. Ich stand gleichwohl wieder auf, und lief dem Ufer zu, empfieng aber, ehe ich es erreichte, so viel Hiebe, daß ich bald alles Bewustseyn verlohr.

verlohr. Einige Stunden nachher kam ich wieder zu mir selbst, und fand mich auf dem Sande ausgestreckt, mit vier grossen Löchern im Kopfe, Hände und Füsse geschwollen, und über den ganzen Leib so schwarz, wie Eisen. Mit grosser Mühe hub ich mich auf, und sahe umher, ob ich nicht etwa einen meiner Kameraden erblickte. In diesem traurigen Zustande kamen zwey Neger zu mir, nahmen mich bey der Hand, führten mich zu einem nicht weit entfernten Flusse, wuschen mir meinen blutigen Kopf, und brachten mich denn in ihre Hütte, wo sie mir zu essen boten. Aber die Lust war mir vergangen, Schmerz und Entkräftung hatten mir allen Appetit benommen. Da ich indeß nicht ruhen konnte, ohne zu wissen, was aus meinen Kameraden geworden wäre, riß ich mich bald wieder von meinen dienstfertigen Negern los, und kehrte gegen die Küste zurück, um zu sehen, ob ich sie finden könnte; und es währte nicht lange, daß ich ihr trauriges Schicksal erfuhr. Ich fand sie alle, in einiger Entfernung von einander, todt, und so übel zugerichtet, daß sie fast nicht zu erkennen waren. Bey diesem Anblick gerieth ich ausser mich, ich war im Begriff mir das bischen Leben zu nehmen, das mir noch übrig war. Endlich, ohne zu wissen was ich thun sollte, voller Verzweiflung, mich ganz allein und in einem so jämmerlichen Zustande unter Barbaren zu sehen, lief ich, wie ein Rasender, längs der Küste hin. Ein Fluß, der mir aufstieß, hielt mich nicht auf, und ohne zu untersuchen, ob er tief sey oder nicht (ungeachtet ich nicht schwimmen konnte) stürzte ich mich hinein. Als ich in die Mitte kam, fand ich keinen Grund; ich glaubte nun, meine letzte Stunde sey gekommen, und da der bevorstehende Tod fast gar keinen Eindruck auf mich machte, überließ ich mich dem Strom, der mich denn schnell mit sich fortriß. Aber ich war noch nicht am Ende meiner Leiden. Ein Sandhaufen, der sich mitten in dem Fluß formiret hatte, und auf welchen der Strom mich warf, rettete mich fast wider meinen Willen.

len. Ich kam von demselben ohne Mühe wieder an das Land, und als ich meinen Weg fortsetzte, ohne zu wissen, wohin, sahe ich zwey Negern, die mir aus allen Kräften nachliefen. Sie erreichten mich bald, und wollten mich zwingen mit ihnen zurückzukehren; da ich aber nicht verstand, was sie sagten, und in meiner Verzweiflung mich um sie und ihre Anerbietungen wenig bekümmerte, wurden sie endlich unwillig über meine Verachtung, und fiengen an, mich auf das neue zu schlagen. Ich war schon vorhin so übel zugerichtet, daß ich weder auf Flucht, noch auf Gegenwehr denken konnte: ich warf mich also platt auf die Erde, und ließ sie schlagen, so lange es ihnen beliebte. Als sie müde waren, giengen sie davon, und liessen mich mehr todt als lebendig liegen.

Nicht lange darauf kamen zwey andere, und da ich glaubte, daß sie mich ebenfalls schlagen wollten, so legte ich mich wieder in die nemliche Stellung, um es ihnen desto bequemer zu machen. Allein diese waren menschlicher; sie huben mich auf, ohne mir etwas zu Leide zu thun, und schleppten mich (dann gehen konnte ich nicht mehr) bis in ihre Hütte. Sie machten mir ein wenig Feuer an, verbanden mir meine Wunden am Kopf mit Kuhmist, und gaben mir etwas zu essen. Am folgenden Morgen schickten sie mich aus, um zur Belohnung für ihre Mildthätigkeit ihre Kühe zu hüten. Dies Geschäft verrichtete ich vier Tage. Den letzten Abend, als ich die Kühe nach der Hütte zurücktrieb, sahe ich einen Menschen auf mich zukommen, der eben so, wie die übrigen, nemlich mit einer Kuhhaut um die Schultern, bekleidet, aber an Farbe sehr verschieden von ihnen war; er war ganz gelb, und hatte einen grossen Bart und sehr lange blonde Haare, die ihm verstört um den Kopf hiengen. Er stand still, um mich zu betrachten, und ich betrachtete ihn wieder. Endlich redete er mich an, und fragte mich in englischer Sprache,

wo unser Schiff untergegangen? ich antwortete ihm in derselben Sprache, unser Schiff sey nicht untergegangen, ich verstünde aber nicht Englisch genug, um ihm meine ganze Geschichte zu erzählen. Er fragte mich darauf, ob ich holländisch rede? Ich antwortete ihm: nein, verstünde aber Französisch und Portugiesisch. In dieser letztern Sprache, die er sehr gut verstand, erzählte ich ihm alle die Unglücksfälle, die uns begegnet waren. Er schien Mitleiden mit mir zu haben, und sagte, es sey ihm nicht viel besser ergangen als mir; er sey jetzt schon ein Jahr in diesem Lande; das Schiff, auf dem er sich befunden, sey an der Küste gescheitert; von 72 Mann, die sich an das Land gerettet hätten, seyen nur noch 24 übrig, indem die übrigen theils von den Negern umgebracht worden, theils sich in den Wäldern verlohren hätten. Er und seine Kameraden, setzte er hinzu, wären jetzt entschlossen zu Lande nach dem Kap zu gehen, und hätten den 20ten März zu ihrer Abreise festgesetzt. Wenn ich also Lust hätte, Gesellschaft mit ihnen zu machen, so wolle er mich zu ihnen bringen. Mit Freuden nahm ich diesen Vorschlag an, verließ meine Heerde, und folgte ihm zu dem Hause des Königs dieses Landes, bey dem er und seine Kameraden logirt waren. Ich wurde hier auf das freundlichste empfangen. Der König selbst ließ mich durch die Holländer, welche die Landessprache verstanden, versichern, mein Unglück thäte ihm leid, und es sey wider seinen Willen geschehen, daß ich so übel behandelt und meine Kameraden getödtet worden. Als die Zeit unsre Abreise da war, nahmen wir jeder auf 24 Tage Lebensmittel, und machten uns, trotz aller Gegenvorstellungen der Neger, die uns von unserm Vorhaben abzubringen suchten, auf den Weg nach dem Kap, indem wir immer längs der Küste hingiengen. Gleich am ersten Tage unserer Reise stiessen wir auf einen grossen Fluß, dessen Breite uns bange machte, besonders diejenigen, welche nicht schwimmen konnten, worunter auch ich mich befand.

Nach-

Nachdem wir überlegt hatten, wie wir am besten herüber kommen könnten, da wir weder einen Kahn, noch Holz hatten, um ein Floß zu machen, wurde endlich beschlossen, daß zwey der besten Schwimmer zuerst hinüber schwimmen, und das eine Ende eines Stricks mitnehmen sollten; an das andere Ende wollten wir dann unsre Lebensmittel, die sich in ledernen Säcken befanden, festbinden, und sie sollten sie so zu sich herüber ziehen. Hernach sollte einer von ihnen mit dem einen Ende des Stricks zurückkommen, an welchem wir alle uns unter den Achseln festbinden, und uns so von den Hinübergeschwommenen herdurchziehen lassen wollten. Dies geschah; und man kann sich leicht vorstellen, wie viel diejenigen, die diese Probe an sich machen liessen, ausstehen musten; es fehlte nicht viel, daß sie im Wasser umkamen; keiner kam heraus, der nicht ganz mit Schlamm bedeckt und fast über den ganzen Leib zerfetzt war; denn, sobald sie den Grund verlohren, sanken sie zu Boden, und wurden so mit Stock und Steine fortgerissen. Als wir herüber waren, legte man uns platt auf den Boden, das Gesicht zu unterst gekehrt, stieg uns auf den Rücken, und preßte uns so mit Gewalt das verschluckte Wasser aus.

Fünf Tage giengen wir längs der Küste durch unbewohnte Oerter fort, und paßirten noch einige Flüsse auf die nemliche Art. Am fünften Tage gegen Abend sahen wir zwey Negern, welche die Flucht ergriffen, als sie uns gewahr wurden; und da einige von unsern Leuten sich ein wenig entfernt hatten um Holz zu holen, begegneten sie noch sechs andern, die ebenfalls bey ihrem Anblick gleich davon liefen. Dies machte uns besorgt, und ließ uns schliessen, daß diese noch wilder seyn müsten, als die, welche wir verlassen hatten. Wir irreten uns nicht; denn am folgenden Morgen sahen wir einen Haufen von etwa hundert Negern auf uns zu kommen. Sobald sie uns erreicht hatten, fielen sie uns wü-

thend an, und setzten uns mit Steinen und Prügeln zu. Wir wollten zu ihnen reden, um sie zu besänftigen; aber umsonst. Sie verstanden uns, und wir sie nicht, weil ihre Sprache von der Sprache der andern Negern, bey denen wir vorhin gewesen waren, ganz verschieden war; so daß sie, nachdem sie uns jämmerlich geprügelt, unsre Sachen weggenommen, und einen unsrer Leute getödtet hatten, uns zwangen, wieder umzukehren. Der Hunger gab uns Flügel, und wir machten denselben Weg, wozu wir vorher fünf Tage gebraucht hatten, jetzt in drey Tagen, ohne weiter etwas zu essen, als einige Muscheln, die wir am Strande fanden.

Mit grosser Mühe erreichten wir endlich das Land unsrer ersten Wirthe, die uns mit Recht Vorwürfe machten, daß wir ihrem Rath nicht gefolgt waren; denn sie hatten uns vor der Wildheit ihrer Nachbarn genug gewarnet. Wir blieben noch einige Tage bey ihnen, und da wir durch den übeln Ausgang unsers Unternehmens noch nicht genug gewitziget waren, so faßten unsrer Zehn, die entschlossener waren, als die andern, den Entschluß, einen Versuch zu machen, ob wir das Kap nicht durch einen andern Weg erreichen könnten. Wir wollten uns nemlich vom Meer entfernen, und über die Mondberge gehen. Dieser Weg ist viel rauher und gefährlicher als der vorige; man warnte uns wieder vor einem Unternehmen, das wir nimmer ausführen würden. Allein die Begierde, an einen Ort zu kommen, von welchem wir wieder in unser Vaterland zurückkehren könnten, setzte uns über alle Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten hinweg. Wir machten uns also auf, und sogar ohne Lebensmittel, weil wir so desto sicherer vor feindlichen Anfällen zu seyn hoften.

Unmöglich würde mir es seyn, alle die Mühseligkeiten zu beschreiben, die wir auf dieser Reise ausstanden. Nachdem wir einige Tage gegangen waren, stiessen wir auf Gebirge,

birge, die so hoch waren, daß wir drey Tage brauchten, ihren Gipfel zu erreichen. Sie waren blos von Tigern, Löwen, Elephanten, Büffeln und andern Arten wilder Thiere, die ich nicht kenne, bewohnt. Das tödtliche Schrecken, welches diese uns täglich einjagten, die Beschwerlichkeit der fast ungangbaren Wege, die fürchterlichen Abgründe, die uns fast bey jedem Schritt ausstiessen, waren nicht die grösten Uebel, die wir auszustehen hatten; der Hunger, der uns mit seiner ganzen Wuth angriff, war ärger, als alles übrige zusammen genommen. Unsre Ochsenhäute, womit wir, gleich den Einwohnern des von uns verlassenen Landes, bedeckt waren, machten eine zeitlang unsre köstlichste Speise aus; und nachdem sie verzehrt waren, musten wir uns mit Kräutern, Wurzeln, Blättern und sogar Baumrinde am Leben zu erhalten suchen. Bey einer so elenden Nahrung konnten wir nicht lange ausdauren; viere von uns starben vor Hunger, und da wir Uebrigen es nun auch unmöglich fanden, weiter zu kommen, dachten wir endlich auf unsre Rückkehr. Aber grosser Gott! was musten wir nicht ausstehen! Unsere entkräfteten Körper konnten nicht mehr die Felsen erklimmen, über die wir gekommen waren, und mit jedem Augenblick sahen wir uns in Gefahr, in fürchterliche Abgründe hinabzustürzen. Am zweyten Tage unserer Rückkehr fiel einer der Stärksten von uns ganz erschöpft zu unsern Füssen nieder; wir waren zu schwach ihn zu tragen, denn wir konnten selbst kaum auf den Füssen stehen, und musten ihn also, so weh es uns auch that, den wilden Thieren zum Raube zurücklassen, die ihn vermuthlich bald darauf zerrissen haben. Ein anderer fiel, nachdem er bis zur äussersten Anstrengung seiner Kräfte gegangen war, todt vor unsern Augen hin. Unmöglich kann man sichs vorstellen, welchen Eindruck diese traurigen Gegenstände auf unsere Gemüther machten. Nach unendlichen Leiden kamen wir endlich an den Ort unsers ersten Aufenthalts zurück, und wurden wieder

liebreich aufgenommen. Der Zustand, in dem wir uns befanden, hätte den härtesten Herzen Mitleid einflössen müssen; wir glichen mehr Todtengebeinen, als Menschen. Ein schwacher Rest von Stimme, und ein wenig Bewegung war alles, woran man erkennen konnte, daß wir noch lebten. Nachdem ich noch einige Zeit bey meinen Kameraden geblieben war, nöthigte mich ihre verdrüßliche Laune, welche das erlittene Elend ohne Zweifel noch vermehrt hatte, mich von ihnen zu trennen, und mir einen andern Aufenthalt zu suchen. Ich fand ihn bey einem Verwandten des Königs, der mich mit einer Zärtlichkeit aufnahm, die sich von einem Barbaren nicht erwarten ließ. Ich entschloß mich bey ihm zu bleiben, ohne künftig vergebliche Versuche zu machen, bis es dem Himmel gefallen würde, mir irgend eine Gelegenheit nach Europa zurückzukehren, zuzuschicken. Noch nicht lange war ich bey ihm, als ich von einer gefährlichen Dysenterie befallen wurde. Nach dem, was ich gelitten hatte, konnte es nicht anders kommen. Drey Monate brachte ich in diesem elenden Zustande hin, ohne andre Hülfe, als die ich von meiner guten Constitution erwarten muste. Den Leuten, bey denen ich war, that es weher, als mir selbst, mich so sehr leiden zu sehen. Mehr als einmal hörte ich sie zu einander sagen: last ihn uns umbringen, denn er leidet zu viel. Andre wollten mich in den Wald bringen, um mich dort von den wilden Thieren fressen zu lassen. Nur der Herr der Negrerey (so nennt man ihre Wohnungen) der mich wie seinen Sohn liebte, wollte es nicht zugeben.

Endlich, nachdem ich schreckliche Quaalen ausgestanden, kam meine Gesundheit wieder. Das Ungefähr gab mir bald darauf Gelegenheit, mich für die Güte meines Pflegevaters (denn so nannte ich meinen Wirth) einigermassen erkenntlich zu beweisen. Da ich nemlich eines Tages am Ufer des Meeres herumgieng, fand ich ein Stück Kupfer,

dicker

dicker wie eine Faust; voller Freuden lief ich damit zu meinem Wohlthäter, weil ich wuste, wie hoch die Negern das Kupfer schätzen. In der That gerieth er vor Freuden ausser sich, als ich ihm mein Geschenk brachte, und umarmte mich tausendmal. Seit der Zeit wurde seine Zärtlichkeit gegen mich noch grösser, und folgende kleine Begebenheit war eine Probe davon. Da ich noch sehr jung war, vertrieb ich mir oft die Zeit mit seinen Kindern. Eines Tages, da wir zusammen spielten, warfen sie mich mit Erdklössen, und ich blieb ihnen nichts schuldig. Der Aelteste, der ungefehr von meinem Alter war, mochte durch einen solchen Wurf etwas hart getroffen seyn, und wurde darüber so erbittert, daß er fortlief, einen Wurfspieß holte, und mir ihn unversehens von hintenzu in das Bein warf. Der Schmerz, den ich empfand, machte, daß ich mich umwandte, und da ich den Thäter sah, zog ich den Wurfspieß heraus und lief ihm aus allen Kräften, die mir der Zorn gab, nach. Ich holte ihn bald ein, und gab ihm einen so starken Hieb mit dem Spieß auf den Kopf, daß er wie todt zu meinen Füssen fiel. Kaum sahen dies die andern, so liefen sie in die Negrerey, und riefen, ich habe ihren Bruder umgebracht, ohne daß er mir das geringste zu Leide gethan. Der gute Vater kam ganz bestürzt heraus, und lief nach dem Orte, wo die That geschehen war. Er fand mich in grosser Verlegenheit, und emsig darüber aus, dem Verwundeten von seiner Betäubung wieder zu sich selbst zu bringen. Ist das der Dank, sagte er, mit ganz verstörter Miene, ist das der Dank für meine gute Begegnung gegen dich, daß du mir meinen Sohn umbringst? — Ich bat ihn um Verzeihung, daß ich mich durch den Unwillen über seines Sohnes heimtückisches Verfahren hinreissen lassen, erzählte ihm den ganzen Vorfall, und versicherte ihn, daß ich durch den Schmerz, ihm Mißvergnügen gemacht zu haben, schon mehr als genug bestraft sey; sein Sohn sey übrigens nicht todt, und seine Wunde

sey nicht einmal gefährlich. Sobald er dies hörte, umfaßte er mich, und nachdem er mich, ohne ein Wort zu sageu, umarmt hatte, lief er zu seinem Sohn, der unterdeß wieder zu sich selbst gekommen war, und es fehlte wenig, daß er ihn nicht selbst umbrachte; er prügelte ihn, unter beständigen Vorwürfen wegen seiner Niederträchtigkeit, so erbärmlich, daß ich wirklich glaubte, er hätte ihn todtgeschlagen, wenn ich ihn nicht zurückgehalten hätte. —

Die Fortsetzung folgt.

II.

Einige Nachrichten von John Adams, bevollmächtigten Minister der vereinigten Staaten von Nord-America an die General-Staaten der vereinigten Niederlande.

Herr Adams stammt von einer der Familien ab, welche im Jahr 1630 die Kolonie von Massachusets-Bay stifteten. Er legte sich früh auf das Studium der Gesetze seines Landes, und kaum hatte er in diesem Jahre zu practiciren angefangen, als er schon durch seine auszeichnenden Talente und seinen rechtschaffenen Charakter die Aufmerksamkeit, Bewunderung und Hochachtung seiner Landsleute auf sich zog. Nicht zufrieden, blos die Rechte einzelner Personen zu vertheidigen, zeigte er sich bald als den Anwald seines Vaterlandes und des Menschengeschlechts überhaupt durch seinen vor-

vortreflichen Tractat über das Kirchen- und Lehnrecht; ein Werk, welches der Aufmerksamkeit jedes Menschenfreundes, jedes Feindes hierarchischer und bürgerlicher Tyranney, höchst würdig ist. Es zeigte, wie sehr der Verfasser, ungeachtet seiner damaligen Jugend, fähig sey, zur Bildung eines Freystaats, nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Tugend, auf das wirksamste behülflich zu seyn. Ein solcher Mann muste nothwendig ein Gegenstand der Verführung des Gouverneurs Bernard werden. Der verkehrte Gebrauch seiner Talente konnte einer schlimmen Sache aufhelfen; und die Verderbniß seiner Grundsätze der besten einen Schandfleck anhängen. Aber alle Künste des Gouverneurs, die ihm bey so vielen gelungen waren, richteten bey Hrn. Adams nichts aus; dieser erklärte vielmehr öffentlich, er würde keine ihm angebotene Gunst, so schmeichelhaft sie auch für ihn seyn möchte, annehmen, die ihn auf irgend eine Weise mit dem Feinde der Rechte seines Vaterlandes in Verbindung setzen, oder ihm in der Erfüllung seiner Pflichten gegen den Staat, wie mit zu vielen andern der Fall war, irgend im Wege stehen könnte *). Da also die Verführung solchergestalt ihres

*) Die Wärme, welche Hr. Adams in Vertheidigung der Freyheit seines Vaterlandes bewies, hielt ihn nicht ab, sich auch der Feinde desselben anzunehmen, wenn er glaubte, daß man sie zu hart behandle. Durch die Pflicht seiner Profeßion aufgefordert, trat er daher unerschrocken als Sachwalter des Hauptm. Preston auf, der, als Mörder der Bostonschen Bürger, festgesetzt war. Die Vertheidigung dieses Mannes war gar kein Mittel, sich bey dem Volke beliebt zu machen; denn die ganze Stadt war eine zeitlang her durch das Verhalten des Gouverneurs Hutchinson und den Gebrauch der militarischen Gewalt sehr erbittert. Aber die Sache war gerecht, und die Gefahr, sich das Mißfallen seiner Mitbürger zuzuziehen, schreckte ihn daher nicht ab, sie zu übernehmen. Doch gieng er dabey mit besonderer Klugheit zu Werke, indem er die gerichtliche Inquisition so lange zurückhielt, bis die Hitze des Volks

res Zweckes an ihm verfehlte, nahm man zu Verläumdungen, Drohungen und ungerechten Gebrauch der Gewalt gegen ihn seine Zuflucht. Dies verfehlte wieder des vorgesetzten Zwecks, that aber die Wirkung, welche offenbare Niederträchtigkeit und Gewaltthätigkeit immer auf eine wirklich tugendhafte Seele thun. Es vermehrte seine edle Standhaftigkeit, weil es offenbar zeigte, daß die Zeiten mehr als gewöhnliche Anstrengungen eines männlichen Geistes erforderten. Eine Folge dieses Verhaltens war, daß Hern. Adams die höchste Ehre widerfuhr, die einem tugendhaften Manne von Guten und Bösen angethan werden kann. Der Gouverneur beehrte ihn nemlich mit seinem hohen Mißfallen, indem er ihm die Aufnahme in den Rath der Provinz versagte; und sein Vaterland mit allgemeinem Beyfall, indem es ihn im Jahr 1774 als Deputirten an den Congreß abschickte, worin er sich äusserst thätig bewies, und einer der Hauptbeförderer der Resolution vom 4ten Jul. war, wodurch die Kolonien sich für freye und unabhängige Staaten erklärten.

Adams

Volks sich gelegt hatte. Als sie endlich vorgenommen wurde, daurete sie einige Tage lang, während welcher er die ausgebreitetste Kenntniß der Gesetze seines Landes und der Rechte der Menschheit zu Tage legte; und am Ende hatte er das Vergnügen, Großbritannien selbst zu beweisen, daß die Bürger von Massachusets-Bay, so sehr sie auch gereitzt worden, Unrecht zu thun, doch am Ende thäten, was recht sey. Der Hauptm. Preston wurde losgesprochen, und Hr. Adams genießt bis auf diesen Tag eines allgemeinen Ruhms, wegen der Standhaftigkeit und allgemeinen Gerechtigkeitsliebe, die er bey dieser grossen Sache bewies, welche, wegen ihrer Wichtigkeit in Ansehung des Zeitpuncts, in den sie fiel, und wegen der Menge juristischer Untersuchungen, die sie veranlaßte, wohl werth ist, den Staats-Processen Großbritanniens einverleibt zu werden.

Adams sah nun, da dieser Schritt gethan war, wie wenig es fruchten würde, sich mit den englischen Bevollmächtigten in Unterhandlungen einzulassen, und stimmte gegen diesen Vorschlag. Gleichwohl beschloß der Congreß, diese Maßnehmung zu befolgen, und schickte ihn, nebst den Hrn. Franklin und Rutledge in Howe's Hauptquartier ab. Diese Deputirten, welche, in edlem Vertrauen auf öffentliche Treue, die Geisseln, die der General zu ihrer Sicherheit gegeben hatte, mit zurückbrachten, begaben sich an den bestimmten Versammlungsort, mitten unter 20,000 Mann, die alle in den Waffen standen. Ob diese kriegerische Parade die Absicht hatte, den Amerikanern Ehre zu erweisen, oder, ihnen eine hohe Idee von der englischen Macht beyzubringen, verlohnt sich der Mühe nicht, zu untersuchen. War die Absicht, den Deputirten des Congresses Schrecken einzujagen, so schlug sie fehl; denn sie machte nicht mehr Eindruck auf sie, als die plötzliche Entdeckung eines Trupps Elephanten vor Alters auf die römischen Gesandten. Nachdem man sich von beyden Seiten die äusserste Höflichkeit bewiesen hatte, endigte die Conferenz sich, wie man vorhergesehen hatte, ohne allen Erfolg.

Nachdem Hr. Adams funfzehn Monate einer von den Commissarien des Kriegs-Departements gewesen war, und vornemlich die Bedingungen angegeben hatte, die man Frankreich bey Schliessung eines Allianz- und Commerz-Tractats anbieten sollte, ward er, als einer von den bevollmächtigten Ministern der vereinigten Staaten, an den Hof zu Versailles abgeschickt. Nachdem er sich hier eine zeitlang in diesem wichtigen Posten aufgehalten hatte, kehrte er nach Amerika zurück; wo er nicht sobald erschien, als er durch den Staat von Massachusets-Bay aufgefordert wurde, zur Abfassung eines Regierungsverfassungs-Systems, wodurch die Rechte Aller und Jeder auf einem klaren, gerechten und dauerhaften

Grunde

Grunde befestigt würden, behülflich zu seyn. Nie ward er zu einem Geschäft gebraucht, das ihm so angenehm gewesen wäre, als dieses; denn die Glückseligkeit seiner Mitbürger ist das Hauptziel seines Bestrebens. Er suchte keine Ehre bey diesem schweren Unternehmen, aber sie ward ihm am Ende von selbst, und zwar durch ganz Europa, zu Theil. War die Hochachtung und Liebe seiner Mitbürger dabey sein Wunsch, so ward derselbe in vollem Maaß erfüllt; denn sie wissen, daß sie ihm die Staatsverfassung von Massachusets-Bay, wie sie jetzt beschaffen ist, verdanken.

Als dieses wichtige Geschäft zur Zufriedenheit aller vollendet war, kam er nach Europa zurück, mit Vollmacht von dem Congreß, allen Conferenzen, die etwa zur Wiederherstellung des Friedens eröfnet werden möchten, beyzuwohnen; und es wurde ihm bald nachher noch eine andere Vollmacht nachgeschickt, vermöge welcher er eine Summe Geldes zum Gebrauch der vereinigten Staaten negociiren, und sie, als ihr bevollmächtigter Minister, bey den General-Staaten der vereinigten Niederlande vorstellen sollte. Solche wichtige Posten und Aufträge beweisen, in wie hoher Achtung er bey seinem Vaterlande steht; und die Art, wie er sie ausrichtete, daß dies Vertrauen auf keinen Unwürdigen gesetzt ist.

Bey seiner Ankunft in Holland liessen sich keine ungünstigere Aspecten für die Vollziehung seines Auftrags denken, als die damalige Lage der Angelegenheiten dieses Landes. Der Einfluß des Londoner Hofes auf eine gewisse Classe von Leuten, das Interesse so vieler bey den Fonds und dem Handel von England, und die Furcht vor seiner Macht, die durch alle Provinzen herrschend war, nöthigten ihn, mit der äussersten Behutsamkeit zu Werke zu gehen. Unbekannt und anfangs gar nicht (wenigstens nur von sehr wenigen) bemerkt, blieb ihm nichts zu thun, als den Zustand der Dinge

und

und die Charaktere derer, die am Ruder saſſen, kennen zu lernen. Dieſe nothwendige Kenntniß hatte er ſich kaum erworben, als das Verhalten des brittiſchen Miniſteriums ihm Gelegenheit gab, ſich unverdeckter zu zeigen. Die Verachtung, der Uebermuth und die Gewaltthätigkeit, womit die ganze holländiſche Nation behandelt wurde, gab ihm groſſe Vortheile über den engliſchen Geſandten im Haag. Er wuſte ſich die Unbeſonnenheit und Thorheit ſeines Nebenbuhlers mit gröſter Kaltblütigkeit und Klugheit zu Nutze zu machen; und wurde daher der herrſchenden Parthey ſo äuſſerſt verhaßt, daß er es ohne die gröſte Heimlichkeit nicht wagen durfte, nach einem Dorfe zu reiſen, welches kaum eine Tagereiſe weit von ſeinem Aufenthalt entfernt lag: Doris-lars Schickſal ſchwebte ihm vor Augen. Da er alſo genöthigt war, um vor der Bosheit der Zeiten geſichert zu ſeyn, ſich zu Amſterdam aufzuhalten, erwarb er ſich bald die gute Meynung der Magiſtratsperſonen durch ſein kluges Verhalten als Privatmann. Englands verkehrte Politik ſetzte ihn bald in den Stand, in einem öffentlichen Charakter aufzutreten. Als ſolcher übergab er den Generalſtaaten das berühmte Memorial vom 19ten April 1781, worin die Declaration der Unabhängigkeit von Amerika vom 4ten Jul. 1776. gerechtfertigt; der unwandelbare Entſchluß der vereinigten Staaten, dabey zu beharren, verſichert; das Intereſſe, welches alle europäiſche Mächte, und beſonders die Generalſtaaten bey Aufrechthaltung derſelben haben, bewieſen; die politiſchen und natürlichen Gründe einer Handelsverbindung zwiſchen den beyden Republicken dargeſtellt; und zugleich angezeigt wird, daß der Verfaſſer des Memorials von dem Congreß mit Vollmacht verſehen ſey, mit Ihro Hochmögenden über das gemeinſchaftliche Beſte beyder Länder zu unterhandeln.

Die Ueberreichung dieſes Memorials war ein kitzlicher Schritt. Herr Adams wuſte, daß er allein für die Folgen deſſelben würde ſtehen müſſen, da er ihn nicht blos auf ſeine

eigne Meynung hin, sondern sogar der Meynung und dem Rath einiger Männer von grossem Gewicht und Ansehen zuwider gethan hatte. Aber er hatte alles reiflich überlegt, sah die Sache in ihrem ganzen Lichte, und wagte daher das Unternehmen ohne Bedenken. Die volle und unmittelbare Wirkung desselben erwartete er selbst nicht auf einmal. Der erste Zweck war, daß die Nation die Sache bis auf den Grund untersuchen möchte; weil er nicht zweifelte, daß, je mehr sie überlegt, je genauer sie betrachtet würde, desto mehr auch die Vortheile und die Nothwendigkeit einer Verbindung zwischen den beyden Ländern in die Augen leuchten müsten. Als daher das Memorial von den Generalstaaten ad referendum genommen wurde, war der erste Punct gewonnen; das Volk fieng nun an, über die ihm vorgelegte Sache zu räsonniren und nachzudenken; viele vortrefliche Schriften traten ans Licht, und sie machten den stärksten Eindruck; besonders zog ein wöchentliches Blatt, le Politique Hollandois betitelt, durch seine Nachrichten, seine bündigen Schlüsse, seine gesunden politischen Urtheile und seinen Patriotismus, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Endlich kam die Zeit der Vollendung des Werks: das Volk von Holland sah die Nothwendigkeit, seinem Handel, welcher durch die gewaltthätigen Angriffe Englands und den Handelsgeist der andern Nationen immer mehr in Verfall gerieth, neue Wege zu öffnen, und verlangte daher eine unmittelbare Verbindung mit den vereinigten Staaten von Amerika, als ein Mittel, sich für den Verlust, welchen ein erklärter Feind ihm verursacht hatte, und der Wetteifer benachbarter Nationen noch verursachen könnte, schadlos zu halten.

Herr Adams ergriff die Gelegenheit, welche die öffentliche Gesinnung ihm darbot, und übergab seine fernere Vorstellung vom 9ten Jan. 1782, worin er sich auf sein Memorial vom 19ten Apr. 1781 bezog, und eine kategorische Antwort

wort auf daſſelbe verlangte. Die Städte, Quartiere und Staaten der verſchiedenen Provinzen nahmen nun die ganze Sache in unmittelbare Ueberlegung, und inſtruirten ihre Bevollmächtigten bey den Generalſtaaten, die Zulaſſung des Hrn. Adams, als bevollmächtigten Miniſters der vereinigten Provinzen von Nord-Amerika, zu betreiben. Dies geſchah durch eine unterm 19ten Apr. 1782 von Ihro Hochmögenden ausgefertigte Reſolution; und am 22ten eben dieſes Monats ward dem zufolge Herr Adams mit allen gewöhnlichen Feyerlichkeiten eingeführt und anerkannt.

Dieſe Begebenheit war wohl ein ſo herber Streich für Englands Stolz und Intereſſe, als irgend eine andere in dem ganzen Kriege. Sie zeigte, daß die Holländer nicht länger vor der Macht ihres Feindes zitterten, da ſie ihm jetzt in das Angeſicht zu trotzen wagten. Sie gab andern Nationen ein Beyſpiel, an dem Handel jener Länder, welche England durch ſein unbeſonnenes Verhalten verlohren hatte, Theil zu nehmen. Sie ſchlug mit einemmal die Anhänger Englands in Holland zu Boden, und bewies, daß der Ritter York nicht der groſſe Miniſter war, für den man ihn bisher gehalten hatte. Sie gab dem Geſandten eines der gröſten Monarchen in Europa Gelegenheit, zu Hrn. Adams zu ſagen: Vous avez frappé, Monſieur, le plus grand coup de toute l'Europe. C'eſt le plus grand coup qui a été frappé dans la cauſe américaine. C'eſt vous qui avez effrayé et terraſſé les Anglomanes. C'eſt vous qui avez rempli cette Nation d'enthouſiaſme. Darauf wandte er ſich an einen andern Herren, und ſagte: Ce n'eſt pas pour faire compliment à Monſieur Adams, que je dis cela; c'eſt parcequ'en vérité je crois que c'eſt ſa due.

Auf dieſes diplomatiſche Compliment folgten mehrere andre. Mit Vergnügen läßt ſich folgendes convivialiſche abſchreiben, welches ein ſinnreicher und patriotiſcher Holländer

Hrn.

Hrn. Adams macht, als er ihm aus einem groſſen ſchönen Pokal, der mit der Inſchrift: Aurea libertas, geziert war, zutrank.

Aurea libertas! gaude! pars altera mundi
Vindice te renuit ſubdere colla jugo.
Haec tibi, legatum quem conſors Belga recepit,
Pectore ſincero pocula plena fero.
Utraque gens nectet, mox ſuſpicienda tyrannis,
Quae libertati vincula ſacra precor!

Alle, welche Hrn. Adams perſönlich kennen, finden in ſeinen Geſichtszügen die unzweydeutigſten Merkmale der Redlichkeit und Aufrichtigkeit. Er verbindet mit der dem Poſten, welchen er bekleidet, angemeſſenen Gravität eine Leutſeligkeit, die Jeden gleich für ihn einnimmt. Spricht er gleich nicht viel, wie Wilhelm, der Prinz von Oranien und die meiſten groſſen Männer, deren Geiſt mit wichtigen Dingen ſchwanger geht, ſo beſitzt er doch eine natürliche Beredſamkeit, wenn es darum zu thun iſt, Dinge, welche Gegenſtände ſeiner Sendung ſind, auseinander zu ſetzen, und die Wahrheiten, Maßnehmungen und Syſteme, welche die geſunde Politik vorſchreibt, zu empfehlen und einzuſchärfen. Er hat weder die verderbten und verderblichen Grundſätze des Lords Cheſterfield, noch die Eigenſchaften des Ritters Yorke, ſondern das ſchlichte tugendhafte Betragen des Wilh. Temple. Gleich ihm iſt er ſimpel und ungekünſtelt in ſeinen Unterhandlungen, wo er bey denen, mit welchen er zu thun hat, Redlichkeit findet Sonſt aber hat er die Strenge eines ächten Republikaners, da ſeine hohe Idee von der Tugend ihm eine Unbiegſamkeit einflöſt, die es ihm ſchwer macht, ſich nach den Intriguen zu bequemen, welche europäiſche Politiker in die Staatsverhandlungen eingeführt haben. „Il ſait que l'art de négocier n'eſt pas l'art d'intriguer et de tromper;

tromper; qu'il ne conſiſte pas à corrompre, à ſe jouer des ſermens et à ſémer les alarmes et les diviſions; qu'un négociateur habile peut parvenir à ſon but, ſans ces expédiens qui ſont la triſte reſſource des intriguants; ſans avoir recours à des manoeuvres detournés et extraordinaires, il trouve dans la nature même des affaires qu'il négocie des incidens propres à faire réuſſir tous ſes projets.

III.

Zur Geſchichte der alten Philoſophie und der Philoſophen.

(Fortſetzung.)

Unter die berühmteſten Philoſophen des Alterthums gehörte Epicur, deſſen Werke aber unglücklicher Weiſe gröſtentheils verlohren gegangen ſind. Man war viele Jahrhunderte lang in einem ihm ſehr nachtheiligen Irrthum, da man glaubte daß er öffentlich die Wolluſt gelehrt und die Vergnügungen der Sinne für das höchſte Gut gehalten habe. Man iſt jetzo aber von dieſer falſchen Meynung zurückgekommen, an welcher ein unrecht verſtandener Horaziſcher Vers nicht wenig Schuld war, wo dieſer Dichter von dem wollüſtigen Leben redet, das er führte, und ſich des Ausdrucks bedienet, daß er ein Schwein von der epicuriſchen Heerde ſey. Man weiß indeſſen, daß das Syſtem dieſes Weiſen ſich ganz auf

eine

eine reine, edle und mehr geistige als sinnliche Wollust gründete.

Epicur wurde in Attica von armen Aeltern gebohren. Seine Mutter trieb das sonderbare Handwerk einer Geisterbeschwörerin, sie verjagte nemlich die Demone und übelthätigen Genien aus den Häusern und menschlichen Körpern, wohin sie sich einquartiert hatten. Da die Athenienser damals eine Kolonie nach Namos schickten, so giengen Epicurs Aeltern auch dahin, daher er denn auf dieser Insel bis in sein 18tes Jahr zubrachte, und sich hernach auf Reisen begab. Ohngeachtet seiner Armuth wurde er wegen seines grossen Verstandes und seiner Talente allenthalben wohl aufgenommen. Er bemerkte alles genau, studirte unabläßig, und kam endlich mit Kenntnissen bereichert nach Athen zurück. Hier gründete er eine neue philosophische Schule, die vielen vorzüglicher als die Academie und das Lyceum schien, weil die Grundsätze des neuen Lehrers nicht so strenge waren. Er rieth Vergnügungen an, und versprach solche. Der Ort, wo so eine Lehre eingepflanzt werden sollte, muste angenehm seyn, daher denn auch diese Schule in einen schönen Garten angelegt wurde, wozu wahrscheinlich seine reichen Schüler das Geld hergaben. Dieser Garten war zugleich sein Wohnort, wo er vierzig Jahre lang glücklich und ruhig lebte, sich in keine Staatssachen mischte, und sich weder um Critiken noch Satyren bekümmerte. Die Undankbarkeit und Bosheit, die man gegen ihn ausübte, machte keinen Eindruck auf ihn, und er erwartete die Zukunft ohne Unruhe. Er hatte über die Thür seines Gartens ein griechisches Distichon schreiben lassen, dessen Sinn ist: „Kommt hieher, es wird euch hier wohl gehn; die Wollust ist das höchste Gut.„ An diesem Ort der Ruhe starb Epicur 72 Jahr alt. Man sagt, daß er das Ende seines Lebens etwas beschleunigte, daß er es aber nicht eher that, bis

er

er versichert war, daß er keine Vergnügungen mehr zu erwarten hätte. Er war von einer sehr schwächlichen Leibesbeschaffenheit, die denn in seinem Alter sich so sehr vermehrte, daß er kaum gehen und das Tageslicht ertragen konnte. Ausserdem wurde er von grausamen Steinschmerzen geplagt, die ihm endlich so unerträglich schienen, daß er beschloß sie aufhören zu machen, indem er ein Leben abkürzte, das er nicht anders verlängern konnte, als sich mehr unangenehme Stunden zu verschaffen. Er machte sein Testament, nahm schriftlich Abschied von seinen abwesenden Freunden, setzte sich sodann in ein Baad, nachdem er ein Glas Wein getrunken hatte, und gab daselbst den Geist auf. Wir haben von ihm folgende sehr denkwürdige Maxime über den Schmerz, die uns Cicero aufbehalten hat.

„Der Schmerz ist nichts; denn wenn er sehr groß ist, „so ist er vorübergehend und endigt sich bald, wenigstens „durch den Tod. Wenn er lange anhält, so ist er geringe, „oder wird wenigstens so, weil man sich daran gewöhnt.„

Epicur glaubte einen Gott, ja selbst mehrere Götter, da er aber die Ruhe und Wollust als das höchste Güth ansah, so glaubte er, daß diese Gottheiten ruhig im Himmel lebten, und weit entfernt wären, ihre glückliche Ruhe durch die Regierung der Welt zu unterbrechen, daher sie an den Schicksalen der Staaten und Menschen keinen Antheil nähmen. Demohnerachtet war dieser Philosoph bey den Opfern gegenwärtig, und besuchte die Tempel mit einer anscheinenden Andacht. Dieses gab zu dem berühmten Ausruf des Diocles Anlaß: „O Jupiter! wie groß scheinst du mir, wenn ich den „Epicur vor dir knien sehe.„ Er bequemte sich zu diesen Ceremonien aus dem von ihm angenommenen Grundsatz, daß man die öffentliche Ordnung nicht im geringsten stören, noch die Menschen abhalten müsse, die von altersher vorgeschriebe-

nen Gesetze zu befolgen. Er nahm, nach dem Democrit, zur Grundlage seines physicalischen Systems die Atomen an, aus deren Begegnung und Vereinigung sich die verschiedenen Körper bilden. Lucrez verglich die Atomen mit den Buchstaben des Alphabets, die abgesondert nichts bedeuten, allein in der Vereinigung Worte und Phrases formiren. Epicur nahm in der Natur eine abweichende Bewegung an, die er Clinamen nannte, die Erklärung derselben aber ist so dunkel wie seine ganze Physik überhaupt.

Er war übrigens eben so wie Plato und Democrit überzeugt, daß die Physik nicht der interessanteste Theil der Philosophie sey, und daß man sich nur so weit mit den Wundern der Natur beschäftigen müsse, als nöthig ist, den Geist auf eine angenehme Art zu unterhalten, ohne daß die Gemüthsruhe dabey gestört werde. Dagegen behauptet er, daß die Moral dem Menschen durchaus nöthig sey, um ihm die sanfte und reine Freude zu verschaffen, die aus der Beobachtung der Gesetze und seiner Pflichten entsteht. „Das Glück „des Lebens, sagte er, kommt von der innerlichen Beruhi„gung her, gut, wahr und rechtschaffen gehandelt zu haben; „dadurch gelangt man dahin, das Wohl des Körpers mit „dem Wohl der Seele zu vereinigen.„ Epicur will daß man beständig die Wünsche der Natur befriedigen soll, die nie im Kriege mit sich selbst ist. So war seine Moral beschaffen, die von seinen Feinden so sehr verlästert wurde. Man verschrie sie als die Schule aller sinnlichen Wollüste. Ein Abtrünniger derselben, Namens Timocrates, war der erste, der diese Beschuldigung erfand. Er gab vor, daß Epicurs Garten der Sitz der zügellosesten Lüste sey; daß die Weiber unter dem Vorwand, die Philosophie zu studiren, sich dem Lehrer und den Schülern Preiß gäben; unter denen war auch die liebenswürdige Leontium, deren körperliche Reitze,

ver-

vereinigt mit Verstand, Geschmack und Kenntnissen, ihr die Unsterblichkeit erworben haben.

Timocrates behauptete, daß man in Epicurs Garten den Vergnügungen der Tafel keine Gränzen setzte; daß man täglich zweymal grosse Mahlzeiten daselbst hielte, wobey man sich Brechmittel bediente, um im Stande zu seyn, wieder von neuem anfangen zu können. Die Falschheit dieser Verläumdungen war offenbar, denn selbst der strenge Zeno gestand, daß man bey seinem Antagonisten Epicur so mäßig als im Portico lebte. Auch beantwortete der letztre alles mit Stillschweigen, um nicht die wollüstige Ruhe zu unterbrechen, die sein grosses Ziel war. Während der Zeit daß die andern Secten sich spalteten, disputirten und zankten, war die Schule Epicurs ganz ruhig. Er verlangte nicht, daß die Güter unter seinen Schülern gemeinschaftlich seyn sollten, wie es in der Schule des Pythagoras gewesen war, jedoch verordnete er, daß bey der Beybehaltung seines Eigenthums man seinen Mitschülern aushelfen müste. Dieses geschah auch mit einer wahrhaft brüderlichen Freundschaft.

„Epicur, sagte der berühmte Batteux (der die Moral „dieses Philosophen genau untersucht hatte) trug seine Ideen „ohne Kunst und Umschweif vor, und erklärte sich öffentlich „gegen die Künste der Beredsamkeit und der Dialectik.„

„Die Wollust, sagte Epicur, ist gut an und für sich, „und wenn keine von denen, die man geniessen kann, üble „Folgen hätte, so könnte man sich frey und unbesorgt allen „überlassen; da es nun aber nicht so ist, so muß der Weise „es wohl überlegen.„

„Die Authorität des Monarchen und der Magistratspersonen muß hochgehalten werden; dies ist ein Mittel, das

„die Ruhe und das Glück der Völker sichert, die in einem „wohlpolicirten Lande im Schatten der Gesetze ruhig schlafen müssen.„

„Der vollkommen glückliche Mensch ist, nach dem Epicur, ganz vom Schmerz befreyet; er fürchtet die Götter „nicht, weil er sie nicht beleidigt; auch den Tod nicht, weil „er nicht allein das Ende der Vergnügungen, sondern auch „der Mühseligkeiten dieses Lebens ist.„

Bald nach dem Epicur erschien ein anderer Philosoph, dessen Schüler sich Sceptiker nannten. Dieses war Pyrrho, der auch grosses Aufsehn erregte, obgleich seine Grundsätze nicht durchaus verstanden wurden. Er war aus Elis gebürtig, und verband sich schon in seiner Jugend mit dem Philosophen Anaxarchus. Beyde reiseten in der Suite Alexanders und folgten ihm in allen seinen Feldzügen, in Asien, in Persien und bis nach Indien. Anaxarchus machte daselbst Bekanntschaft mit den Brachmannen und Gymnosophisten, und zog viel Nutzen aus ihrem Unterricht. Nach dem Tode des Eroberers kehrten beyde Philosophen nach Griechenland zurück. Sie waren genöthigt die Insel Cypern zu paßiren, von welcher Nicocleon, einer von den Feldherrn Alexanders, Tyrann geworden war, der den Anaxarchus wegen seiner rauhen Gemüthsart haßte. Ob sie sich gleich zu verbergen suchten, so wurden sie doch erkannt und in Verhaft genommen. Man sagt, daß Anaxarchus in einem Mörser zu Tode gestossen wurde; Pyrrho aber erhielt seine Freyheit, der durch sein friedfertiges Betragen sich keine Feinde machte, da er über nichts stritt, an allem zweifelte, und nichts behaupten wollte. Er gelangte glücklich im Peloponnes und in Elis an. Seine sonderbare Art zu philosophiren erregte bey vielen Bewunderung, und bey noch mehrern Neugierde. Es war auch nicht das geringste, worüber er nicht höchst ungewiß war,

war, zu gleicher Zeit aber war er über alles so gleichgültig, daß ihn nichts rührte. Da er überzeugt war, daß alle Bemühungen, die man anwendet, die Wahrheit zu erforschen, und sich Lebensregeln zu machen, verlohren wären, so lebte er immer wie es der gegenwärtige Augenblick erforderte. Seinem System gemäß war das Gute und Böse, die Laster und Tugenden nur den angenommenen Meynungen nach schädlich oder nützlich. Er behauptete daß es auch nicht eine genau bewiesene Wahrheit gäbe; weder das Daseyn der Götter, noch die Existenz der Erde oder der Menschen; ja er zweifelte sogar an seiner eigenen. Da er eines Tages jemand sagte, daß es keine ausgemachte Wahrheit gäbe, so erwiederte dieser: „Bist du aber auch deiner Sache gewiß?„ Worauf Pyrrho antwortete; „Auch daran zweifle ich noch.„ Indessen verursachten ihm seine Zweifel keine Unruhe; er wurde auf niemand böse; bekümmerte sich wenig ob man ihm zuhörte oder nicht, und war eben so gleichgültig bey Complimenten als bey Beleidigungen. Er sagte, daß er sich nichts aus dem Leben mache; da man ihn nun frug, warum er sich denn nicht das Leben nähme? so antwortete er: „weil es mir gleichgültig ist zu leben oder zu sterben.„ Dieser Philosoph hatte bey seinen Lebzeiten wenig Anhänger; er erregte mehr Neugierde als Zutrauen, allein lange nach seinem Tode fand er einen Schüler, der uns mit seinen Grundsätzen bekannt gemacht hat. Dieses ist Sextus Empiricus, der im 2ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung lebte, und der Sage nach ein Neffe des Plutarch war. Er milderte das pyrrhonische System, und sagte, daß der Weise allezeit zweifeln und nie leichtsinnig entscheiden müste; dieses wäre das einzige Mittel die Wahrheit oder wenigstens die Wahrscheinlichkeit zu entdecken. Er glaubte mit dem Pyrrho, daß es keinen Satz gäbe, den man nicht unter zwey entgegengesetzten Gesichtspuncten betrachten könne. Man findet immer einen Grund für, und einen darwider; man muß sie daher beyde untersuchen, und

wenn

wenn nicht einer entscheidender als der andere scheint, so kann man seinem Geschmack und seinen natürlichen Empfindungen folgen, ohne von der Wahrheit der Sache genau überzeugt zu seyn. Diese Gattung Sceptiker trift man noch jetzt häufig an, und sind wegen ihrer bescheidenen Zweifel oft die Zierde der besten Gesellschaften. Sie tasten keine Vorurtheile an, vertheidigen keine, und entscheiden nie. Unter die Schüler des Pyrrho gehörte auch Timon, der Menschenfeind, allein er gieng weiter als sein Lehrer, denn diesem war das menschliche Geschlecht blos gleichgültig, dem Timon aber war es verhaßt.

Es ist uns noch ein griechischer Philosoph übrig, der Richter einer Secte war. Dieses ist Zeno, dessen Schüler Stoiker genannt wurden. Seine Schriften sind nicht bis zu uns gekommen, seine Moral aber hat viel Lerm in der Welt gemacht. Cicero, Seneca und Plutarch haben viel über die Achtung geschrieben, die sie verdiente. Die Stoiker waren wahre Charlatans in der Tugend, und trieben sie soweit als sie nur immer gehen konnte.

Zeno war aus der Insel Cypern gebürtig; sein Vater war reich und trieb einen grossen Handel zur See; da er mehrere Schiffe besaß, so konnte ihm der Verlust eines einzigen zwar sehr schaden, aber nicht ruiniren. Dieses Unglück wiederfuhr dem Vater des Zeno, als dieser in seinem 22sten Jahre zu Athen war. Der Sohn erhielt die Nachricht davon mit dem Schmerz eines Menschen, den die Philosophie noch nicht gegen solche Anfälle bewafnet hat; jedoch wuste er, daß diese Wissenschaft Tröstungsmittel lehrte. Er frug, an wen er sich deshalb wenden müste. Man rieth ihm, den Crates zu hören, der Schüler des Diogenes gewesen und zur Secte der Cyniker gehörte. Wir haben dieser Secte noch nicht erwehnt, da ihre Stifter keine Bücher hinterlassen haben.

ben. Man kann die cynischen Grundsätze aus der Art beurtheilen, mit der es Zeno unternahm sie umzuformen. Crates sagte ihm sogleich, daß man sich durchaus nicht um Reichthümer bekümmern müsse, und man glücklich sey gar keine zu besitzen; daß er selbst sein ganzes Vermögen, ja sogar seine Kleider und nothwendigsten Mobilien weggegeben, und nichts übrig behalten hätte, als einen Stecken und einen Bettelsack. Damals hätte er ausgerufen: „Ich bin frey!„ Zeno hatte diese vollkommene Freyheit noch nicht erlangt, und übereilte sich auch nicht seinem neuen Lehrer gleich zu werden, indessen aber lernte er doch von den Cynikern so viel, daß er die Reichthümer mit Gleichgültigkeit ansahe. Die Verachtung des Crates gegen gutes Essen und Trinken ahmte er anfangs auch nicht nach. Denn als dieser von einem seiner Freunde Wein und Brod zum Geschenk erhielt, schickte er den Wein wieder zurück und behielt nur das Brod, indem er sagte, daß die Brunnen zu seinem Getränke hinreichend wären, und daß, wenn sie eben so Brod als Wasser gäben, er nichts von ihm angenommen haben würde. Zeno gelangte erst nach und nach zu diesem hohen Grad der Mäßigkeit. Crates hatte ein Buch von der Republik geschrieben, in welcher er die Gemeinschaft der Weiber festsetzte, und verlangte, daß seine Bürger sich über allen Wohlstand wegsetzen sollten, so wie er es that. Diesen Grundsatz nahm Zeno nicht an, sondern webte in seine Philosophie die Gleichgültigkeit gegen das schöne Geschlecht ein.

Crates hatte einen sehr ausserordentlichen Vorfall gehabt, der da beweist, daß das Sonderbare der Personen oft mehr Eindruck auf die Weiber mache, als persönliche Reitze. Eine sehr schöne und geistreiche Athenienserin, Namens Hypparchia verliebte sich in den Cyniker, der sehr übel gebildet, pucklicht und äusserst unreinlich war. Crates machte Miene sich zu vertheidigen, seine falsche Bescheidenheit aber

flammte

flammte die schöne Griechin noch mehr an. Vergebens entblöste er seinen Puckel und sagte ihr, daß dies alle seine Reitze wären; er zeigte ihr seinen Stecken als den Inbegriff aller seiner Reichthümer; Hypparchia bestand fest darauf ihn zu heyrathen, worauf denn Crates antrug sogleich auf öffentlicher Strasse die Hochzeit zu vollziehn. Auch dieses bewilligte Hypparchia, und diese ausserordentliche Scene gieng zu Athen bey hellem Tage vor sich, worüber jedoch ein anderer Cyniker seinen Mantel verbreitete. Dieses Betragen mißfiel dem Zeno, der den Wohlstand unter seine Lehrsätze aufnahm, und ihn selbst bis zur grösten Strenge beobachtete. Er floh die Weiber, aus Furcht in Versuchung zu gerathen. Nach dem, was dem Crates begegnet war, konnte er selbst nicht sicher seyn von ihnen versucht zu werden, obgleich er ausnehmend häßlich von Gesicht, klein und ungestaltet war, auch bey dem Reden poßirliche Geberden machte. Bey diesen Gesinnungen wird man sich wundern, daß Diogenes Laertius unter den Werken des Zeno eine Kunst zu lieben anführt, er müste denn aus Ironie die Kunst, unempfindlich zu seyn, so betitelt haben.

Nachdem Zeno einen Theil der cynischen Philosophie angenommen und den andern verworfen hatte, brachte er 10 ganzer Jahre zu, die Academie und das Lyceum zu besuchen, um sich genau mit den Lehrsätzen bekannt zu machen, welche die Schüler des Plato und Aristoteles daselbst lehrten. Nur erst in seinem 50sten Jahre, nachdem er ein eigenes System gebildet hatte, ward er das Haupt einer Secte. Er eröfnete seine Schule an einem Ort, den man das Portico hieß, auf Griechisch Stoa genannt, daher seine Anhänger den Namen Stoiker erhielten. Bey der grösten Mäßigkeit lebte er bis in das 98ste Jahr. Man frug ihn wenige Zeit vorher ehe er zu diesem hohen Alter gelangte, warum er nicht sein Leben verkürzte, da er sich so wenig daraus machte? er antwortete

wortete aber, daß, da er noch lesen, schreiben und unterrichten könnte, so hätte er noch keine Ursache das Leben zu verlassen. Endlich aber that er einen unglücklichen Fall auf den Stufen des Portico, wobey er einen Finger zerbrach; nunmehr rief er es: „O Tod, ich sehe wohl, daß du mich „rufest, ich bin bereit dir zu folgen!„ Nach diesem Anfall brachte er sich um das Leben. Sein Leichenbegängniß wurde mit den grösten Feyerlichkeiten auf dem Platz gehalten den man den Ceramicus nannte, und zwey mit Innschriften gezierte Säulen wurden ihm, eine in der Academie und die andere im Lyceo, errichtet.

Die Stoiker assen nichts als Gemüse und tranken blos Wasser; sie sahen die Tugend als das höchste Gut an. Ihr Grundsatz war: der Schmerz sey kein Uebel. Sie nahmen ein unvermeidliches Schicksal an, und wollten von keinen gleichgültigen Handlungen wissen, weil sie behaupteten, daß zwischen dem Laster und der Tugend kein Mittelweg sey.

Der gelehrte Justus Lipsius hat sich grosse Mühe gegeben, die Physik der Stoiker aufzuklären; man weiß, daß dieses die schwache Seite der griechischen Philosophie war. Dennoch bleibt sie sehr dunkel, nur soviel sieht man, daß Zeno unter dem Namen der Natur und der Welt zwey Principia annimmt, wovon eines das handelnde und eines das leidende ist. Das letztere ist die Materie und das erstere Gott. Er sagt, daß was dem Menschen die Vernunft ist, das ist Gott die Materie, die er belebt und unterhält. Nach seiner Meynung wird dasselbe Feuer, das jetzo die Welt erhält, endlich auch die Ursache ihres Unterganges seyn; es wird eben das Schicksal wie das materielle Feuer haben, das da verlöscht, wenn es alles, was ihm Nahrung gegeben, verzehrt hat. Die Schüler des Zeno nahmen die Wahrsagerkunst an, die zu ihrer Zeit zu allgemein war, als daß

sie

sie wagen durften sie zu verwerfen, obgleich sie sich nicht wohl mit ihren Grundsätzen verträgt. Sie nahmen auch Götter vom 2ten Rang an, Demone und Genien, als Ausflüsse der grossen handelnden Substanz, die sie Gott nannten.

Bis hieher erstreckt sich die alte griechische Philosophie, die von der römischen zu unterscheiden ist, wie auch von denen, die über die Philosophie in griechischer Sprache geschrieben haben, nachdem Griechenland den Römern unterwürfig geworden war. Die lateinischen Philosophen schöpften ihre Grundsätze bey den Griechen, nahmen das System an, das ihnen am besten gefiel, commentirten es, oder setzten auch aus verschiedenen eins zusammen.

Die ersten Römer kannten blos die Philosophie des Pythagoras, der zur Zeit ihrer Könige in Italien gelehrt hatte. Man fand viel ähnliches zwischen ihm und Numa Pompilius. Da aber die Römer Griechenland kennen lernten, und es endlich eroberten, so fiengen sie an sich mit allen Secten bekannt zu machen, und ihre verschiedenen Systeme zu studiren. Sylla schickte die Bücher des Plato nach Rom, von denen Marcus Terentius Varro einen Theil in das Lateinische übersetzte, mit mehrern andern von der nemlichen Gattung. Pompejus brachte diese Philosophie vollends in die Mode; da er mit den Philosophen vertraut umgieng und sie an seine Tafel zog. Crassus, Lucullus und alle reiche und mächtige Römer thaten ein Gleiches.

Lucrez folgte dem System des Epicurs, und griff in seinem vortreflichen Gedicht die in Rom angenommene Religion an, so wie sein Lehrer das Joch der athenienſischen abgeschüttelt hatte. Dieser philosophische Dichter starb in Rom 52 Jahr vor Christi Geburt.

Endlich

Endlich erschien Cicero, den wir hier nur als Philosoph betrachten wollen, obgleich dieser ausserordentliche Mann auch als Redner und Staatsmann unsterblich geworden ist. Seine Philosophie war aus den Betrachtungen zusammengesetzt, die er über die Systeme aller griechischen Philosophen angestellt hatte. Allezeit auf seiner Huth gegen ihre Spitzfündigkeiten und Irrthümer, bekämpft er sie alle nach der Reihe, wiegt eines jeden Gründe, und entscheidet mit Weisheit. Er führt seine Leser gleichsam in das Labyrinth der Philosophie, wie ein Mann, der alle Auswege und Krümmungen desselben kennt, und wenn er sie gleich nicht geschwind zum Ziele bringt, so unterhält er sie wenigstens angenehm auf dem Wege; denn als Redner und Litterator macht er oft Abschweiffungen, die aber vortreflich sind. Es sind Blumen die unter seinen Tritten wachsen, und die man nicht unterlassen kann mit ihm zu pflücken. Sein grosses Resultat ist, daß uns nichts glücklich machen kann, als die beständige Ausübung aller Tugenden.

Die philosophischen Werke des Cicero bestehen: Imo in seinem berühmten Tractat von den Pflichten des bürgerlichen Lebens, in 3 Büchern abgetheilt. In dem ersten behandelt er was rechtschaffen, in dem zweyten was nützlich ist, und im dritten untersucht er die Gründe, die für das eine und das andere uns bestimmen können, und schließt, daß man allezeit das Rechtschaffene dem Nützlichen vorziehen soll. Man weiß, daß Carl der Grosse dieses Werk fleißig laß, und daß der gelehrte Alcuin es ihm erklären muste. Cicero hatte es seinem Sohn Quintus zugeeignet. Es sind eigentlich Lebens-Regeln die er ihm giebt, um den Ruhm eines rechtschaffenen Mannes zu erlangen, und es auch in der That zu seyn, in welcher Lage er sich auch befinden möchte. Das ganze Buch ist voll der herrlichsten Maximen und der lautersten Moral. Es sind demselben zwey Aufsätze beygefügt über das Alter

und über die Freundschaft. Das Buch von dem Alter ist in der Form eines Dialogs im Geschmack der Dialogen des Plato. Die Redenden sind: Scipio Africanus, Lelius sein vertrauter Freund und Cato der Censor. Dieser letztere wird angenommen, als ob er sich bereits in einem hohen Alter befände. Man macht ihm Lobsprüche über die Art wie er sein Alter erträgt; er antwortet, daß dieses das glücklichste Alter des Lebens sey, weil man alsdann am weisesten ist. Er berührt alle Vortheile die das Alter genießt, und schliest damit, daß er den Lehrsatz von der Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele gegen die Epicurer festsetzt und behauptet. Das Buch von der Freundschaft ist auch ein Dialog zwischen Lelius, dem Busenfreund des Scipio, und seinen beyden Schwiegersöhnen Fannius und Scevola. Sie erinnern ihren Schwiegervater an die Zärtlichkeit die Scipio für ihn hatte, und dieses giebt Anlaß über die Freundschaft zu sprechen. Lelius ergiest sich in Lobsprüchen über seinen Freund, und tröstet sich bey seinem Verlust blos mit der Hofnung, daß seine Seele sich gewiß an dem Orte des Friedens und der Freude befände, der für die Helden und Tugendhaften nach ihrem Tode bestimmt sey.

Die andern philosophischen Werke des Cicero sind in grosser Anzahl. Seine Tusculanes sind in 5 Bücher oder Dialogen abgetheilt. Er will hierin die Menschen die Kunst lehren glücklich zu seyn, indem er ihnen erklärt die Natur ihrer Seele, die Leidenschaften denen sie unterworfen sind, und die besten Mittel sie zu bekämpfen. Sie führen den Namen Tusculanes, weil es Unterredungen sind, die man annimmt als wären sie zu Tusculum, seinem Landsitze, gehalten worden, das ohnweit Rom lag. Das erste Buch handelt vom Tode; das zweyte vom Schmerz; das dritte von der Betrübniß; das vierte von den Leidenschaften, und das fünfte von der Tugend.

Das

Das Werk über die Natur der Götter sind auch Unterredungen, die in drey Bücher oder Dialogen abgetheilt sind. Diese werden von drey Philosophen und zwar von einander entgegen gesetzten Secten gehalten; ein Epicurer, ein Stoiker und Academiker. Jeder will sein System über die Götter und über die Art festsetzen, wie man ihnen dienen muß. Der Epicurer rühmt die vollkommene Wollust zu der man seiner Meynung nach gelangt, wenn man den Göttern auf seine Weise dient; der finstre Stoiker lobt die Lehrart des Zeno, und glaubt durch Unempfindlichkeit zum höchsten Grad der Tugend zu gelangen; der Academiker hingegen verschiebt sein Urtheil, untersucht die Gründe, und sagt dabey alles was ein Philosoph nur vernünftiges über die Götter und deren Verehrung sagen kann. Man sieht, daß dieser Academiker Cicero selbst ist, der diese Secte allen andern in Griechenland vorzog.

Ausser 3 Büchern des Cicero von den Gesetzen, die wir noch haben, schrieb er sechs Bücher von der Republik; von den fünf ersten sind uns blos Fragmente übrig, das sechste aber ist ganz, und enthält eine kleine Fiction, deren Inhalt der Traum des Scipio ist; ein vortrefliches Muster einer philosophischen Phantasie. Die Rede ist hier von dem 2ten Scipio Africanus, dem Eroberer von Carthago, dessen Freund Lälius war. Cicero schildert ein grosses Gastmal, das Maßinissa König von Numidien dem Scipio gab; man hatte dabey viel von dem ersten Scipio Africanus, dem Ueberwinder Hannibals, gesprochen, den Maßinissa noch gekannt, und mit ihm gegen die Carthaginenser gefochten hatte. Nach der Mahlzeit schläft der 2te Scipio ein, voll von der Idee seines Großvaters; er glaubt ihn zu sehen, und fühlt, wie er ihn mit sich fort, mitten unter die himmlischen Sphären führt; von da aus zeigt er ihm die Erde, die nur ein Punct des unermeßlichen Weltgebäudes, und das römische Reich, das

nur

nur ein kleiner Theil dieses Puncts ist. Hierauf erfolgen sehr wichtige Betrachtungen und höchst interessante Bemerkungen; die philosophischen sind vortreflich, und die physischen so gut, wie sie zur damaligen Zeit nur seyn konnten.

Cicero hatte auch sechs Bücher unter dem Titel: Academische Fragen, geschrieben, von der Art wie man sie in der Academie zu Athen untersuchte. Vier von diesen Büchern sind ganz verlohren gegangen, die beyden andern aber sind noch vorhanden. Auch haben wir noch ein unvollkommenes Buch, betitelt: de Fato oder von dem Schicksal, das vielleicht auch zu den Academischen Fragen gehörte. Von seinen drey ökonomischen Büchern, die er nach dem Beyspiel des Xenophon und Plato verfertigte, kennen wir nur die Titel; ein gleiches betrift auch die beyden Bücher vom Ruhm, von welchen wir blos einige Fragmente haben.

Die Paradoxe sind ein philosophisches Buch, worin Cicero sich selbst sechs Fragen vorlegt, und sie nach den academischen Grundsätzen entscheidet. Der letzte dieser Paradoxe ist folgender: „Nur der Weise allein ist reich; dieses erhellt daraus, daß nur der Weise fähig ist Gebrauch von „seinen Reichthümern zu machen, wenn er deren besitzt, nur „er weiß sie zu erhalten, und sie so zu nützen, daß ihm ihr „Verlust keine Betrübniß verursacht.„

Die Unterhaltungen des Cicero über die wahren Güter und Uebel dieses Lebens sind in fünf Bücher abgetheilt, in welchen er abermals die Lehren der Epicurer und der Stoiker mit den Lehren der Academiker vergleicht, die denn beständig zum Vortheil der letztern ausfallen. In den zwey Büchern von der Wahrsagerkunst macht uns Cicero mit allen Ceremonien bekannt, deren sich die Zeichendeuter und Priester bedienten, die Götter und das Schicksal um Rath zu fragen.

fragen. Er führt sie blos an, um sie zu verspotten, wobey sein Bruder Quintus nur deswegen die Rolle eines Leichtgläubigen spielt, damit er ihn widerlegen und seinen Irrthum vernichten konnte.

Das letzte der philosophischen Werke des Cicero ist das Buch vom Troste, das er bey dem Tode seiner Tochter Tullia verfertigte. Er hatte seine ganze Philosophie nöthig um sich wegen des Verlusts dieser geliebten Tochter zu trösten, die die erste, und lange Zeit die einzige Frucht seiner Ehe mit der Terentia war. Ihr Vater hatte ihr eine vortrefliche Erziehung gegeben, und seine Erwartung war auch mit ihr vollkommen erfüllt worden. Er nennt sie selbst Doctissima. In der That vereinigte sie mit den Reitzen und Talenten ihres Geschlechts alle Kenntnisse des männlichen. Sie war zweymal in den berühmtesten Familien Roms verheyrathet gewesen; das erstemal an Piso, und das zweytemal an Cornelius Dolabella; es scheint aber, daß sie ihren Vater mehr als ihre beyden Gemahle liebte. Sie leistete ihm Gesellschaft in seinem Exil, als er den tödtenden Schmerz hatte, sie in seinen Armen sterben zu sehen. Diese grosse Zärtlichkeit für seine Tochter schien vielen aus einer unlautern Quelle zu kommen; so viel ist gewiß, daß er nach ihrem Tode wahre Thorheiten begieng, denn er, der grosse Feind des Aberglaubens, ließ der Tullia einen Tempel errichten, und ehrte sie als eine Göttin. Die Ruinen dieses Tempels sind noch zu Frescati, dem alten Tusculo, zu sehn. Man hat noch griechische und lateinische Innschriften, die die abgöttische Verehrung beweisen, die Cicero dem Andenken seiner Tochter bestimmt hatte.

Von dem Tode des Cicero an, bis zur Regierung des Nero, zeichnete sich kein lateinischer Philosoph aus. Während der letztern Regierungsjahre des Kayſers August hatte

die

die epicurische Philosophie in Rom die Oberhand behalten, allein, unter seinen grausamen Nachfolgern, Tiberius, Caligula, Claudius und Nero, schien es nöthiger zu seyn, die stoischen Grundsätze anzunehmen, die auch in der That erfordert wurden, um die entsetzlichen Gräuel zu ertragen, die damals Rom zu einer Mördergrube machten. Auch Seneca und Epictet, von denen wir eben reden werden, nahmen die Grundsätze des Zeno an.

Seneca wurde in Spanien gebohren, und zwar zu Cordova, einer alten römischen Colonie. Sein Vater hatte den Titel eines römischen Ritters, und war ein grosser Redner; man glaubt auch, daß sein Sohn ihm die Schönheiten und Fehler seines Styls zu verdanken habe. Seine Mutter Helvia hatte einen grossen Hang zur Philosophie, den sie ihrem Sohn beyzeiten einflößte. Der junge Seneca studirte hernach in Rom vollends alle Meynungen der Philosophen, und machte sich mit jeder Gattung von Gelehrsamkeit bekannt. Alle griechische Schulen waren damals in Rom anzutreffen, sowohl als die auserlesensten Büchersammlungen und die gröſten Meisterstücke der Künste. Seneca folgte anfangs der Secte des Pythagoras, dessen strenge Lebensregeln er beobachtete; er aß kein Fleisch und überhaupt nichts, was Leben gehabt hatte. Seine Aeltern hinderten ihn, damit fortzufahren, wozu ihnen das beste Mittel schien, ihm die Grundsätze seiner Secte verhaßt zu machen; es gelang ihnen auch, so daß dem Seneca nichts von diesem Versuch übrig blieb, als der sehr vernünftige Gebrauch, sich ungesunder Speisen zu enthalten. Dieses war seiner Gesundheit desto zuträglicher, da er ein sehr schwaches Temperament hatte, und beständig vom Fieber und andern Krankheiten geplagt wurde. Die stärksten Anfälle dieser Uebel muste er in seiner Tugend leiden, daher er auch schon entschlossen war sich das Leben zu nehmen; ein

Ent-

Entschluß, von dem man ihn glücklicherweise noch abbrachte.

Um ihn auch von der pythagorischen Philosophie abzubringen, vermochte man ihn, die epicurische und stoische zu studiren, aus welchen beyden er ein System zusammensetzte, das er sein ganzes Leben durch ausübte. Hieraus kann man die Widersprüche erklären, die man in dem Betragen dieses Philosophen sieht; denn bald scheint er wie ein Epicurer Reichthümer zu sammlen und ihrer zu geniessen, bald aber ist er wieder uneigennützig, strenge und verachtungsvoll gegen das Elend, die Krankheiten und den Tod, wie ein wahrer Stoiker.

Man überredte ihn, daß die Beredsamkeit das gewisseste Mittel sey Ehre und Reichthumer zu erwerben. Er übernahm daher Processe, wodurch er in grossen Ruf kam. Dieses geschah unter der Regierung des abscheulichen Caligula, der auch Anspruch auf Beredsamkeit machte, und alle die aus dem Wege räumte, die ihm hierin gleichkommen oder gar übertreffen wollten. Ein gleiches stand diesem jungen Redner bevor, auf den er neidisch war. Glücklicherweise aber rettete ihn eine Hofdame, die dem Kayser sagte, daß es nicht der Mühe lohne, einem so schwächlichen Menschen, wie Seneca, dasjenige zu nehmen, was seine Krankheiten ihm so nicht lange lassen würden. Der Tyrann ließ sich bereden, und Seneca, der den Wink verstand, warf sich wieder in die Arme der Philosophie, und hielt darüber Vorlesungen, wobey auch seine Mutter Helvia oft erschien. Damals verfertigte er seinen Tractat über den Zorn, der voller Witz und für ein philosophisches Werk zu voll davon ist. Dieser Vorwurf aber trift nicht allein den Seneca, sondern überhaupt sein Zeitalter.

Er behauptet, daß der Zorn eine Thorheit, wenigstens eine zufällige und vorübergehende sey; wenn er aber fortdauret, so wäre er die gefährlichste und schrecklichste aller Thorheiten; ein anhaltender Geist der Rache wäre folglich eine verlängerte Thorheit. Seneca untersucht auch die Frage, ob der Zorn und die Wuth im Kriege nöthig sind, um den Muth der Streitenden zu vermehren. Er glaubt es nicht, sondern ist vielmehr der Meynung, daß die Hitze nie etwas anders als Fehler verursachen könne, da sie den Verstand verwirrt.

Die Fortsetzung folgt.

IV.

Briefe eines Reisenden aus Sachsen.

Erster Brief.

Ueber Dresden nicht ein Wort, wenn Sie es auch nicht selbst gesehen hätten, denn man hat darüber schon so viel Nachrichten von Reisenden — auch eigne Beschreibungen davon, daß ich nicht wüste was ich sagen sollte, also weiter — —

— Sie wissen was ich Ihnen sonst über die Gefährten auf meinen Reisen gesagt habe, und daß ich ehemals nicht Freund davon war, weil die Sonderbarheit des Geschmacks und wenigstens die Abweichungen von dem meinigen mir bald viel Geld, bald viel Zeit, und welches noch schlim-

mer

mer war, bald sogar viel Kenntnisse gekostet hat, die ich mir darüber habe versäumen müssen; indessen hat der Mangel an hinlänglicher, wenigstens theilnehmender Bekanntschaft und das geheimnißvolle Wesen der Leute, von denen ich meine Nachrichten ziehen muste, mir nachher oft noch grössern Schaden an allem dem gethan, ich habe also aus zwey Uebeln das kleinste gewählt, und diesmahl — — — — — —

Man reist durch eine ziemliche Anzahl von Dörfern, wenn man nach dem Gebirge hinauf steigt, die auch ganz gut bewohnt, aber gegen die Dörfer von andern Gegenden Sachsens nicht gerade zum besten gebauet sind; auch ist auf dieser Seite über Dresden heraus nichts von schönen Landhäusern oder Gärten zu sehen, ohngeachtet in der Entfernung von einer Meile von der Stadt, wenn man sich noch einmal darnach umsieht, dieser Ort, mit den darum liegenden Landhäusern und Weinbergen — nicht ein paradiesisches Ansehen, wie mein Reisegefährte sagte, weil der Städte Erbauer Hanoch erst nach dem Paradiese Mode ward, aber einen grossen Anblick gewährt, da er gleichsam nur das Hauptgebäude in dem grossen Park macht, der ihn umgiebt.

Man muß hier über das berühmte Schlachtfeld, wo am 13ten Dec. 1745. so viel Blut vergossen wurde als beynahe in irgend einer der Schlachten im nachherigen siebenjährigen Kriege. So wenig ich Tactiker bin, oder je zu werden Lust habe, kann ich nie über ein Schlachtfeld reisen, ohne mir von irgend jemand die Geschichte des Treffens auf der Stelle erzählen zu lassen. Ich fand hier einen alten Geistlichen, der schon damals in Kesselsdorf gewesen war, und der mit uns auf den ziemlich armseligen Kirchthurm stieg, wo man fast das ganze Terrain übersehen kann, und wo er denn, ohn-

geachtet er eben so wenig Tacticus war als ich, uns deutlich wieß, wie durch ein unverzüglich unvorsichtiges Vorrücken, oder vielmehr unbesonnenes Verfolgen des sächsischen linken Flügels, die Armee durch die feindliche Reiterey war getrennt und geschlagen werden, und in der That, es ist mir noch selten auf einem Schlachtfelde die Geschichte der Action so anschaulich und so einleuchtend gewesen. Indeß demonstrirte uns der ehrliche Mann in demselben Athem (er schien mir übrigens eben so wenig ein Politicus als ein Tacticus zu seyn wie Sachsen durch eine unverzeihlich unvorsichtige Allianz oder vielmehr unbesonnenes Project auf den Saalkreis und Magdeburg in diesen unglücklichen Krieg wäre verwickelt worden. Vielleicht hätte manchem grossen Tactiker die Demonstration von der Nothwendigkeit dieser Erfolge, in Ansehung der Schlacht, so wenig eingeleuchtet, als manchem grossen Politiker die Nothwendigkeit dieser Erfolge in Ansehung des Projects des damaligen pohlnischen Hofes — wenigstens hatte ich in Ansehung des letzten Falles eine Ahndung, daß das Urtheil aus dem Erfolge nicht allezeit das richtigste sey, und daß das Verunglücken eines Projectes nicht allezeit der Beweis sey, daß das Project thöricht war — wohl aber, daß es nicht ganz gut ausgeführt ward, oder, daß Umstände darein kamen, welche auch die beste Ausführung vereitelten.

Der Feldbau ist hier, wie in der ganzen Gegend von Dresden, nicht der beste, da man auf eine Stunde von der Stadt nach allen Seiten zu gewöhnlich nur das vierte Korn erbauet, welches nur $\frac{2}{3}$ von dem ist, was in andern auch nur mittelmäßigen Gegenden von Sachsen die Felder geben. Gegen Freyberg hin wird er noch schlechter, die Gegend äusserst rauh, und die Aussichten traurig. Denn es ersetzt hier nicht etwa den Mangel der bunten Wiesen und der lachenden Scenen der blühenden Natur ein grosser Anblick eines kühnen

Fel-

Felsengehängens, oder eine andere von den grossen ehrwürdigen Dekorationen der Natur, sondern überall der langweilige Anblick unfruchtbarer, aus der Erde herausgewühlter Schutthaufen und schwarzer todter Schlacken. — Kurz, die ganze Natur sucht — aber vergebens, die Menschen von dem Wühlen nach Reichthümern, die so viel Unheil angerichtet haben, zurückzuschrecken — würde hier mancher Sentenzienkrämer sehr schön gesagt haben, oder hat es auch vielleicht schon gesagt.

Freyberg ist eine Stadt von grossem Umfange, die den seltnen Anblick eines Ortes gewährt, der ein paar Jahrhunderte hindurch gerade in einem gleichen Wohlstande sich gehalten; daher die Stadt auch ein bisgen rostig aussieht, und mein Reisegefährte verglich sie sehr witzig mit der Schatulle eines alten Geitzhalses, die auch gewöhnlich etwas rostig wird, weil sie nun schon drey Jahrhunderte die Schatulle von Sachsen ist. Wie er eben bey seinem Gleichniß auf den Geitzhals fiel, sehe ich nicht, er müste denn die Schatulle gemeynt haben, wie sie aus den Händen seiner Erben kam. Wer den Sachsen bey seiner schwachen Seite fassen will, muß ihn auf seinen Bergbau bringen, und wer ihn in der ganzen Seligkeit seines National-Charakters kennen will, muß ihn in Freyberg nehmen. Dies sind zwo ganz generelle Bemerkungen, die ich über diese Nation bey Gelegenheit dieser Reise gemacht habe. Denn, es lebt hier ein vergnügtes patriotisches Volk — in der unbefangensten Selbstgenügsamkeit von der Welt, eine nothwendige Eigenschaft, wenn nicht Sucht nach fremden Sitten und Ton den ganzen National-Charakter verdrängen soll.

Diese Stadt ist der Sitz des sächsischen Bergwesens; und es ist dem Sachsen nicht zu verdenken, wenn er die Bergwerke wichtig findet, da jährlich über 2 Millionen bey

ihm

ihm aus der Erde gewonnen werden, welches für ein Ländchen, wie dieses, doch sehr von Belang ist, nicht zu gedenken, daß dadurch über 10000 Menschen sich nähren, — ich verstehe dadurch blos die Lieferung der Erze, als rohe Metalle, oder allenfalls als Bleche und Drath, die fernere Bearbeitung derselben aber nicht mit dazu gerechnet.

Man ist deswegen auch jetzo sehr thätig für den Bergbau, welches man aber nicht immer gewesen, daher er einmal (Anno 1763) so gesunken war, daß man nur 14000 Mark an Silber gewann, da man jetzo an 42000 Mark und drüber gewinnt. Aber, wie schlecht man auch damals calculirt hat, als man den Bergbau so in Verfall kommen ließ, dieß hat man mir durch folgende sehr constatirte Anecdote bewiesen.

Um aus den Bergwerken die unterirdischen Wasser herauszubringen, wenigstens sie zu der Höhe herauf zu schöpfen, wo sie in irgend ein Thal abfliessen können, bedient man sich gewöhnlich der sogenannten Kunstgezeuge, das ist, gewisser durch das Wasser getriebener Pumpen, für die sich aber, weil sie gewöhnlich auf Anhöhen angelegt sind und seyn müssen, sehr schwer Wasser finden lassen, um sie zu treiben. Eine Schwierigkeit, die macht, daß man Bäche über die Thäler weg von einem Berge zum andern leitet, in Wasserleitungen, die freylich nicht so prächtig und kostbar sind wie die prächtigen Aquäducten der Alten, aber doch einen kühnen und grossen Anblick geben. Bey einfallender grosser Dürre muß man daher manche Grube liegen lassen, weil man nicht im Stande ist das Wasser herauszubringen, und die Leute, die darin arbeiteten, müssen beynahe alle betteln, weil das einzige Erwerbsmittel ihnen abgeschnitten ist, das sie, wiewohl nur kümmerlich, nährte; ein Umstand, den ich immer noch für eine Unvollkommenheit in der Verfassung halte, denn

es

es wäre doch unbegreiflich, daß sich nicht sollte ein Mittel finden lassen, zu hindern, daß nicht arbeitsame Unterthanen bey etwas trockenem Wetter zu Tausenden schmachten und beynahe verhungern müsten. — Doch meine Anecdote.

Man hatte unter einer der vorigen Regierungen hier ein sehr ergiebiges Werk, wo man allein, so versichern wenigstens Augenzeugen, über 100000 Rthlr. Silber frey gemacht, obschon noch nicht wirklich abgebrochen hatte. Ein Kunstgriff, den man hauptsächlich braucht, um den Actionärs Lust zu machen, und den Leuten Muth zu geben, Bergantheile zu kaufen. Nun kam vor ohngefehr 40 Jahren einmal ein Wassermangel, der so dringend ward, daß man alle Wasserkünste auf dieser Grube muste stehen lassen, welches so lange anhielt, daß am Ende die Grube so voll Wasser ward, daß man es nachher ganz ohnmöglich gefunden, dieses Wasser wieder heraus zu bringen, und daß man diese Grube mit allem schon freygemachten Silber hat ersauffen lassen; ein Umstand, dem man sogleich hätte abhelfen können, wenn man einen grossen Teich hätte ablassen wollen, der etwa eine Meile davon liegt, und, weil er gleichsam das Reservoir für diese Kunst ist, mehrere Wochen im Stande gewesen wäre, diese Wasserwerke im Umtrieb zu erhalten, bis wieder Regen kam; allein man wollte die Fische, damit er besetzt war, nicht verliehren, denn es war in den heissesten Sommermonathen, und darüber ließ man ein Werk ersauffen, aus welchem man wahrscheinlich noch Millionen hätte ziehen können, und auf welchem allein 800 Bergleute anfuhren, ohne diejenigen zu rechnen, die das aus der Grube gewonnene Erz beschäftigte; kurz das man nachher so wichtig fand, daß man sogar einmal den Plan gemacht hat, einen unterirdischen Gang oder Stollen, wie dies auf Bergmännisch heißt, aus dem Elbthale, weil sonst kein anderes tief genug dazu liegt, auf 3 Meilen weit herüber zu führen, um diese Wasser wieder abzuzapfen. In der That eine feine Speculation, um

100 Centner Fische zu retten! indessen, wo ist das Land, da nie dergleichen Speculationen gemacht worden sind oder gemacht werden? und noch mehr — welcher vernünftige Mann würde auftreten und behaupten, daß er nie dergleichen machen würde? oder mache, wenn sie gleich nicht von diesen Folgen sind.

Daß man übrigens über den Bergbau im Ganzen hier ganz gut nachgedacht hat, dies beweisen verschiedene Einrichtungen die ihre grossen Vorzüge haben. So ist zum Beyspiel der Umstand, daß der Churfürst alles Erz von den Privatleuten, die die Bergwerke auf ihr Risico bauen lassen, an sich nimmt, für das Ganze sehr vortheilhaft; denn die Interessenten bekommen da sogleich ihr Geld baar, und doch sind dabey Vorkehrungen getroffen, daß so leicht niemand Unrecht geschehen kann, weil bey der Bestimmung des Preises der rohen Erze verschiedene Leute concurriren, denen allen am Umtrieb des Bergwesens mehr gelegen ist, als an dem Reichthume der Churfürstl. Casse, und der Umtrieb des Bergbaues mehr durch den Vortheil der Interessenten gewinnt, die dadurch aufgemuntert werden fortzubauen, als durch den Profit der letztern. Auch ist der Verlust an Erzen bey dem Schmelzen nicht so groß, weil alles an einem Orte und für eine Rechnung geschmolzen wird, dabey weit weniger Abgänge werden. Diese Einrichtung ist unter dem Namen der General-Schmelz-Administration zu Anfange dieses Jahrhunderts eingeführt worden, da überhaupt das Schmelz- und Hüttenwesen eine Vollkommenheit erreicht hat, dadurch es damals alle andere Länder, und in gewissen Stücken seine jetzige Verfassung übertraf, weil man zum Beyspiel bey dem Silberschmelzen damals nur 30 Pfund Bley und etwas darüber vom Zentner verbrannte, da man jetzt bis auf 60 verbrennt, welches bey der Menge dieses Metalls, die jährlich hier verbraucht wird, ein Object ist.

An

An einem sehr wesentlichen Bedürfnisse fehlt es dem sächsischen Bergbaue, und das ist am Holze. Ein Mangel, der ihn nicht nur zum Theil schon trift, sondern auch noch mehr ihm drohet. Nun wird zwar eine ungeheure Menge Holz aus Böhmen nach Sachsen gebracht, allein es haben demohngeachtet schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts viele Schmelzöfen, zumal von Eisenwerken, müssen liegen bleiben, weil diese verhältnißmäßig das meiste Holz bedürfen. Man muß es in der That mit angesehen haben, welche Verwüstung Vulkan unter dem Holze hier anrichtet, wenn man durch diese Wälder des Erzgebirges gereist ist, und dies glaublich finden soll. Schnitte also der Kayser auf einmal Sachsen das Holz ab, und verböthe die Ausfuhre aus Böhmen, so würden zwar die Grafen Wallenstein, Hartig, und andere, in ziemliche Verlegenheit kommen, weil sie keinen Abzug für ihr Holz hätten, aber das sächsische Erzgebirge würde unstreitig für den Augenblick noch in grösserer seyn. Nun hat zwar dies Land hier eine Zuflucht, die mir zuvor gar nicht bekannt gewesen war, das ist ein grosser Vorrath an Torf, den ich in Sachsen niemals, am allerwenigsten im Gebirge gesucht hätte; ohngeachtet mein Reisegefährte mir sehr viel von einem Buche sagte, das über den Torf in Sachsen wäre geschrieben worden, aber das that er in einem Tone, daß ich fürchtete, es wäre von ihm selbst, — und ich hatte nicht grosse Neugierde es zu sehen; indessen ist der Torf zum Privatgebrauche nie von solcher Bequemlichkeit als das Holz; in einem so holzreichen Lande wird er dahero nicht so leicht aufkommen und allgemein werden, und bey dem Bergwesen werden mehrentheils Kohlen gebraucht. Da man nun bey der Verkohlung hier immer noch viel Schwierigkeiten gefunden hat, auch seit zweyhundert Jahren, daß man sich schon seiner zu Abwärmung der Herde in den Schmelzöfen bedient, mit seiner Benutzung nicht weiter vorwärts gerückt ist, wie ich dies aus actenmäßigen Nachrichten gesehen habe,

so bleibt er indessen ein fast noch ganz ungenutzter Vortheil, zu dem man aber früh genug wird seine Zuflucht nehmen müssen; und ich bin überzeugt, es bedürfe nichts als so eines Verbots der Holzausfuhre aus dem Böhmischen auf mehrere Jahre, und man würde bald kein fremdes Holz mehr hier brauchen, denn die Nothwendigkeit thut, zumal in so einem Falle, wo Vortheile mit unterlaufen, und Anhängigkeit an die Sitten der Voreltern, mehr als alle hohe und höchste Befehle, und würde auch hier mehr ausrichten als die Rentkammer, welche auch das Bergwesen dirigirt, und die, wie mich mein Begleiter versicherte, sich, zumal in diesem ganzen Jahrhunderte, ungemeine Mühe gegeben, den Gebrauch des Torfs in Aufnahme zu bringen, so daß man sogar einmal den Unterthanen auferlegte, gewisse Quantitäten von dem auf Rechnung der Kammer gestochnen abzunehmen. Aber daß man gefunden, wie er am Ende sehr weise hinzusetzte, daß sich dergleichen Dinge nicht blos durch Rescripte machen liessen.

Die Berg-Academie, die hier ist, hat ein Paar ganz gute Chymisten unter den Lehrern, und ein Paar sehr thätige Leute in der mineralogischen Geographie, aber im Maschinenwesen habe ich keinen sächsischen Kopf gefunden, der sich auszeichnete, und da hielt ich immer die letzte Kenntnis noch für brauchbarer als die erstere. Im übrigen hat das Institut viel Gutes und für Sachsen Brauchbares, und ich finde die 1400 Rthlr., die darauf gewanndt worden, für besser angelegt, als die 14000 die dieses Ländchen auf eine Academie der schönen Künste verwendet, und die ihm am Ende zu nichts hilft, als daß es für sein Geld und aus seinen besten Köpfen fremden Nationen Künstler zieht, davon es viel Ehre, aber nicht den geringsten Profit hat. Indessen sage ich auch dies blos vergleichungsweise von diesen beyden Instituten, weil die Künstler-Academie zu Dresden immer an und für sich al-

len

len Beyfall verdient, und zumal, nachdem was man alles mit dieser Summe hier ausrichtet, 14000 Rthlr. die fast ganz im Lande verzehrt werden, gegen manchen inconsequentern Aufwand, der oft an einem Hofe gemacht wird, nichts weniger als eine Verschwendung ist. Der Studirenden sind so viel nicht, doch wird die Academie sehr von Ausländern besucht, und die ehrlichen Freyberger pflegen sich darauf viel zu gute zu thun, daß die Spanier und Russen ihnen nicht abgehn, sondern, daß man so, fast von einer Hälfte des Globus bis zur andern, kommt, bey ihnen Weisheit zu lernen, ohngeachtet dies für mich nicht gerade der interessanteste Gesichtspunct ist, aus dem ich die Academie ansehe.

Uebrigens bewundere ich, daß man in diesem Lande der Geheimnisse, und das ist Sachsen wirklich, Fremde so frey kommen und fast uneingeschränkt die Vortheile dieser wichtigen Fabrik studiren läst.

Auch ein Berggericht, unter dem Namen Berg-Schöppenstuhl, ist hier, welchem zuweilen von sehr entfernten Orten her Sachen zur Entscheidung überschickt werden.

Im übrigen muß ich noch über das sächsische Erzgebirge im Ganzen die Bemerkung machen, daß es diesen Namen in der That sehr verdient, weil man wirklich darinnen fast alle Arten von Metallen und Halbmetallen beysammen findet, nur, zu der Sachsen grossen Leidwesen, den König der Metalle, das Gold nicht, wenigstens ist jetzo noch keine einzige Mine da, wo darauf gebauet würde, ohngeachtet erwiesen ist, daß das Gebirge selbst Gold hält; weil verschiedene Flüsse von Sachsen Goldsand führen, zumal die Mulde, wo man sonst welchen herausgewaschen hat, aber er ist so dünne geworden, daß man wieder aufgehöret, weil die Kosten nicht dabey herauskamen die man darauf wenden muste.

Alle

Alle die Minen und Erzgruben, die man bearbeitet, werden in Risse und Zeichnungen aufgenommen, und alle diese Zeichnungen von länger als hundert Jahren sind in dem Archive des Oberbergamts zu Freyberg beygelegt, weil dies nach der Rennkammer in Bergsachen die oberste Direction hat, und alle Berggebäude unter seiner Aufsicht gebauet werden. Bey neuen Entwürfen zu Gruben und Schachten nun werden diese Zeichnungen zu Rathe gezogen, daß man nicht etwa mit einem Schachte oder Gange auf eine schon ersoffene oder mit Wasser angefüllte Grube stöst, dadurch auf einmal dies ganze Werk und vielleicht viele Menschen, die darinnen arbeiteten, ersaufen müsten; auch damit man wissen kann, nach welchen Gegenden zu man schon die Erde geplündert hat, daß man sich nicht vergebliche Mühe gebe. Leider konnte ich meinem Reisegefährten hier nicht die Neugierde beybringen, die ich wohl gewünscht hätte, denn ohne ihn hatte ich keinen Eingang in die Archive, und doch hätte ich von herzengern diese unterirdische Topographie gesehen; denn ich kann mir die Mannigfaltigkeit und Sonderbarheit dieser Verbindung von so vielen unterirdischen Gebäuden sehr interessant denken, da die ganze Stadt unterminirt ist, und immer ein Werk mit dem andern zusammenhängt, so, daß mich ein geübter Bergmann versicherte, er wolle in Freyberg hinunter steigen und erst drey Stunden davon wieder herauskommen; ein Vortheil, dessen man sich im Kriege zuweilen bedient haben soll.

Was übrigens die Revenüen anlangt, die der Churfürst in Sachsen vom Bergbaue hat, so wollen die unmittelbaren gar nicht so viel sagen, denn er bekommt zwar von allen gegrabenen Erzen den Zehnten, und von denen Gruben, die ihre Wasser in den churfürstlichen Stollen abführen, einen doppelten Zehnten, allein, wenn man bedenkt, was das Schmelz- und Hüttenwesen, und der ganze Berg-Etat zu erhalten

kostet,

kostet, oder was zu so einem Stollen gehört *) und dies alles von dem reinen Ertrage, der in die churfürstliche Casse kömmt, abzieht; so bleibt gar nicht so viel übrig, als man auf den ersten Anschein bey unsern Begriffen von diesem Regale glauben sollte.

Die Privat-Personen, die sich bey dem Bergbau hier interessiren, können ihr Geld ziemlich vortheilhaft anlegen, nur müssen sie nicht solche Actien, die hier Kuxe heissen, an sich nehmen, die sehr wohlfeil sind, oder gar umsonst gegeben werden, weil sie sonst Gefahr laufen noch ein ansehnliches Capital nachzuschiessen, ohngeachtet man freylich auch Beyspiele hat, daß so eine Actie, die anfangs wenig oder nichts werth war, nachher eine Dividende von 20 bis 30 Rthlr. vierteljährlich giebt. Kauft man aber Actien von den theuresten, die ohngefähr 1700 Rthlr. kosten, so hat man eine vierteljährige Dividende von 42 Rthlr. 16 Gr. und ohngeachtet man nicht rechnen darf, daß dies ein Seculum dauert, so hat doch so ein Werk eine ansehnliche Casse, welche man hier bey der Administration sehr weislich von der Ausbeute zurücklegt und sie nicht auf einmal vertheilt, dadurch freylich die Actionärs um so viel besser bey der Lust erhalten werden. So hat man mir hier ein sehr blühendes Werk genannt, welches eine dergleichen Casse von 70000 Rthlr. hat; daraus man noch lange die Actionärs befriedigen kann, wenn auch die Ausbeute fällt.

Doch Sie werden des Bergwesen herzlich satt haben; weil ich aber weiter hier nichts sehe und höre, so muß ich nur eine kleine Seitentour noch einer andern Gegend Sachsens mache, ehe ich, wie ich aber wohl willens bin, nach dem Gebirge zurückkomme.

Doch

*) Zu Unterstützung dieses unterirdischen Ganges waren, als ich ihn besah, und er wird beständig verlängert, 160000 Stücken Holz nöthig, die oft verfaulten und mit neuen mußten ersetzt werden; wie viel erforderte dies nicht Holz und Arbeit!

Doch noch ein Wort von hier, aber nicht vom Unterreiche. Eine einzige Manufaktur habe ich hier gefunden, die einige Aufmerksamkeit verdient, und die sich mit dem schon etwas bereiteten Metalle beschäftigt. Es ist eine Fabrik von prächten Tressen, die, wie mich der sehr beredte Cicerone, der mich damit bekannt machte, versichern wollte, auf 1000 Menschen beschäftigen soll, doch kam mir dieses etwas unwahrscheinlich vor.

V.

Der Bescheid.

Eine poetische Erzählung.

In einem Reich, wo auf den Ehebruch
Schon längst verwester Richterspruch
Zur Straf' das Schwerdt gesetzet,
Klagt ein betrogner Ehemann
Den, der sein Ehebett verletzet,
Beym Richter an.
Mann! ruft er, der das Schwerdt
Am heil'gen Gürtel trägt,
Das strafend Ehebrecher schlägt,
Ein Niederträchtiger hat, — ach! — mein Weib entehrt!
Thu jetzt was das Gesetz, was deine Pflicht begehrt,
Und tödte mir noch heute
(Reich ist er nicht,)
Den räuberischen Bösewicht!
Der Richter reibt die Stirn und spricht,
Das Schwerdt geht nicht mehr aus der Scheide.

Neumann.

VI.

Nachricht von dem Leben des großen Tonkünstlers Händel.

George Friedrich Händel war zu Halle den 24sten Febr. 1684. gebohren. Sein Vater war daselbst ein Arzt; er war über sechzig Jahre alt, als seine zwote Frau unsern Händel zur Welt brachte, mit welcher er auch eine Tochter erzeugt hatte. Aus seinem ersten Ehestande hatte er einen Sohn, der um diese Zeit bey dem Herzoge zu Sachsenweissenfels Kammerdiener wurde, und sich an diesem Hofe aufhielte.

Händel war in dem siebenden Jahre seines Alters, als sein Vater an den Hof des Herzogs reisete, und ihn zurücke lies, ungeachtet er inständigst gebeten hatte mitgenommen zu werden, in der Absicht, seinen Bruder zu besuchen. Händel folgte bey der Abreise seines Vaters der Kutsche zu Fuße nach, und brachte es endlich durch sein anhaltendes Bitten dahin, daß sein Vater ihn mit zu seinem Bruder nahm. Es scheint, daß Händel sich nicht lange an dem Herzoglichen Hofe aufgehalten habe, denn er war gerade sieben Jahre alt, als er nach Halle zurückkehrte. Es äußerte sich schon damals sein großes Talent zur Musik. Bey seinem Aufenthalte in Weissenfels pflegte er, nach geendigtem Gottesdienste, auf der Orgel zu spielen. Der Herzog blieb einmal von ohngefähr länger, als gewöhnlich, in der Kirche, und hörte ihn, und da er etwas, das nicht gemein war, in seiner Art zu spielen fand: so fragte er den Kammerdiener, wer auf der Orgel spiele. Dieser antwortete, daß es sein Bruder sey; worauf der Herzog ihn zu sehen verlangte, und zu seinem Vater sagte, daß er ein Verbrechen gegen das Publicum und

die

die Nachwelt begehen würde, wenn er der Welt ein so außerordentliches Genie zur Musik entziehen, und ihn zu andern Wissenschaften anhalten wollte. Der Vater gab nicht sowohl den Gründen, als vielmehr dem Ansehen des Herzogs nach, und versprach, seinem Sohne eine Erziehung zu geben, die seinen Fähigkeiten gemäs wäre. Der Herzog machte dem jungen Händel ein Geschenk und sagte ihm, daß es seinem Fleiße an keiner Ermunterung fehlen sollte.

Händel wurde bey seiner Zurückkunft nach Halle von seinem Vater zu dem Organist Zackau gethan, welcher in seiner Kunst sehr geschickt war. Man sagt, daß Händel schon damals die Stelle seines Lehrmeisters in dessen Abwesenheit vertreten habe. Er hatte von der Unterweisung desselben so großen Nutzen, daß er im neunten Jahre seines Alters anfieng Kirchenmusiken zu componiren, und mit dieser Composition drey Jahre nach einander fortfuhr.

Er hatte es nunmehro so weit gebracht, daß er seinen Lehrmeister beynahe übertraf. Man beschloß, ihn nicht länger zu Halle zu lassen, und er wurde im Jahre 1698 nach Berlin geschickt, wo er einen Anverwandten am Hofe hatte, auf dessen Sorgfalt und Freundschaft seine Eltern sich verlassen konnten.

Die Oper war damals in einem sehr blühenden Zustande. Verschiedene berühmte Personen hatten die Aufsicht darüber, unter welchen sich Buononcini und Attilio befanden. Buononcini war der erste Componist; und Attilio der beste Spieler; und ihr Charakter war eben so verschieden, als ihre Talente. Buononcini war eitel und stolz, Attilio hingegen war bescheiden und aufrichtig. Der erste sah mit Verachtung auf Händeln, und der andere begegnete ihm mit Höflichkeit. Attilio hatte ihn zu Stunden auf dem Schooße, vor einem Flü-

gel,

gel, auf welchem er ihn spielen lies, und die außerordentliche Geschicklichkeit eines so jungen Knaben bewunderte. Buononcini selbst wurde endlich gezwungen, seine vortreflichen Talente zu erkennen, und erzeigte ihm einige Höflichkeiten, ob man gleich Anlas hatte zu glauben, daß sie keine Wirkungen von Freundschaft und Wohlwollen waren.

Händel nahm bey dem Unterricht des Attilio ungemein zu, und er war nicht lange in Berlin, als er dem Könige vorgestellet wurde, welcher ihn oft beschenkte, und endlich vorschlug, ihn unter seiner eignen Protection nach Italien reisen zu lassen; allein Händels Eltern lehnten aus gewissen Ursachen dieses Anerbieten ab. Es wäre für ihn nicht rathsam gewesen, länger in Berlin zu bleiben; er kehrte dahero noch einmal nach Halle zurück, und man erwieß ihm außerordentlich viel Höflichkeiten. Da er sich Begriffe von der Vortreflichkeit in der Musik erworben hatte, die alles das, was er in Halle fand, weit übertrafen: so war er sehr ungeneigt sich daselbst zu verweilen, und hatte eine große Begierde, nach Italien zu gehen. Unterdessen fand er kein Mittel, den Aufwand, welchen eine Reise nach Italien erforderte, zu bestreiten. Man sendete ihn nach Hamburg. Die dasigen Opern wurden nur von den in Berlin übertroffen. Bald nach seiner Ankunft in Hamburg starb sein Vater. Händel wollte seiner Mutter nicht zur Last seyn, und suchte daher Stunden zu geben, und eine Stelle im Orchester zu erhalten. Unterdessen schickte ihm doch seine Mutter, einige Monate darnach, etwas zu; allein sein Fleiß und seine Achtung gegen sie waren so groß, daß er nicht nur das Geld, so ihm seine Mutter überschickt hatte, zurücksenden, sondern auch noch ein kleines Geschenk von dem seinigen beyfügen konnte.

Der erste Flügel wurde damals von Kayserm gespielt, einem Manne, der auch in der Composition stark war. Aber er

liebte die Verschwendung, machte Schulden, die er nicht wieder bezahlen konnte, und sahe sich daher genöthiget, zu flüchten. Bey Erledigung dieser Stelle wollte derjenige, welcher den andern Flügel spielte, hinaufrücken; aber Händel war ihm entgegen, welchem seine höhere Geschicklichkeiten ein Recht gaben, auf die erste Stelle Anspruch zu machen. Nach manchem Streite, an welchem alle diejenigen, die die Oper unterhielten oder dirigirten, Antheil hatten, wurde die Sache zu Händels Vortheil entschieden. Seine Anhänger führten an, daß man blos auf den Nutzen der Oper, und nicht auf den Eigennutz einer einzeln Person zu sehen habe, die sich nicht auf vorzüglichere Fähigkeiten, sondern blos auf ein vermeintes älteres Recht berufen könne. Diese Gründe waren unterdessen für Händels Nebenbuhler von keinem Gewichte, und er trieb seinen Groll so weit, daß er, als sie auf dem Orchester zusammen kamen, ihm mit einem Degen einen Stoß auf die Brust gab, welcher ihm gewiß das Herz durchbohret haben würde, wenn er nicht zu gutem Glücke Musicalien im Busen gehabt hätte, die stark genug waren, daß sie auch einen zweymal stärkern Stoß würden haben aushalten können.

Bald hierauf wurde Händel auch Componist für die Oper; ungeachtet er nur funfzehn Jahre alt war. Die erste Oper, welche er setzte, war die Almeria, und sie erhielt so grossen Beyfall, daß sie dreyßig mal nach einander aufgeführet wurde. In einer Zeit von einem Jahre verfertigte er zwey andere Opern, Florinda und Nero, welche mit eben so grossem Beyfalle aufgenommen wurden.

Er hatte sich unterdessen auf keine gewisse Zeit bey der Oper verbindlich gemacht, und er behielt sich die Freyheit vor, Hamburg verlassen zu können, wenn er es für gut befinden würde, weil er sich vorgenommen hatte, andere Länder zu sehen, und sich mit den Arbeiten anderer Meister bekannt zu machen.

Unter

Unter den vielen Personen von hohem Stande, welche zu der Zeit, da die Opern Almeria und Florinda aufgeführt wurden, sich zu Hamburg aufhielten, befand sich auch der Bruder des Johann Gaston de Medicis, Großherzogs von Toscana. Da er ein großer Liebhaber von der Musik war: so fand Händel durch seine ungemeine Fähigkeiten nicht nur den Zutritt zu diesem Prinzen, sondern er wurde auch von ihm einer besondern Vertraulichkeit gewürdigt. Der Prinz beklagte oft, daß Händel mit den italiänischen Meistern nicht bekannt sey, von deren Werken er ihm eine große Sammlung zeigte. Händel, welcher dieselben durchsah, sagte frey zu dem Prinzen, daß er nichts von dem Großen darinnen fände, welches diesen Werken beygeleget würde. Aber der Prinz versicherte ihn, daß eine Reise nach Italien ihn auf einmal mit dem Styl und dem Geschmack der italiänischen Musik aussöhnen würde, und daß ein Meister in dieser Kunst in keinem andern Lande eine größere Aufmunterung finden könnte. Der Prinz drang zuletzt in Händeln, daß er mit ihm nach Italien gehen möchte; und versprach ihm zugleich, daß es ihm an keiner Bequemlichkeit fehlen sollte. Ungeachtet Händel fest entschlossen war, nach Italien zu gehen, sobald seine Umstände ihm den nöthigen Aufwand zur Reise darbieten würden: so schlug er doch, mit gebührender Erkenntlichkeit für die Gnade des Prinzen, dieses Anerbieten aus, weil er seine Unabhängigkeit für keinen Vortheil in der Welt aufgeben wollte.

Er hielt sich fünf Jahre zu Hamburg auf, und in dieser Zeit hatte er sich, außer dem zu seinen Bedürfnissen nöthigen Aufwande und einigen kleinen Geschenken, die er seiner Mutter machte, eine Summe von zweyhundert Ducaten gesammlet. Mit dieser Summe trat er die Reise nach Italien an, und hinterließ eine ansehnliche Anzahl von Sonaten, die entweder verloren sind, oder von welchen man nicht weiß, daß er der Verfasser davon ist.

Er gieng zuerst nach Florenz, wo er von dem Prinzen von Toscana sehr gnädig aufgenommen wurde, und freyen Zutritt in dem Pallast des Großherzogs erhielt. Der Prinz wünschte einige Stücke von seiner Composition zu haben, und Händel, der kaum neunzehn Jahr alt, war, seiner Jugend und des Unterschieds zwischen der italiänischen und deutschen Musik ungeachtet, so glücklich in der Composition einer Oper, Rodrigo, daß er ein Geschenk von hundert Zechinen und einem Silberservice erhielt.

Die vornehmste Schauspielerin und Sängerin zu Florenz war damals Vittoria, von welcher man sagt, daß sie sehr schön gewesen sey, daß sie bey dem Herzog in vorzüglichen Gnaden gestanden, und daß sie Händeln ihre Zuneigung geschenkt habe.

Nachdem er sich ein Jahr in Florenz verweilt hatte, begab er sich nach Venedig, wo er zuerst auf einer Maskerade, als er den Flügel spielte, von Scarlatti entdeckt wurde. Man sagt, daß Scarlatti, so bald er ihn habe spielen hören, ausgerufen habe: daß könne niemand anders, als der Sachse oder der Teufel seyn. Allein man legt diesen Einfall vielen Personen in den Mund, besonders dem Morus, als er den Erasmus sahe.

Händel wurde nach seiner Entdeckung unaufhörlich angegangen, eine Oper zu componiren, und er verfertigte endlich, in einer Zeit von drey Wochen, die Agrippina, welche sieben und zwanzigmal nach einander, mit dem außerordentlichsten Beyfalle, aufgeführet wurde. Die besten Sänger und Sängerinnen bewarben sich um Rollen in der Agrippina, besonders die Vittoria, die aus persönlicher Achtung gegen Händel sich alle Mühe gab, durch die Anwendung ihrer Geschicklichkeiten den Werth seiner Arbeit zu erhöhen.

Von

Von Venedig gieng er nach Rom. Seine Ankunft wurde bald bekannt, und er von Personen vom ersten Range gesucht, besonders vom Cardinal Ottoboni, der eine Gesellschaft vortreflicher Tonkünstler unterhielt, unter welchen der berühmte Corelli die erste Violine spielte. Auf Verlangen des Cardinals überrichte ihm Händel ein Stück von seiner Composition, worinnen die Musici, welcke nur an die italiänische Musik gewöhnt waren, verschiedene Schwierigkeiten fanden. Corelli selbst, dessen Bescheidenheit und Artigkeit mit seinen übrigen Eigenschaften übereinkamen, beklagte sich über diese Schwierigkeiten, und Händel, welcher ihm gewiesen hatte, wie sie zu überwinden wären, nahm ihm, als er sie nicht treffen konnte, das Instrument mit großem Ungestüme aus der Hand, und spielte die Stellen selbst. Corelli, welcher eine solche Ueberzeugung von Händels größerer Geschicklichkeit nicht nöthig hatte, gestand mit der größten Bescheidenheit, daß er ihn überträfe, und da Händel fortfuhr ungeduldig zu seyn, so sagte er nur zu ihm: Ma caro Sassone, questa musica è nel stilo francese, dich'io non m'intendo.

Das Instrument welches Händel mit vorzüglicher Kunst spielte, war der Flügel. Dominico Scarlatti war damals bey dem Cardinal Ottoboni, und wurde für den größten Meister auf diesem Instrumente in ganz Italien gehalten. Der Cardinal veranstaltete, daß beyde ihre Geschicklichkeit gegen einander versuchen mußten. Der Ausgang dieses Wettstreits wird auf verschiedene Art erzählet, indem einige Händeln, andere aber dem Scarlatti den Sieg zuschreiben. Wenn sie zur Orgel kamen; so erklärte Scarlatti selbst, daß Händel ihn weit übertreffe. Es ist eine Ehre für beyde, daß sie, ungeachtet sie Nebenbuhler waren, dennoch Freunde blieben; denn Händel pflegte allemal mit außerordentlicher Hochschätzung vom Scarlatti zu sprechen, und Scarlatti, wenn man ihn wegen seiner Geschicklichkeit bewunderte, erwehnte allemal Händeln, und gab seine Achtung gegen ihn zu erkennen.

Obgleich

Obgleich Händel vornehmlich bey dem Cardinal Ottoboni war: so pflegte er sich doch auch oft in den Palläſten der Cardinäle Colonna und Pamphilii einzufinden. Pamphilii, der einiges Talent zur Dichtkunſt hatte, ſchrieb ein muſikaliſches Drama: il Trionfo del tempo, und verſchiedene andere Stücke, von welchen Händel einige in einem einzigen Abend, und einige aus dem Stegreif componirte. Eines von dieſen war eine Loheserhebung auf Händeln ſelbſt, worinnen er dem Orpheus verglichen, und zu einer Gottheit erhoben wurde.

Da er mit verſchiedenen Prälaten der romiſchen Kirche bekannt war; ſo hatte er öfters Anfälle wegen ſeiner Religion auszuhalten. Aber man ſah gar bald, daß man Händeln zur Aenderung ſeiner Religion auf keine Art würde bewegen können, und er erklärte, daß er bey der Religion, in der er gebohren worden, leben und ſterben wolle, ſie möchte die wahre oder eine falſche ſeyn. Es gereicht ihm zur Ehre, daß man ihn niemals dahin bringen konnte, ſich auch nur in äußerlichen Gebräuchen nach einer Religion zu bequemen, zu welcher er ſich nicht bekannte.

Bey ſeinem Auffenthalte in Rom componirte Händel ein Oratorio Reſurrezzione und hundert und funfzig Cantaten, nebſt vielen Sengten und andern Sachen.

Von Rom gieng er nach Neapel, wo er von den vornehmſten Perſonen wohl aufgenommen wurde. An dieſem Orte componirte er eine Serenade, Acige e Palatea, auf Verlangen der Donna Laura, einer Dame von ſehr hohem Stande. Nachdem er ſich einige Zeit in Neapel verweilt hatte, gieng er zum zweytenmal nach Florenz, Rom und Venedig, und kehrte, nach einem ſechsjährigen Aufenthalte in Italien, in ſein Vaterland zurück. Unterweges traf er

in

in Hannover ein, wo er den berühmten Steffani fand, den er zuvor in Venedig gesehen hatte, und der damals bey dem Churfürsten von Hannover, nachherigem Könige von Großbritannien George I. Capellmeister war. In Hannover fand er auch den Baron Kilmannseck, der ihn mit einer so grossen Empfehlung an den Hof brachte, daß der Churfürst ihm sogleich einen jährlichen Gehalt von 1500 Rthlr. ausmachte, damit er in Hannover bleiben möchte. Händel, welcher zu der Zeit angelegentliche Einladungen nach England von dem Herzog von Manchester erhalten, und über dieses versprochen hatte, den Hof des Churfürsten von der Pfalz zu besuchen, sagte zu dem Baron, durch welchen dieses Anerbieten geschah, das er zwar die stärksten Regungen der Dankbarkeit gegen die Gnade des Churfürsten empfände; allein er befürchtete, daß er das geschehene Anerbieten nicht werde annehmen können, weil dieses von seiner Seite eine Art von Verbindung seyn würde, in Hannover zu bleiben, welches aber mit seinem Versprechen, und mit gewissen vorherigen Entschließungen, die er nicht aufgeben könne, sich nicht würde vereinigen lassen. Der Baron hinterbrachte Händels Vorwand dem Churfürsten, welcher befahl, ihm zu sagen, daß die Annahme des ihm angebotenen Gehalts ihn weder von seinem Versprechen noch von seinen Entschließungen abhalten sollte, sondern daß man ihm die völlige Freyheit lassen würde, ein Jahr oder mehr nach seinem Gefallen abwesend zu seyn, oder dahin zu gehen, wohin er es für gut befinden würde. Auf diese leichten Bedingungen nahm Händel seinen Gehalt mit Dank an.

Da Steffani bald nachher die Stelle eines Capellmeisters aufgab: so wurde dieselbe Händeln gegeben. Sein Privilegium, nach Gefallen abwesend zu seyn, wurde dadurch nicht aufgehoben, und er reisete bald darauf nach Düsseldorf. Er besuchte auch damals seine Geburtsstadt Halle, wo er einige

nige Zeit bey seinen Freunden und Anverwandten zubrachte, besonders bey seiner Mutter, die damals sehr alt, und seit geraumer Zeit blind war; ingleichen bey seinem ehemaligen Lehrmeister Zackau. Der Churfürst von der Pfalz nahm ihn mit besonderer Gnade auf, und machte ihm bey seiner Abreise ansehnliche Geschenke.

Von Düsseldorf gieng er über Holland nach England, und langte im Winter des Jahres 1710. zu London an. Die Opern waren damals eine neue Art von Lustbarkeit, und die Einrichtung derselben war im höchsten Grade ungereimt und lächerlich. Man übersetzte einige italiänische Opern ins Englische, und ließ die englischen Worte nach der Originalmusik singen, so daß die Worte versetzt wurden, und daß zuweilen die sanfteste Melodie, welche für das Wort Mitleiden bestimmt war, auf das Wort Wuth fiel; dahingegen die rauhen Töne, welche in dem Original der Wuth zugehörten, dem Mitleiden zu Theil wurden. Händels Ankunft machte diesen Ungereimtheiten ein Ende; er wurde an den Hof gebracht, und erhielt viele Merkmale von der Gnade der Königin. Die Standespersonen zu befriedigen, welche nach einer Oper von seiner Arbeit großes Verlangen trugen, componirte er ein Drama, Rinaldo, welches einen Italiäner, Roßi, zum Verfasser hatte. Aaron Hill, von welchem sich der Plan dazu herschrieb, übersetzte es ins Englische. In dieser Oper hatte der berühmte Sänger Nicolini eine Hauptrolle, und sie wurde mit ungemeinem Beyfall aufgeführt.

Händel hatte nunmehro ein ganzes Jahr in England zugebracht, und er hielt es für nöthig nach Hannover zurückzugehen. Bey seiner Abreise erhielt er von der Königin und dem Hofe ansehnliche Geschenke, und er mußte versprechen, daß er zurückkommen wollte, wenn er die Erlaubnis von dem Prinzen erhalten würde, in dessen Diensten er stand.

Bald

Bald nach seiner Ankunft in Hannover verfertigte er für die damalige Churprinzeßin, Carolina, zwölf Cammerduetten, zu welchen der Abt Mauro Hortensio die Poesie gemacht hatte. Er componirte auch noch andere Stücke, sowohl zum Singen, als für Instrumente.

Gegen das Ende des Jahres 1712. gieng er nach England zurück. Der Utrechter Friede wurde wenige Monate nachher geschlossen, und bey dieser Gelegenheit verfertigte er ein Te Deum und Jubilate. Man gieng ihn an, daß er die Direction der Oper auf dem Haymarcket wieder übernehmen sollte. Die Königin selbst wendete ihr Ansehen an, ihn dazu zu vermögen, und als ein Zeichen der Achtung gegen seine Verdienste machte sie ihm einen jährlichen Gehalt von zweyhundert Pfund auf seine Lebenszeit aus. Ungeachtet Händel in Hannover sich verbindlich gemacht hatte, so hielte er sich doch bis zum Tode der Königin, welcher im Jahre 1714. erfolgte, in England auf, nachdem die Zeit, da er hätte zurückkommen sollen, vorlängst verflossen war.

Bey der Ankunft des Königs unterstand Händel sich nicht, am Hofe zu erscheinen, weil er sich seines üblen Verhaltens bewußt war. Allein sein Freund, der Baron Kilmannseck, welcher mit dem Könige nach England gekommen war, brachte viele von den vornehmsten Personen auf Händels Seite. Er veranlaßte auch den König zu einer Lustfahrt auf dem Wasser; bey welcher Gelegenheit Händeln aufgegeben wurde, eine Musik aufzuführen. Er that dieses auf eine so gute Art, daß der König davon sehr zufrieden war, und fragte, wie dieses ohne sein Vorwissen hätte veranstaltet werden können. Der Baron stellte hierauf dem Könige Händeln vor, als einen, der seinen Fehltritt zu sehr erkenne, als daß er Entschuldigungen dafür suchen sollte, der aber ein

auf-

aufrichtiges Verlangen trage, ihn wieder gut zu machen. Händel erhielt die Gnade des Königs wieder, und seine Wassermusik wurde mit dem größten Beyfalle beehret. Der König setzte dem jährlichen Gehalt, welchen ihm die Königin ausgemacht hatte, zweyhundert Pfund auf Lebenszeit zu; und als ihm aufgetragen wurde, die jungen Prinzeßinnen in der Musik zu unterrichten, wurde diese Zulage bis zu vierhundert Pfund erhöhet.

Im Jahre 1715 verfertigte er die Oper Amadige, und von dieser Zeit an bis in das Jahr 1718. war er fast beständig bey dem Grafen von Burlington. Da Pope ein sehr vertrauter Freund des Grafen war: so trug es sich oft zu, daß Händel und er bey ihm zusammen speiseten. Pope, der das feinste Gehör für die poetische Harmonie besaß, hatte keines für die Musik, und er gestand oft, daß die besten Compositionen, die Händel spielte, ihm kein Vergnügen machten. Unterdessen hatte ihn sein Freund, Arbuthnot, mit Händels ungemeinen Verdiensten bekannt gemacht. Vom Jahre 1718. bis zum Jahre 1720. war Händel vornemlich zu Cannons. In den letzten beyden Jahren componirte er blos den Teseo und Pastor fido, denn Buononcini und Attillio waren Componisten für die Oper. Um diese Zeit fiel man darauf, eine Art von Academie auf dem Haymarcket zu stiften, in der Absicht, daß daselbst Opern von Händels Composition unter seiner Aufsicht und Anordnung aufgeführet werden sollten. Man erwählte den Weg zur Subscription, durch welche keine geringere Summe als 50,000 Pfund zusammen gebracht wurde. Der König selbst hatte mit unterschrieben, und die Gesellschaft wurde mit dem Titel der königlichen Academie beehret. Händel verlies Cannons, und reisete in der Absicht, Sänger zu suchen, nach Dreßden, wo er Senesino und Duristanti bewog, daß sie mit ihm nach England

giengen.

giengen. Buononcini und Attilio hatten noch immer viel Anhänger auf ihrer Seite, aber sie waren den Freunden Händels nicht gleich. Im Jahre 1720 erhielt er Erlaubniß, seine Oper, Radamist, aufzuführen. Das Haus war so voll, daß viele von der außerordentlichen Hitze ohnmächtig wurden, und viele boten für einen Platz auf der Gallerie vierzig Schillinge, nachdem sie sich um einen andern Platz vergebens bemüht hatten.

Der Streit zwischen Händels und Buononcini Partey gieng immer weiter, und der Adel hielte sich in zwo Factionen, die sich einander mit großer Heftigkeit entgegenstellten. Man wurde zuletzt dahin einig, daß die beyden Virtuosen an einer Oper gemeinschaftlich arbeiten möchten, und daß jeder einen besondern Aufzug nehmen sollte. Derjenige nun, welcher durch die Allgemeinheit der Stimmen die besten Beweise von seiner Geschicklichkeit geben würde, solle zu dem Besitze des Hauses gelangen. Diese Oper war Muzio Scävola, und Händel componirte den letzten Aufzug. Bey der Aufführung waren die Stimmen gar nicht mehr getheilt, und Händel erhielt den Vorzug. Die Academie wurde nunmehro vollkommen eingerichtet, und Händel, der für dieselbe Componist wurde, unterhielt sie neun Jahre lang mit ungemeinem Beyfalle. Aber um diese Zeit entstand eine Mishelligkeit zwischen ihm und Senesino; dieser beschuldigte Händeln einer Tyranney, und Händel klagte Senesino wegen Rebellion an. Der Adel gab sich alle Mühe, diese beyden wichtigen Personen wieder mit einander auszusöhnen, aber vergebens: und zuletzt entstanden wegen dieses Streites neue Mishelligkeiten. Der Adel wollte nicht gestatten, daß Händel, um seine Rachbegierde zu befriedigen, einer Person den Abschied geben solle, die zu ihrem Vergnügen so unentbehrlich war, und Händel wollte, um ihres Vergnügens willen, mit keiner Person, die

ihn beleidigt hatte, in Verbindung bleiben. Ein eben so heftiger Streit entstand zwischen der Faustina und Cuzzoni, und endlich wurde eine Gesellschaft, bey der der König selbst und fast der ganze Hof war, und zu deren Unterhaltung man eine Summe von 50,000 Pfund unterschrieben hatte, durch den Uebermuth derjenigen Personen zerstöret, gegen die man mit Lobeserhebungen und Geschenken verschwenderisch gewesen war.

Ob aber gleich die Academie auseinander gieng, so verließ doch Händel den Heymarcket nicht; aber er sahe bald, daß er nicht allein eine Person von Wichtigkeit war. Nachdem Senesino den Abschied erhalten hatte, verlohren sich die Zuhörer, und das Publikum ließ ihn empfinden, wie unrecht er hatte, daß er auf öffentliche Unkosten seinen Zorn hatte befriedigen wollen. Er schloß damals mit Heidegger einen Vertrag, daß sie gemeinschaftlich Opern aufführen wollten; und er gieng nach Italien, neue Leute zu holen. Er kam mit Strada, Bernachi, Fabri, Bartoldi und andern zurück, allein er empfand bald, was für ein Unterschied zwischen der Verbindung mit dem brittischen Hofe und einer Gemeinschaft mit Heidegger war.

Der Adel, welcher sich beleidigt fand, veranstaltete eine neue Subscription, um gegen ihn, in dem Schauspielhause in Lincolns'-Inn Fields, Opern aufzuführen. Porpora und Farinelli waren unter andern von der Gesellschaft. Porpora war der Verfertiger verschiedener Cantaten, die man sehr bewunderte, und Farinelli bezauberte alle, die ihn hörten, durch seine außerordentliche Stärke im Singen. Händel erhielt sich drey Jahre lang mit Heidegger gemeinschaftlich, und ein Jahr allein, wider seine Antagonisten; endlich aber muste er unterliegen, und er sahe sich genöthiget, den Haymarcket seinen Nebenbuhlern zu überlassen.

Er

Er machte nachhero einen Versuch, sich in dem Hause, welches seine Nebenbuhler in Lincolns'-Inn Fields verlassen hatten, Zuhörer zu verschaffen; aber dieses Vorhaben mislang ihm, und er verfügte sich nunmehro in Coventgarden, und schloß eine Gemeinschaft mit Herr Rich. In Coventgarden führte er im Winter 1733. seine Oper, Ariadne, auf; indessen daß eine von Porpora gesetzte Oper, die eben diesen Namen hatte, auf dem Haymarcket aufgeführet wurde. Er hatte das Misvergnügen, zu sehen, daß er, wenn er auch der Composition des Porpora die seinige entgegensetzen durfte, dennoch der Stimme des Farinelli nichts entgegen zu setzen hatte. Dieses war für ihn desto demüthigender, da er seinen ersten Beyfall sich allein zugeschrieben, und einen Sänger verachtet hatte, der so sehr befugt war, den Ruhm mit ihm zu theilen. Unterdessen fuhr er so lange hartnäckig fort, bis er sich genöthiget sahe, fast alles, was er hatte, hinzugeben, um sich aus seinen Schulden zu reissen. Dieser unglückliche Ausgang machte einen so starken Eindruck auf ihn, daß er nicht nur eine zeitlang seine Gesundheit, sondern auch seinen Verstand verlohr. Sein rechter Arm wurde ihm durch einen Schlagfluß unbrauchbar gemacht; und er sagte und that zuweilen solche ausschweifende Dinge, daß man an seiner Sinnlosigkeit nicht mehr zweifeln konnte.

Er wurde endlich von diesem traurigen Zustande, vornehmlich durch den Gebrauch der Bäder zu Aachen, wieder hergestellet, und kehrte im Jahre 1736. nach London zurück.

Kurz nach seiner Zurückkunft wurde sein Fest des Alexanders in Coventgarden aufgeführet, und wohl aufgenommen. Unter dieser Zeit war die gute Einrichtung auf dem Haymarcket durch verschiedene Umstände sehr zurückgekommen. Der Lord Middlesex übernahm deswegen die Direction, und gieng

Hän-

Händeln oft an, ihn mit Compositionen zu versehen. Händel machte zwo Opern für den Lord, Faramondo und Allessandro. Beyde wurden auf dem Haymarcket im Jahr 1737 aufgeführet, und Händel erhielt dafür tausend Pfund.

Als seine Opern auf dem Haymarcket den ehemaligen Beyfall nicht mehr fanden: so führte er eine andere Art von Musik ein, die er Oratorio nannte, und die er dem angebohrnen Ernste der Engländer für gemäßer hielt. Da der Inhalt dieser Stücke allemal aus der Heiligen Geschichte genommen war: so hielten es einige für eine Entheiligung, daß sie in Musik gesetzt, und öffentlich aufgeführt würden. Dieses Vorurtheil war nicht allgemein genug, zu verhindern, daß sie als dramatische Dialogen abgesungen wurden; aber es verhinderte doch die ordentliche Vorstellung, und auf diese Art wurden diese Stücken weniger unterhaltend. Ungeachtet sie aber den Beyfall nicht erhielten, den sie wirklich verdienten: so fuhr doch Händel damit bis zum Jahre 1741. fort, da die schlechte Beschaffenheit seiner Umstände ihn nöthigte, England zu verlassen, und sein Glück in Dublin zu versuchen.

Das erste, was er in Dublin that, war, daß er seinen Meßias aufführte, welcher in England sehr kaltsinnig aufgenommen worden war. Man empfieng Händeln in Irrland auf eine Art, die eine große Achtung gegen seine Verdienste zu erkennen gab Sein Aufenthalt daselbst, welcher neun Monate dauerte, brachte ihn in eine bessere Verfassung, und bey seiner Zurückkunft nach London fand er das Publikum besser gegen sich gesinnt, als ehemals. Es wurde endlich wieder sein Freund, wozu die vortrefliche Art, mit welcher ihn Pope im vierten Buche seiner Dunciade erwehnt, nicht wenig beytrug.

Händel

Händel fieng nunmehr seine Oratorios im Conventgarden mit allgemeinem Beyfall wieder an, und führte zuerst Sampson auf. Im Jahre 1743. hatte er wieder einen paralytischen Zufall, und im Jahre 1744. zog er sich den Unwillen eines gewissen Frauenzimmers zu, die alles anwendete ihn zu stürzen; aber vergebens. Sein Meßias, den man ehemals so kaltsinnig aufgenommen hatte, wurde nunmehro ein Lieblingsstück. Händel führte ihn jährlich zum Besten des Findlingshospitals auf, welches damals blos durch Beyträge von Privatpersonen unterstützt wurde.

Im Jahre 1751. wurde er blind durch eine Krankheit am Auge, die gutta serena genannt wird. Er gerieth darüber eine zeitlang in die tiefste Schwermuth, und konnte nicht ruhen, bis er an sich einige Operationen hatte unternehmen lassen, die so fruchtlos als schmerzhaft waren. Man wird sich wundern, daß man mit ihm in dieser Verfassung Operationen unternommen; allein man wird aufhören sich zu wundern, wenn man weiß, daß der Ritter Taylor, der so viele Wunderdinge gethan hat, und der sich eben damals in England befand, die Operation verrichtet hat; denn ob dieselbe gleich Händels Augen keinen Nutzen schafte: so füllte sie doch Taylors Beutel.

Diese ganze Zeit über setzte er die Aufführung seiner Singstücke mit ununterbrochenem Beyfalle fort; aber da er fand, daß es ihm unmöglich fiel, sie allein zu besorgen: so stand ihm, auf sein Verlangen, Herr Smith bey, welcher oft an seiner statt spielte, und überhaupt seine Stelle vertrat. Mit dieser Beyhülfe führte er, bis acht Tage vor seinem Tode, seine Singstücke beständig auf.

Vom

Vom October 1758. an nahm seine Gesundheit merklich ab, und die Lust zu essen, die sonst sehr stark bey ihm gewesen war, verließ ihn. Diesem ungeachtet behielt sein Geist, auch im letzten Theile seines Lebens, seine völlige Lebhaftigkeit, welches aus verschiedenen Gesängen und Chören und andern Compositionen erhellet, die, vermöge der Zeit ihrer Verfertigung, als die letzten Töne seiner sterbenden Stimme angesehen werden können. Am 6ten April 1759. wurde sein letztes Oratorium aufgeführet, wobey er gegenwärtig war, und den vierzehnten starb er, Er wurde in der Westmünster Abtey begraben, wo man ihm ein prächtiges Denkmal errichtete. Sein sehr ansehnliches Vermögen erbte die Tochter seiner Schwester; seine Musikalien hingegen erhielt Herr Smith. Diese wurden 1771 von dem jetzigen König, seinem großen Verehrer, für 5000 Pfund Sterlinge gekauft, und der Universität Oxford geschenkt.

D.

Litteratur und Völkerkunde.

V.

May 1784.

I.

Litterarische Fabeln.

Aus dem Spanischen des D. Tomas von Yriarte.

Der Bär, der Affe und das Schwein.

Ein Bär, mit dessen Künsten ein armer Polack sein Brod verdiente, versuchte einst einen neuen Tanz, den er noch nicht vollkommen gelernt hatte. „Wie gefällt dir dieser Tanz?„ fragte er den Affen, der ihm zusah. „Ganz und gar nicht,„ sagte der Affe. — „Ganz und gar nicht! — und warum denn? Herrscht nicht in allen meinen Bewegungen Ungezwungenheit, Leichtigkeit und Würde?„ — „Allerdings! rief ein Schwein, das auch dabey stund,„ die größte Ungezwungenheit und Würde, die sich nur denken läßt! In meinem Leben sah ich keinen so feinen Tänzer, und man könnte weit gehen, ohne seines gleichen zu finden.„ Diese unerwartete Lobrede machte den armen Bären ganz stumm; doch besann er sich bald, wandte sich ganz bescheiden gegen die Umstehenden und sagte: „Ich bitte euch alle um Verzeihung, meine Herrn! Als ich hörte, daß ich dem Affen nicht gefiel,

wurden meine Talente mir schon verdächtig; aber nun gar das Schwein mich lobt, bin ich überzeugt, daß ich nicht tanzen kann. „

Schriftsteller, merkt euch diese Fabel! Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn verständige Leute euch tadeln; aber ein noch viel schlimmeres, wenn Narren euch loben *).

Die Gans und die Schlange.

Eine Gans stand prahlend am Rande eines Teichs: „Welchem andern Thiere, rief sie, hat doch der Himmel alle die Vorzüge geschenkt, die er mir geschenkt hat; mir, die ich zu gleicher Zeit eine Bewohnerin der Luft, der Erde und des Wassers bin! Steht mir das Gehen nicht länger an, so schwimme ich; und bin ich des Schwimmens überdrüßig, so flieg' ich! — gacker, gacker, gacker! „ — und wer war froher als die Gans? Zum Unglück aber hatte eine listige alte Schlange sie behorcht; sie schlich mit schrecklichem Gezisch herbey, und rief: „Dummes, albernes Geschöpf! Du bildest dir etwas darauf ein, daß du gehen, schwimmen und fliegen kannst, da du doch im Gehen durch den Hirsch, im Fliegen durch die Lerche, und im Schwimmen durch die Barbe so weit übertroffen wirst! „

Schriftsteller, vergeßt es nicht, daß es bey weitem nicht der größte Vorzug ist, in allen Dingen pfuschern zu können, ohne in irgend einem vortreflich zu seyn.

Der Bock und das Pferd.

Ein Bock, der lange mit großer Aufmerksamkeit auf die süßen Töne einer wohlgespielten Geige gehorcht hatte, konnte sich

*) Es wäre doch interessant zu wissen, ob Herr Tomas de Yriarte unsers Gellerts Fabel vom Maler gekannt habe?

sich endlich nicht länger halten; er hüpfte und sprang vor Freuden außer sich herum, und sprach zu dem Pferde, das auch, durch die göttlichen Töne hingerissen, seine Krippe vergessen hatte: „Hör doch, lieber Freund, welche herrliche Harmonie! Du mußt wissen, daß sie mit Hülfe der Gedärme eines Bocks gemacht wird, der einst mein Spielkamerad war; und ich hoffe gewiß (o entzückender Vorschmack künftiger Freuden!) daß auch aus meinen wohlklingenden Eingeweiden dereinst eine nicht weniger liebliche Musik erklingen wird.„

Der arme Gaul antwortete auf diese schöne Anrede in einem etwas weniger hochschwebenden Ton: „In der That, Freund, die Musik ist sehr lieblich; aber sie könnt'es nicht seyn, ohne die Haare, die ich aus meinem Schweif pflücken lasse. Die Operation, ich gesteh'es, machte mich ein wenig bange, und schmerzte auch etwas; doch macht mir der Gedanke, daß das Instrument mir einige Verbindlichkeit hat, wirklich einiges Vergnügen; aber du, Freund, der du dir auf dasselbe Vergnügen Hoffnung machst, wie gedenkst du, nach deinem Tode etwas davon genießen zu können?„

Jeder schlechte Schriftsteller gleicht dem Bock, mehr oder weniger: da er nicht das Glück hat, sein Werk in seinem Leben mit Beyfall aufgenommen zu sehen, so appellirt er auf die Nachkommenschaft, und damit tröstet er sich.

Die Biene und der Kuckuck.

Eine Biene, die eben aufs Honigsammeln ausflog, sprach zum Kuckuck: „O so hör doch auf, und laß deine widerlich schreyende Kehle einmal ruhen: denn wahrlich, nie, seit Vögel erschaffen wurden, hatte ein Vogel eine unangenehmere Stimme! Kuckuck, Kuckuck, und immer und ewig Kuckuck! läßt sich wohl auf aller Welt was Ekelhafteres denken?„ —

„Ey hört doch die Jungfer Naseweis, erwiederte der Kuckuck; ekelhaft! warum nicht gar? Du hast auch wohl Ehre von Abwechselung zu reden, mit deinen ewigen Sechsecken, und deinem Honig, der immer dieselbe Farbe hat! Aber ich glaube, seit die Mathematiker ausfindig gemacht haben, daß du eine wunderbare geschickte Person bist, meynst du ein Recht zu haben, Jedermann zu verachten. „ — „Nicht so, mein kleiner gehörnter Freund, versetzte die Biene, nicht so! Der Mangel an Abwechselung und Mannigfaltigkeit ist kein Fehler an Dingen, die wahren Nutzen haben; fehlt es aber Werken, die blos Belustigung zur Absicht haben, an Mannigfaltigkeit, so fehlt es ihnen an Allem. „

Das Eichhörnchen und das Pferd.

Ein Eichhörnchen bewunderte einst einen jungen muthigen Brandfuchs, der, dem Sporn und Zügel gehorsam, in großer Vollkommenheit auf und nieder galoppirte. Nachdem es seinen Bewegungen eine zeitlang zugesehen hatte, rief das kleine Ding eben nicht gar höflich aus: „Alle diese Leichtigkeit, Behendigkeit, Schnelligkeit setzt mich nicht in Erstaunen, da ich eben das, und gelegentlich noch weit mehr kann; ich bin thätig, lebhaft, gaukle, hüpfe, springe, schwitze und zerarbeite mich, und kurz, ich bin keinen Augenblick in Ruhe. „ Der Fuchs stand bey diesen Worten einen Augenblick still, und erwiederte etwas ernsthaft: „Das sind allerdings recht feine Gauckelsprünge, und anmuthige, leichte Bewegungen, die du da machst; aber, ich bitte dich, Freund, sey doch so gut, und sage mir, wozu sie eigentlich nützen? Ich gebe mir große Mühe, aber niemals für nichts und wieder nichts; es ist meine Pflicht, und ich bilde mir nur etwas darauf ein, wenn ich meine Geschicklichkeit im Dienst meines Herrn zeigen kann. „

Schriftsteller, die ihre Kräfte an nichtswürdigen Werken verschwenden, machen es gerade wie das Eichhörnchen.

Die

Die Natter und der Blutigel.

Wir beyde stechen, sagte die Natter einst zu dem harmlosen Blutigel, wir beyde stechen; und doch, ich weiß nicht warum? bist du ein großer Günstling, und vor mir läuft Jedermann, oder sucht gar mich todtzuschlagen.

Du weist nicht warum? meine Liebe, erwiederte der Blutigel. — Wir beyde stechen, du hast Recht; aber mein Stachel giebt dem Kranken Leben, und der deinige tödtet den, der die stärkste Gesundheit hat.

Eben dies, nicht mehr und nicht weniger, macht den Unterschied zwischen dem gutherzigen und dem bösartigen Kunstrichter.

Thee und Salbey.

Als Thee, der Mandarin, auf seiner Reise von Sina her unterweges war; begegnete ihm Gevatter Salbey, der eben hinreiste. „Wohin geht denn die Reise, gnädiger Herr?„ fragt' er. „Nach Europa, Gevatter, wo man mich für ein gut Stück Geld verkaufen wird: und wohin gedenkt Ihr?„ — „Wohin anders, als nach Sina? dort weiß man meine guten Eigenschaften zu schätzen; in meinem Vaterlande hingegen hätt' ich ewig bleiben können, ohne je mein Glück zu machen, denn man betrachtet mich als ein Unkraut, und setzt mich mit Disteln und Schlüsselblumen in eine Classe. Der einzige Ort, wo man Genie zeigen kann, ist der, wo man nicht gebören ward.

Wie viele Spanier können fünf hundert Verse aus dem Tasso oder Boileau hersagen, und wissen doch nicht, in welcher Sprache Garcilasso schrieb!

Die

Die Heuschrecke und der Fuchs.

Erinnert der Leser sich noch der Conversation, in welcher der Fuchs die Ursache errieth, warum die beyden Herren aus Africa, der Dromedar und der Strauß, so verschwenderisch in ihren Lobsprüchen auf einander waren? In eben dieser Conversation nun geschah einst der Geschicklichkeit des Seidenwurms Erwehnung, und zum Beweise derselben wurde ein von ihm gesponnenes Cocon producirt. Augenblicklich erregte es die Bewunderung aller Anwesenden, und selbst der blinde Maulwurf rief aus: Niemand habe je etwas ähnliches gesehen. Nur die Heuschrecke konnte gar nichts daran sehen, erklärte es für elende, nichtswürdige Arbeit, und die Bewunderer desselben für Narren. Dies machte die ganze Gesellschaft verdrüßlich, und einer fragte den andern, wie doch ein elendes Insect die Freyheit haben könne, etwas schlecht zu finden, was jedem andern so sehr gefiele? „Zum Henker! rief der Fuchs, wie kann doch jemanden etwas unbegreiflich vorkommen, das so klar ist? Wißt ihr denn nicht, daß die Heuschrecke selbst Cocons verfertigt, und daß ihre Manufactur zu nichts taugt? „

Ihr Genies, die ihr Gegenstände des Neides und der Bosheit seyd, wollt ihr einen guten Rath hören? — Wenn die Schnarcher euch zu beschwerlich werden, so erzählt ihnen dies Geschichtchen.

Der Degen und der Bratspieß.

Ein Degen mit einer feinen scharfen Klinge, so schön je die Faust eines Helden sie geschwungen hatte, kam, nachdem er in vielen Schlachten Hiebe ausgetheilt, und manchem Herrn angehört, und auf mancher Auction verkauft war, endlich durch einen der Glückswechsel, welche oft den Höchsten

in

in den Staub werfen, in den Winkel eines schmutzigen Wirthshauses. Hier schmachtete er nun vergebens, einmal wieder Blut zu lassen, und hatte schon lange unbemerkt, und dem nagenden Rost ausgesetzt, da gestanden, als, auf Befehl seines Herrn, ein schmieriges Küchenmensch ihn ergrif, ihn in die Küche trug, ihn durch einen Kapaunen stieß — und so diesen ehemals so hoch berühmten Degen zu einem vollkommnen Bratspieß herabwürdigte.

Unterdeß dieses im Wirthshause vorging, kam ein Bauer, den die Laune des Glücks vom Lande an den Hof gezogen und zum Edelmann erhoben hatte, weils ihm nur noch an dem Zeichen seiner neuen Würde, am Degen, fehlte, zu einem Schwerdtfeger. Der Mann, welcher den Schafskopf, mit dem er zu thun hatte, bald durchsah, und merkte, daß alles, was nur Gefäß und Scheide hätte, ihm gut genug seyn würde, bat ihn, den andern Tag wieder zu kommen, unterdeß er einen alten Bratspieß, der in seiner Küche lag, aufputzte, und es unserm Ritter für die nemliche Klinge verkaufte, womit Cid die Mauren niedergemetzelt habe.

Der Gastwirth war unstreitig ein großer Narr, und der Schwerdtfeger ein großer Betrüger; aber gleicht nicht die Heerde unsrer Abschreiber meist einem von ihnen beyden? Einige übersetzen gute Schriftsteller, und machen Bratspieße aus Degen; andre übersetzen schlechte, und verkaufen uns, für Degen, Bratspieße.

Die Katze, der Alligator und die Grille.

Wer hat wohl nicht viel von der Geschicklichkeit der Thiere in der Botanik gehört, und wie gut sie sich auf die verschiednen Arten der Kräuter verstehen? Eine Katze, die es beydes in der Theorie und der Praxis sehr weit gebracht

zu

zu haben schien, und ihre Kenntnisse dieser Art sehr gern auskramte (ein steiferer Pedant kam schwerlich je von einer Universität) begegnete einst, da sie einige Arzeney-Pflanzen suchte, dem Alligator, und sagte: — „Freund, du mußt wissen, daß ich an einem malo semihydropico laborire, und, um es zu vertreiben, mich eben nach dem succo heliotropii umsehe.„ Der Alligator machte anfangs große Augen, da er den seltsamen Dialekt hörte, wovon er so wenig verstand, als ob das lächerliche Geschöpf Aethiopisch gesprochen hätte; hernach aber, als er sie ihren Wanst durch bloßen Sonnenblumensaft reinigen sah, lachte er über die Affectation, wie sies verdiente. Nicht so die Grille, die, ungeachtet sie kein Wort von dem Gesagten verstand, doch gleich, vielleicht eben daraus, schloß, daß es etwas sehr Schönes seyn müsse, und umherging, und die Katze für den gelehrtesten Apotheker ausschrie, den sie in ihrem Leben kennen gelernt habe.

Guter Rath für die Pedanten, die mit fremden hochtönenden Wörtern um sich werfen, und die Metaphern-Krämer, die erst vernünftig schreiben lernen sollten, ehe sie ihre Nonsense zu Markte bringen!

Der Naturforscher und die beyden Eidexen.

Ein Naturforscher, der ein Paar Eidexen in einem Baumgarten fand, trug sie in sein Zimmer, und konnte sich nicht enthalten, die eine derselben sogleich zu anatomiren. Er zerlegte sie also Glied für Glied, nahm sein Vergrößerungsglas zur Hand, untersuchte jeden Theil besonders, ergrif dann die Feder, guckte wieder hin, schrieb ein wenig, hielt ein und bedachte sich, ob er nicht etwas vergessen hätte, und so fort, bis er sein Taschenbuch gefüllt hatte. Hierauf kamen, wie gewöhnlich, seine Herren Collegen in der Naturforschung herein; er erzählte ihnen, was er bemerkt hätte, und der

Eine

Eine bezeigte seine Verwunderung, der Andre fragte, der Dritte fand viel zu tadeln.

Die Sache war nun vorbey, und der Weise war des Eidexen-Anatomirens ziemlich müde. Die andere gefangene Schwester kehrte daher, nach erhaltener Freyheit, zurück, woher sie gekommen war, und war nicht so bald angelangt, als sie ihre Nachbarn zusammenberief, und ihnen erzählte, was vorgegangen. „Zweifelt nur nicht, ich sah es mit diesen meinen eignen Augen! Einen ganzen Tag lang stand der Mann und beguckte den Leichnam meiner Schwester — Potz Stern! — und andre Thiere halten uns für nichts besser, als grüne Blätter! und wir sollten das leiden? wir, die wir so viele Dinge mit uns herumtragen, die nicht nur der Betrachtung, sondern selbst des Aufzeichnens werth sind. Aber zu viel Demuth thut wahrlich nie gut; und man spreche, was man wolle, wir sind gewiß eine sehr hochachtungswerthe Art von Geschöpfen!„

Wollt ihr nicht, daß schlechte Schriftsteller eitel werden, so bedenkt, daß, wer sich herabläßt sie zu kritisiren, ihnen Wichtigkeit giebt. Nie also nehmt ernsthafte Notiz von ihrem Plunder; denn wer auf Eidexen Acht hat, gibt ihnen nur Gelegenheit zu sagen: „Man spreche, was man wolle, wir sind gewiß eine sehr hochachtungswerthe Art von Geschöpfen!„

II.

Fortsetzung des l'Aujardiere Reise und Abentheuer an der Küste der Kaffern; nebst Nachrichten von einigen Bewohnern derselben.

Während meines Aufenthalts bey diesem Manne hatte ich Musse, die Lebens- und Gemüthsart der Einwohner kennen zu lernen.

Man hält die Kaffern überhaupt für sehr rohe, brutale und viehische Leute. Die, bey denen ich mich aufhielt, sind dies bey weitem nicht so sehr, als die andern. Sie sind, überhaupt genommen, wohl gebildet, groß, stark und behende. Ungeachtet ihr Land in einem gemäßigten Himmelsstriche liegt, sind sie doch eben so schwarz als die, welche mitten in der heißen Zone wohnen. Ihre ganze Kleidung, sowohl der Manns- als Weibspersonen, ist eine Ochsenhaut, die ihnen zum Mantel dient, worein sie sich einhüllen. Ausserdem tragen sie noch zwey andre aus solchen Häuten geschnittene Stücke, einer Hand lang und breit, die sie an einem um den Unterleib gebundenen Gürtel befestigen, so daß das eine vorne, und das andre hinten herabhängt. Ihr Land hat etwa 30 französische Meilen im Umfange. Sie nennen sich in ihrer Sprache Makossen. Sie haben Nachbarn, mit denen sie in beständigem Kriege leben; und andre, mit denen sie in sehr gutem Vernehmen stehen. Die erstern heißen Magoicka oder Makenassen; den andern geben sie verschiedne Namen, als Mapantu, Muße, u. s. w. Sie stehen unter einem König. Der, welcher damals regierte,

war

war sehr groß und wohlgebildet, und im Wurfspießwerfen war er geschickter als alle andere. Ich habe nicht erfahren, wie er zur Königswürde gelangt war, da sein Vater, der vor ihm regiert hatte, noch lebte, und er nicht der älteste von seinen Brüdern war. Vermuthlich also hatte er seinen vorzüglichen Eigenschaften seine Erhebung zu danken. Er hatte acht Söhne, fünf Töchter und zehn Frauen. Seine Gewalt über seine Unterthanen ist unumschränkt, und er läßt sie strafen, wie es ihm beliebt. Wenn sie gegen ihre Nachbarn in den Krieg ziehen, ist er immer an ihrer Spitze, und setzt sich eben so sehr, als der geringste seiner Unterthanen, jeder Gefahr aus. Ich bin selbst Zeuge von seiner Tapferkeit gewesen, da, während meines Aufenthalts bey ihnen, die Makenassen einen Einfall in ihr Land thaten. Sie versammelten sich an 4 bis 5000 Mann stark, um sie zurückzutreiben. Die Feinde waren stärker als sie; aber gleichwohl griffen sie dieselben sehr muthig an. Mein Haß gegen diese Makenassen, (denn sie waren es, welche uns auf der ersten Reise nach dem Kap so übel zugerichtet, ausgeplündert und zurückgetrieben hatten), machte mir auch Lust, gegen sie zu Felde zu gehen. Die beyden Heere trafen bald an einander. Zum Glück für uns wehete ein sehr starker Wind, ein Vortheil, der nicht wenig beytrug, uns den Sieg zu verschaffen. Denn da diese Makenassen keine andre Waffen haben, als Bogen und Pfeile, die sie hoch in die Luft schießen, so daß sie den Feinden senkrecht auf die Köpfe herabfallen, so waren die meisten ihrer Schüsse umsonst, indem der Wind ihre zu leichten Pfeile wegführte; da hingegen die unsrigen, die blos Ragayen (eine Art Spieß von hartem und sehr schwerem Holze) führten, fast keinen Wurf vergebens thaten. Auch richteten wir eine große Niedermetzelung unter ihnen an. Kriegsgefangene wurden nicht gemacht, sondern alles, selbst Weiber und Kinder, ohne Barmherzigkeit niedergehauen. Von unsrer Seite blieben über 100 Mann auf dem Platze, die Verwundeten

deten nicht gerechnet, unter denen auch ich mich befand, indem ich mit einem Pfeil in den Arm geschossen wurde. Ich schnitt auf der Stelle das Fleisch um die Wunde her mit meinem Messer heraus, wie man mir gerathen hatte; das einzige Mittel, mich vom Tode zu retten, weil die Pfeile alle vergiftet sind. Der König selbst wurde an zwey Orten verwundet. Seiner Tapferkeit verdankten wir vornehmlich den Sieg; er war allenthalben gegenwärtig, eilte von einem Orte zum andern, wie der Blitz, und flößte durch Worte und Beyspiele den Seinigen Muth ein. Wir verfolgten die Feinde sehr weit in ihr Gebiet, und führten über 6000 Ochsen und eine Menge Schaafe, die man zu zählen sich nicht die Mühe gab, mit uns weg. Die Ochsen fielen dem König zu, und die Schaafe wurde unter seine Leute getheilt. Ich kehrte reicher aus diesem Kriege zurück, als ich vorhin gewesen war. Der König schenkte mir einen Ochsen und eine Kuch; einige andre der Vornehmsten beschenkten mich nach meiner Rückkehr ebenfalls, so daß ich in kurzer Zeit ein Vermögen von zehn Ochsen und einigen Kühen besaß.

Diese Ochsen sind der ganze Reichthum des Landes; auch sind sie hier in so großer Menge, daß Einer, der nur 2 oder 3000 besitzt, nicht für besonders wohlhabend gehalten wird. Dies nöthigt sie aber, von einander abgesondert zu leben. Sie sind daher in kleine Wohnungen oder Negrereyen vertheilt; und in einer solchen Negrerey leben zuweilen 40 bis 50 Manns- und Frauenspersonen beysammen, die alle unter Einem Oberhaupt stehen.

Die Menge des Viehs nöthigt sie, alle zwey Jahre ihre Wohnung zu verändern; denn wenn die Futterung an dem einen Orte aufgezehrt ist, suchen sie einen andern, damit unterdeß der vorige Platz wieder bewachse, und nähern sich einander nicht weiter als auf eine oder zwey französische

Meilen.

Meilen. Ihre Wohnungen bestehen blos aus zusammengebundenen Baumzweigen, die eine Art von Gewölbe ausmachen. Sie sind mit Matten bedeckt, welche die Weiber aus Graswerk verfertigen. Diese Weiber müssen auch die Häuser bauen, Wasser tragen, Holz herbeyholen, kurz, alles verrichten, was in der Haushaltung nöthig ist; denn die Mannspersonen sind sehr faul, und bekümmern sich um nichts. Man kann sich vorstellen, welch ein schlechtes Nachtlager sie haben, da sie blos auf der Erde auf einigen Matten liegen. Außerdem werden sie von gewissen Würmern, so lang und dick als ein kleiner Finger, geplagt, die in der Nacht aus der Erde kommen, und sich ins Fleisch eingraben. Sie sind fast daran gewöhnt, und schlafen deswegen ganz ruhig; ich aber konnte, so lange ich bey ihnen war, dieses Ungemach nie ertragen lernen, und warf mich daher oft bis an den Hals ins Wasser, wo ich, auf einen Stein gelehnt, und mit meiner Ochsenhaut bedeckt, schlief.

Wenn eine Mannsperson sich verheyrathen will, so ist es ihm nicht erlaubt, es in der Negrerey zu thun, wo er wohnt, weil alle solche Hausgenossen sich als Brüder und Schwestern ansehen. Er muß sich daher anderswo eine Frau suchen. Zu diesem Ende nimmt er alle seine Brüder mit; sie gehen zusammen in eine benachbarte Wohnung, wo sie immer sehr wohl aufgenommen werden. Sie finden ein besonderes Logis für sich; denn bey jeder Negrerey sind abgesonderte Hütten für die fremden Mannspersonen. Sind es Frauenspersonen, die ihre Nachbarn besuchen, welches sehr oft geschieht, so bewirthen die Mannspersonen sie, so gut sie können; und sind es Mannspersonen, die bey einem Spaziergange, oder in der Absicht, sich zu verheyrathen, kommen, so werden sie einige Tage lang von den Frauenspersonen bedient und tractirt. Wer sich verheyrathen will, sucht dann diejenige aus, die ihm am besten gefällt, und bleibt wohl 4

bis 5 Wochen da, während welcher Zeit denn beständig getanzt, und auf ihre Weise geschmauſt wird, alles auf Kosten des Bräutigams. Hierauf kehrt er mit dem ganzen Haufen, Manns- und Weibspersonen, nach seiner Wohnung zurück, wo es dann wieder aufs Tanzen und Schmausen losgeht. Am Tage der Hochzeit versammlen sich alle Manns- und alle Frauenspersonen, von einander abgesondert, vor der Negrerey, man legt ein groſses Feuer zwischen beyden an, an welchem man einen ganzen Ochsen braten läſst, und so lange der Braten am Feuer ist, tanzt man auf beyden Seiten aus allen Kräften.

Sobald der Ochs gar ist, tritt der Bräutigam aus dem Haufen der Mannspersonen hervor, nimmt eine Art von Mütze, die er auf dem Kopfe hat, ab, und geht so, immer springend, nach dem weiblichen Haufen. Er nähert sich seiner Braut, küſst sie, und kehrt nach seinem Platz zurück. Das Mädchen folgt ihm eine Strecke lang hinkend, und kehrt dann wieder um. Der Bräutigam läuft nun wieder zu ihr, wie das erstemal, sie folgt ihm auf eben die Weise, und kehrt ebenfalls wieder zu ihrem Haufen um. Dies geschieht dreymal, und hat, dünkt mir, ziemlich viel Aehnliches mit dem Gebrauch der alten Römer, die ihre Bräute ihren Müttern gleichsam mit Gewalt wegnehmen mußten. Man theilt hierauf den gebratenen Ochsen in zwey Hälften, wovon die Frauenspersonen die eine, und die Mannspersonen die andre erhalten, und jeder Haufen verzehrt seine Hälfte für sich. Nach allen diesen Ceremonien giebt der Bräutigam dem Vater und den Brüdern seiner Braut zehn Ochsen; worauf er denn wirklich verheyrathet ist, und nun, so bald er will, die Ehe vollziehen kann.

Ehe Einer sich verheyrathen kann, muß er beschnitten seyn. Diese Beschneidung geschieht im siebzehnten oder achtzehnten

zehnten Jahre, und gewöhnlich lassen sich ihrer zehn bis zwölfe auf einmal beschneiden. Sie gehen dann zusammen bis an den Gürtel in einen Fluß, und einer von ihnen holt Andre herbey, die sich nicht weit davon aufhalten, und schon beschnitten, aber noch nicht verheyrathet sind. Die Art, wie diese Operation verrichtet wird, ist noch grausamer als bey den Juden; auch sterben oft welche daran. Nachdem sie geschehen ist, führt man sie auf einen Berg, wo man ihnen ein kleines besonderes Haus gebaut hat. Hier müssen sie drey Monate bleiben, ohne Frauenspersonen zu sehen; und ihre Freunde bringen ihnen unterdessen täglich zu essen und zu trinken. Nach Verlauf der drey Monate machen sie sich einen Schurz von Binsen, welchen sie umbinden, und kehren so in ihre Wohnung zurück, wo sie die ganze Nacht tanzen. Die Neugier trieb mich einst, ihrer Beschneidung zuzusehen; es wäre mir aber bald theuer zu stehen gekommen. Zwey oder drey der stärksten von ihnen ergriffen mich, und machten Anstalt, die Operation auch an mir zu vollziehen. In meinem Leben habe ich keine größere Angst ausgestanden; und nur meine Drohung, daß ich die ganze Nation durch den König der Weißen, vor dem sie sich sehr fürchten, ausrotten lassen wollte, bewog sie, mich gehen zu lassen.

Die gewöhnlichste Nahrung dieser Völker ist geronnene Milch. Sie haben auch eine Art Brod, das sie aus dem Saamen des Zuckerrohrs machen. Um das Zuckerrohr zu ziehen, dürfen sie nur die Erde ein wenig aufkratzen, und den Saamen hineinwerfen, so wächst er an zehn bis zwölf Fuß hoch, so vortreflich ist der Boden. Wollen sie dies Brod backen, so zerreiben sie diesen Saamen zwischen zwey Steinen, und machen Kuchen daraus, die sie auf der Asche braten. Das so gemachte Brod ist ziemlich gut; ihr Bier aber ist abscheulich, und man muß ein Kaffer seyn, um davon trinken zu können. Sie machen es von einem Saamen, der

ziemlich

ziemlich viel Aehnlichkeit mit dem Senf hat. Diesen zerreiben sie ebenfalls zwischen Steinen, und thun ihn dann in große irdene Töpfe, die sie mit Wasser anfüllen. Sie lassen alles eine Stunde lang kochen, und dann drey Tage lang sich setzen; worauf sie ihre Nachbarn zusammenrufen und trinken, bis die Töpfe leer sind. Dies Getränk, woraus sie ihre größte Delicatesse machen, ist außerordentlich sauer und von abscheulichem Geschmack. Es berauscht wie Wein, so daß sie, wenn sie aus einander gehen, sich kaum auf den Füssen halten können.

Das Land ist voll kleinen Wildprets aller Art, besonders von Hasen, deren es eine so große Menge giebt, daß man sie oft mit Stecken todtschlägt. Ihre ganze Zubereitung derselben zur Speise besteht darin, daß sie sie in Wasser sieden, ohne ihnen die Haut abzuziehen. Sind sie so gekocht, so verschlingen sie Haut, Haar und Fleisch, alles mit einander. Fische, es seyn See- oder Fluß-Fische, essen sie gar nicht; sie begreifen sie alle unter dem Namen Schlangen, und bilden sich ein, sie würden sterben müssen, wenn sie davon kosteten.

Sie gehen zuweilen auf die Jagd Löwen und Tiger zu erlegen, die ihren Heerden viel Schaden thun. Haben sie einen entdeckt, so versammlen sie sich 3 bis 400 an der Zahl, und nehmen 4 oder 5 Ochsen mit. Rings um den Ort, wo sie wissen, daß der Löwe oder Tiger sich aufhält, hauen sie eine Menge Bäume um, und machen sich daraus eine Art von Schanze. Sie setzen sich sodann alle auf den Hintern innerhalb des Verhacks, und halten eine Art Schild, von Ochsenhaut gemacht, in der einen, und einen Wurfspieß in der andern Hand. Hiernächst lassen sie die Ochsen herein. Wenn nun der Tiger aus seinem Schlupfwinkel hervorkömmt, um ihn zu zerreissen, ziehen sie die Ochsen zurück, und erhe-

ben ein großes Geschrey, um das Thier zu erschrecken, welches dann nicht ermangelt, einen Ausgang zu suchen. Da es aber von allen Seiten eingeschlossen ist, so muß es ihnen über den Kopf springen; sie bedecken sich dann mit ihrem Schilde, und stoßen ihm, mitten im Sprunge, ihren Spieß in den Bauch.

Ich habe oft dieser Jagd mit beygewohnt; aber das erstemal liefs unglücklich für mich ab. Ich hatte keinen Schild, und der Tiger kam gerade an den Ort, wo ich saß; er sprang über meinen Kopf, und versetzte mir im Sprunge mit einer seiner Klauen eine Wunde, von der ich lebenslang das Mahlzeichen tragen werde. Die Gewalt des Hiebes warf mich nieder, und der Tiger rettete sich. Von der Zeit an nahm ich mich besser in Acht.

Wiewohl man gemeiniglich sagt, die Kaffern hätten keine Religion, so ist es doch glaublich, daß sie wenigstens vormals eine gehabt haben; denn ich habe sie Dinge thun sehen, die das Ansehen von Opfern hatten. An gewissen Tagen des Jahrs stellen sie eine Versammlung an, machen ein großes Feuer, und schlachten einen Ochsen, von dem sie die Hälfte den Hunden geben, und die andre verbrennen. Unterdeß sitzt der ganze Haufen in tiefem Stillschweigen um das Feuer her, bis ihr Opfer, wenn man es so nennen kann, vollbracht ist. Als ich sie fragte, warum sie das thäten, sagten sie, sie wüßten es nicht; aber da sie es ihre Väter thun gesehen, thäten sie es auch.

Die Aehnlichkeit dieses Gebrauchs mit einem öffentlichen Opfer läßt sich, dünkt mir, nicht verkennen, und es kann leicht seyn, daß sie, bey der Rohheit und Unwissenheit worin sie leben, nach und nach die Gottheit, welcher sie es bringen, vergessen haben. Ja, ich kann nicht umhin zu glauben,

daß sie sich nicht irgend ein Wesen vorstellen sollten, welches ihnen den Regen, die Winde und den Donner zuschicke; denn wenn es regnet, stürmt oder donnert, so gehen sie aus ihren Häusern, schreyen und fluchen gegen den Himmel, werfen Steine, Lanzen und Feuerbrände in die Luft, und wenn der Sturm dann aufhört, bilden sie sich ein, daß ihre Drohungen ihm Einhalt gethan. Jedesmal, wenn ich sie das thun sah, stellte ich ihnen vor, daß sie übel thäten, daß ein Gott im Himmel sey, dem sie drohten, welcher alle Dinge regiere und beherrsche, und sie vertilgen würde, wenn sie fortführen, ihn durch ihre Gottlosigkeit zu beleidigen. Anfangs wurden meine Vorstellungen übel aufgenommen; endlich aber, da ich sie oft und ernstlich wiederholte, gab mein Wirth ihnen Gehör, meine Drohungen machten ihn bange, er begieng solche Tollheiten nicht weiter, und verbot auch seinen Kindern, es zu thun.

Dies war wirklich das einzige Mittel, sie davon zurück zu bringen; vergebens würde man ihnen andere Gründe dagegen angeführt haben; aber sie fürchten sich so sehr vor dem Tode, daß nichts ist, was sie nicht thun würden, um demselben zu entgehen. Der bloße Anblick eines Leichnams ist ihnen unerträglich und setzt sie in das größte Schrecken. Sobald Einer in einem Hause stirbt, bewohnen sie es nicht länger; sie werfen es gleich nieder. und scharren den Todten hurtig ein. Sie binden ihm den Körper krumm zusammen, und legen ihn in eine sieben bis acht Fuß tiefe Grube, die sie hernach mit Erde und Steinen bedecken und mit abgehauenen Bäumen umgeben, damit die Vorübergehenden an diesen Zeichen erkennen, daß jemand daselbst begraben sey. Sobald sie ein solches Grabmahl erblicken, machen sie einen Umweg, um nicht dabey herzugehen. Von einem andern Leben nach dem Tode wissen sie nichts. Sie stehen in dem Wahn, daß sie natürlicher Weise oder durch Krankheit niemals ster-

ben

ben würden, und glauben daher, sie würden unsterblich seyn, wenn sie nicht eines gewaltsamen Todes, oder durch Vergiftung umkämen. Sie fürchten sich deshalb außerordentlich vor Vergiftungen, und strafen diejenigen, die sie dieses Verbrechens schuldig halten, aufs härteste. Sie nennen sie Goicka, wie das Volk, mit welchem sie immer im Kriege leben, und gegen welches sie einen unversöhnlichen Haß hegen.

Folgende Todesstrafe habe ich an einer Frau vollziehen sehen, welche beschuldigt wurde, daß sie einen Menschen, der in unsrer Negrerey starb, vergiftet habe.

Erst machten sie zwey Löcher in die Erde, streckten dann die Frau auf dem Rücken aus, steckten ihre beyden Arme bis über den Ellenbogen in die beyden Löcher, und füllten sie mit Erde und Steinen an, damit sie sie nicht herausziehen könnte. Hierauf zogen sie ihr die Beine, so weit sie konnten, aus einander, und banden sie an zwey in gehöriger Entfernung von einander in die Erde geschlagene Pfähle, und nachdem sie ihr dreyßig Schläge mit einem Knittel gegeben hatten, warfen sie ihr eine ungeheure Menge kleiner schwarzer und sehr empfindlich stechender Ameisen in den Mund, die Augen, die Nase und die Ohren, und bedeckten ihr den ganzen übrigen Körper damit. In diesem Zustande ließ man sie, ganz nackt und der brennenden Sonnenhitze ausgestellt, vom Morgen bis an den Abend, da man sie wieder losmachte. Am folgenden Morgen aber wiederholte man diese Marter aufs neue, und so täglich fort, bis sie den Geist aufgab, welches noch drey Monate *) währte.

Ungeachtet man nicht sagen kann, daß die Makossen eigentliche Gesetze haben, so lassen sie doch nicht leicht ein Ver-

*) Vermuthlich ein Schreibfehler im Original, statt drey Wochen.

brechen unbestraft. Die Strafen hangen von der Willkühr des Königs ab. Der Diebstahl besonders wird nie verziehen, ausgenommen, wenn jemand Kupfer oder Eisen stiehlt: denn da beydes sehr rar ist, und eben so hoch geschätzt wird, als bey uns Diamanten und Perlen, so verzeihen sie einer Versuchung, die zu stark ist, als daß sie ihr widerstehen könnten; stiehlt aber jemand einen Ochsen oder ein Schaf, so nimmt man ihm ohne Barmherzigkeit das Leben, weil die Versuchung, wegen des allgemeinen Ueberflusses an diesen Thieren, nicht so stark ist. Sie schreiben dann den Diebstahl nicht mehr der Schwachheit der Natur, sondern der bösen Gemüthsart des Diebes zu. *) Die, welche ich bestrafen sah, wurden an Bäume gebunden, und nachdem man ihnen vier oder fünfhundert Hiebe mit der Ragaye, je nachdem es dem König beliebte, gegeben hatte, ließ man sie, so an die Bäume gebunden, andern zum Exempel, sterben.

Nimmer hätt' ich geglaubt, daß ein so rohes und viehisches Volk so viel Gefühl für Wohlanständigkeit und gute Sitten gehabt hätte, als ichs hier wirklich fand. Ließe jemand aus Unachtsamkeit, oder sonst, in Gegenwart andrer, und besonders der Frauenspersonen, einen garstigen Wind streichen, so würde er für ehrlos gehalten werden, und Mühe haben, jemals wieder in die Gesellschaft Anderer zugelassen zu werden.

Auch die Frauenspersonen haben den Schein einer grossen Sittsamkeit. So bald sie eine Mannsperson sehen, hüllen

*) Bey uns ist es gerade umgekehrt; je größer die Versuchung, desto härter gewöhnlich die Strafe. Auf Schwachheit der menschlichen Natur nehmen wir selten bey unsern Strafen Rücksicht. Ich weiß nicht, ob die dummen, viehischen Makossen hierin nicht fast besser und menschlicher räsonniren, als wir aufgeklärten Europäer. Der Ueb.

len sie sich so sehr in ihre Haut ein, daß man ihnen fast nur das Weisse im Auge sieht. Allein so viel Züchtigkeit und Eingezogenheit sie auch vor Andern affectiren, so verhält sichs doch im Grunde ganz anders. Man urtheile von ihrer Züchtigkeit aus dem, was mir einst mit den Töchtern des Königs begegnete.

Ich wollte einmal die Holländer, die bey ihm logirten, besuchen, und mußte unterweges über einen kleinen Fluß, von dem seine Wohnung nicht weit entfernt war. Als ich mich demselben näherte, sah ich fünf Frauenspersonen, die sich darin badeten. So bald sie mich erblickten, liefen sie, weil sie mich vielleicht für einen Andern ansahen, oder besorgten, daß ich noch jemanden bey mir hätte, zu ihren Häuten, und hüllten sich hurtig ein. Als sie mich aber erkannten, und mich allein sahen, warfen sie die Häute wieder ab, und fielen über mich her. Sie nahmen mir auch bald die meinige weg, und rissen meinen Gürtel in Stücken; kurz, sie setzten mich, so gut wie sich selbst, in den Zustand, wie man unsre ersten Eltern zu malen pflegt. Hierauf überhäuften sie mich mit Liebkosungen, machten mir Vorwürfe, daß ich ihre Wohnung verlassen, priesen mich wegen meiner Schönheit, lobten meinen Teint, der dem ihrigen sehr nahe käme, meine so hübsch im Kopfe liegenden Augen, meine kleine aufgestülpte Nase, meinen so wohl gespaltenen Mund, und meine so schön aufgeworfenen Lippen, die mit den ihrigen so sehr harmonirten; wären meine Haare nur ein wenig kräuser, setzten sie hinzu, so würde kein Makosse so hübsch seyn, als ich; ich sey unendlich schöner, als die andern Weissen mit ihrer gelben Farbe und ihren blonden Haaren. Mit einem Wort, ich sah mich durch diese Kaffrischen Damen bald in einen neuen Adonis verwandelt; nur leider! waren sie keine Venusse für mich. Ich that indessen alles, was ich konnte, um mich von ihnen loszumachen. Da sie mir meine Haut durchaus nicht zurückgeben

geben wollten, nahm ich eine von den ihrigen, und lief damit aus aller Macht nach ihrer Wohnung zu. Einige Schritte von derselben traf ich eine von den Frauen des Königs an, die mich, als sie diese Haut auf meinen Schultern sah, fragte, woher ich sie bekommen hätte? Ich erzählte ihr meine Begebenheit. Sie verbot mir, irgend jemanden ein Wort davon zu sagen, und sagte mir, ich sollte ihr die Haut geben, und mich wohl hüten, so vor dem König zu erscheinen; sie wolle mir eine andre geben, und ich solle nur da ein wenig warten, bis sie zurückkäme. Zu gleicher Zeit verließ sie mich, und brachte mir bald eine andre ganz neue Haut, die sie für einen ihrer Söhne zurecht gemacht hatte.

Hätte ich nur einigermaßen Neigung gehabt, so hätte diese Begebenheit wichtigere Folgen für mich haben können; denn von dieser Zeit an machte der König mir mehr Liebkosungen, als gewöhnlich, und that mir sogar eines Tages den Antrag, mich mit der jüngsten seiner Töchter zu verheyrathen. Ich glaubte anfangs, er habe mich zum besten, erfuhr aber bald, daß es sein Ernst gewesen war; denn er sagte mir nachher sehr oft davon, so daß es nur auf mich ankam, ob ich Schwiegersohn Sr. Makossischen Majestät werden wollte. Aber dies Glück hatte keinen Reiz für mich. Ich seufzte nur nach Europa zurück; das Leben, welches ich hier führte, wurde mir immer unerträglicher. Endlich, nachdem ich ein ganzes Jahr unter diesem Volke zugebracht, hatte der Himmel Mitleiden mit mir, und führte mich von ihm weg.

Eines Tages, da ich einige Holländer, die sich von den übrigen abgesondert hatten, und in einer andern Wohnung lebten, besuchen wollte, begegnete mir unterwegs eine Frausensperson, die mir sagte: Wo willst du hin? und warum bist du allein hier geblieben? Alle deine Kameraden sind schon gestern abgereist, in einem kleinen Schiffe, das sie abgeholt hat.

Diese

Diese Nachricht setzte mich in die größte Bestürzung. Ich fragte indeß voller Ungeduld nach dem Orte, wo das Schiff gelandet sey, und sie nannte mir ihn. Der Ort war über vier Stunden entfernt; augenblicklich also nahm ich Abschied von ihr, und bat sie, mich bey meinem Wirth zu entschuldigen, wenn ich nicht zurückkäme, ihn noch einmal zu sehen. Hierauf machte ich mich auf den Weg, und eilte so sehr, daß ich noch vor Mittag an den Ort der Einschiffung kam. Zum Glück waren unsre Leute noch nicht abgereist. Wir warteten noch zwey Tage auf unsre übrigen Kameraden, und schifften uns dann, 19 an der Zahl, ein; 6 blieben zurück, weil man sie nicht auffinden konnte. Ehe wir aber abfuhren, hatte ich noch das Vergnügen, meinem Wirth Lebewohl zu sagen. Dieser gute Mann, der durch die Frauensperson von meinem Vorhaben benachrichtigt war, kam gleich am folgenden Morgen zu mir, und blieb bis zur Einschiffung. Da die Schaluppe nicht dicht ans Ufer kommen konnte, und wir ziemlich weit ins Meer gehen mußten, nahm er mich auf seine Arme, und trug mich wider meinen Willen hin, und sein Gesicht war dabey fast eben so naß von Thränen, als sein Körper von Wasser. Als wir uns endlich trennten, heulte er ganz jämmerlich, so daß ich durch diese Empfindsamkeit eines Mannes, dem ich so viel zu verdanken hatte, innigst gerührt ward.

Als wir an Bord waren, sagte uns der Kapitain, der Gouverneur des Kaps habe erfahren, daß wir da wären, und ihn daher abgeschickt, um uns abzuholen. Wir giengen am 10ten Febr. 1688 unter Segel, und kamen am 19ten desselben Monats glücklich am Kap an. Als der Gouverneur unsre Ankunft erfuhr, ließ er uns alle in unserm Kaffern-Habit vor sich kommen, und nachdem er uns sehr freundlich aufgenommen, schenkte er uns jedem ein Stück blaue und ein Stück weisse Leinwand, um uns daraus ein Habit und Hemden machen zu lassen.

Ich

Ich blieb acht Tage im Fort, ohne zu wissen, wozu ich mich entschließen sollte. Ich hatte weder Geld noch Kleidung, um nach Holland zurückzukehren; ja ich wußte nicht einmal, an wen ich mich dort wenden sollte. Also faßte ich den Entschluß, meinen Anverwandten den Ort meines Aufenthalts zu melden, und ihre Antwort abzuwarten.

Um indeß nicht Hungers zu sterben, engagirte ich mich auf drey Jahre in Dienst der Ostindischen Compagnie, gegen 10 Livres monatlichen Sold, als Matrose. Man that mich auf eine Galiotte, die im Hafen lag, und die man einige Monate nachher abschickte, um längs der Küste von Afrika hinzufahren, sie zu untersuchen, und wo möglich die sechs übrigen Leute, die unter den Kaffern geblieben waren, abzuholen. Wir giengen am 19ten August unter Segel, und kamen am 24sten Sept. in eine Bay, in welche sich fünf ansehnliche Flüsse ergießen, in deren einen wir einliefen. Den vornehmsten derselben nennen die Portugiesen Rio de Lagoa. Die Mündung der Bay hat nur 15 bis 16 Fuß tief Wasser. Da, wo wir einliefen, fanden wir ein englisches Schiff, welches Elephantenzähne und eine Art von Gummi eintauschte, das von den Kaffern für Ambra ausgegeben wurde. Unsre Leute ließen sich anfangs dadurch hintergehen, und ich war nicht klüger, denn ich tauschte ein Stück ein, das größer war wie mein Kopf. Es kostete mir indeß so wenig, daß ich mich über den Betrug und meinen Verlust leicht tröstete, denn ich hatte nur einige Glaskorallen dafür gegeben. Man entdeckte uns bald den Betrug, und da hatte der Handel ein Ende. Die Negern waren vormals ehrlich, und man befand sich wohl dabey, mit ihnen zu tauschen; aber ihr Handel mit den Portugiesen hat sie zu Betrügern und Spitzbuben gemacht. Sie haben hier übrigens dieselben Sitten, und sind auch eben so gekleidet, wie die, bey denen ich mich aufgehalten habe. Wir blieben etwa zwey Monate in der Bay, worauf wir weiter

an der Küste hinfuhren, und an einen andern Ort kamen, welchen man Terra natalis nennt. Wir erfrischten uns hier 14 Tage, und nahmen ander Wasser ein. Dies war hohe Zeit, denn von unsrer 20 Mann, die sich an Bord befanden, waren nur noch 4 gesund, und zwey waren schon gestorben, weil das verdorbene Wasser uns Krankheiten zugezogen hatte. Dieser Ort ist von dem, wo ich mich aufgehalten, nur 40 französische Meilen entfernt. Wir kamen nachher auch hierhin, und nahmen drey von den Zurückgebliebenen ein; die übrigen drey konnten oder wollten nicht zurück. Gern hätte ich meinen alten Wirth besucht, um ihm für seine mir erwiesene Freundschaft zu danken; da aber seine Wohnung zu weit vom Meere entfernt war, begnügte ich mich, ihm, nach meinem Vermögen, ein kleines Geschenk zu schicken.

Hierauf kehrten wir nach dem Kap zurück, wo wir den letzten November ankamen, und zugleich erfuhren, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Holland ausgebrochen sey.

Einige Monate nachher kam ein Schiff von Amsterdam, welches Briefe an mich mitbrachte, die an den Gouverneur abgegeben wurden. Er ließ mich zu sich holen, und nachdem er mich gefragt, ob ich nicht der Franzose sey, der unter den Kaffern gewesen, und sich nach meiner Familie erkundigt hatte, zeigte er mir zwey Briefe, und fragte mich, ob ich die Hand kenne?

Wie groß war mein Entzücken, als ich die Hand meiner Mutter und meines Bruders erkannte! Hierauf erzählte er mir, eine große Prinzeßin, deren Edelmuth und Tugend noch über ihren Rang erhaben sind, habe, auf Ansuchen meiner Verwandten, die meine Briefe erhalten, die Gnade gehabt, sich für mich zu interessiren, und durch einen der vornehmsten Herrn von der Admiralität zu Amsterdam meinetwegen

wegen an ihn schreiben zu lassen. Er erwies mir zugleich tausend Höflichkeiten, und versprach mir, mich mit der ersten Gelegenheit nach Holland zurückzuschicken.

Unterdeß behielt er mich bey sich in seinem Hause, wo ich täglich an seiner Tafel aß, und mit seinen Kindern in einem Zimmer schlief. Er ließ mich auch von Haupt bis zu Fuß neu kleiden; kurz, er überhäufte mich mit Wohlthaten und Gefälligkeiten, die ich nie vergessen werde, und wofür meine Erkenntlichkeit erst mit meinem Leben aufhören wird.

Endlich kam die Ostindische Flotte, und ich schifte mich am 30sten Jun. 1689 auf derselben ein. Wir hatten die glücklichste Fahrt von der Welt, und begegneten nur zwey englischen Schiffen im Eingange des Kanals, von denen wir erfuhren, daß der Prinz von Oranien zum König von England gekrönt worden. Diese Neuigkeit machte uns große Freude, und wir tranken die Gesundheit des Königs, unter Abfeurung aller Kanonen der Flotte, welches von den Engländern beantwortet wurde. Hierauf trennten wie uns, und wir kamen am 24sten October in Zeeland an. Sobald ich zu Middelburg den Fuß ans Land gesetzt hatte, schifte ich mich nach Amsterdam ein, von wo ich dann mit der Post zu meinem Bruder in Deutschland abreiste.

III.

Caspar von Coligni.

Eine biographische Skizze.

Unter allen den Unglücklichen, die in jener Bartholomäus-Nacht der wüthendsten Schwärmerey und dem unbändigsten Religionshaß geopfert wurden, ist der Admiral von Coligni wohl der Berühmteste. Er war sicher einer der geschicktesten Feldherrn seiner Zeit, und hinterließ der Nachwelt, so wie Julius Cäsar, eigenhändig aufgesetzte Memoiren. Robertson, der größte Geschichtschreiber neuerer Zeit, entwirft in seiner Geschichte der Regierung Kaiser Carls des Fünften nachstehende Schilderung von seinem erhabenen Character: „Ein standhafter, mitten in den größten Gefahren „unerschütterlicher Muth, eine an Hülfsmitteln fruchtbare „Erfindsamkeit, ein Genie, das von jedem Unfall angefeuert wurde, und neue Kräfte zu erhalten schien, ein Talent, „Gemüther nach seinem Willen zu lenken, und eine Fähigkeit, unter den widerwärtigsten und bedrängtesten Umständen eben diese Gewalt über sie zu erhalten; alles dieses waren Eigenschaften, die Coligni in einem weit höhern Grad „besaß, als irgend ein andrer General der damaligen Zeiten. „ — Nachstehende Nachrichten von allen militärischen Thathandlungen seines Lebens sind größtentheils aus oben erwehnten Memoiren gezogen, wovon ein Theil gedruckt worden, der Rest aber noch in Handschriften in verschiedenen Bibliotheken Frankreichs aufbehalten wird.

Caspar von Coligni stammte von einem vornehmen Geschlechte aus Bourgogne ab, dessen Alterthum sich bis ins

eilfte

eilfte Jahrhundert verlor. Sein Vater, der, so wie er, Caspar hieß, und Herr von Coligni, Andelot und Chatillon-sür-Loing war, folgte König Carl dem Achten auf seinem Neapolitanischen Feldzuge, und Ludwig dem Zwölften in allen seinen Italiänischen Kriegen. Dieser Monarch ertheilte ihm den Ritterorden vom H. Michael, und Franz der Erste ernannte ihn zum Marschall von Frankreich. Er war mit Louisen, der Schwester des berühmten Connetable Anna von Montmorenci vermählt, und die Früchte dieser Ehe waren vier Söhne. Der älteste hieß Peter, er ward 1515 gebohren, starb aber sehr frühzeitig, im 19ten Jahr seines Alters 1534. Der zweyte wurde in der Taufe Odet genannt, und in der Folge der Kirche gewidmet; er erhielt bereits in seinem siebzehnten Jahr den Cardinalshut, ob er gleich in der Folge nur zu deutlich zeigte, wie wenig er zum geistlichen Stande geschaffen war. Der dritte war Caspar, unser Held; seine Eltern und noch mehr sein Onkel, der Connetable, bestimmte ihn in seiner ersten Jugend zu der geistlichen Würde, die nachher sein älterer Bruder Odet bekleidete, und die Caspar sich hartnäckig anzunehmen weigerte. Der vierte und jüngste hieß Franz, mit dem Beynamen von Andelot; er hat denselben zeitlebens geführt, und man hat sich dessen beständig bedient, um ihn von seinen beyden ältern Brüdern zu unterscheiden, wovon der eine unter dem Namen des Cardinals von Chatillon, und der andre unter dem des Admirals von Coligni in der Geschichte bekannt ist.

Von seiner frühesten Jugend an hatte Caspar einen vertrauten, unzertrennlichen Freund; ihre Verbindung schien sich auf wahre gegenseitige Hochachtung zu gründen, und ihre Neigungen waren einander in allen Stücken gleichförmig. Beyde schienen bestimmt zu seyn, ein hohes Alter zu erreichen, große Rollen in der Welt zu spielen, und Hand in Hand Ruhm und Glück über ihr Vaterland zu verbreiten. Aber

Ehrgeiz

Ehrgeiz und Ruhmsucht, die Hauptleidenschaften des einen sowohl als des andern, stöhrten bald alle diese schönen Aussichten, und machten aus diesen innigen Freunden zwey eben so unversöhnliche Feinde. Zur Bestätigung unsers Vorgebens brauchen wir nur Caspars Freund zu nennen. Es war kein andrer als Franz von Lothringen, Prinz von Joinville, der 1550 Herzog von Guise ward, unter Heinrich II. Franz II. und Carl IX. eine so glänzende Rolle spielte, die Armee der Catholiken gegen die unter Colignis Befehlen stehende Protestanten kommandirte, und endlich bey der Belagerung von Orleans im Jahr 1563 meuchelmörderischerweise getödtet wurde. Man hielt den Admiral von Coligni, obgleich mit Unrecht, für den Anstifter dieses Meuchelmords, und die Kinder des Ermordeten verfolgten ihn unter diesem hassenswürdigen Vorwand bis an seinen Tod.

Aus Freundschaft für den Prinz von Joinville that Coligni mit ihm seinen ersten Feldzug auf den Gränzen von Champagne und Flandern, während dessen der Dauphin, nachheriger König Heinrich II. den er eigentlich, weil er an ihn attaschirt war, hätte begleiten sollen, Perpignan belagerte. Beyde Freunde befanden sich bey der Belagerung von Montmedy gegenwärtig, wo sie, von einem edlen Nacheifer beseelt, sich den drohendsten Gefahren mit einem Muth entgegensetzten, der oft alle Gränzen der Behutsamkeit überschritt. Coligni wurde verwundet, und Joinville schien so untröstlich über diesen Unfall, daß er den Schwur that, sich künftighin mit mehr Mäßigung zu betragen, und nicht mit so vieler Verwegenheit wie bisher den Gefahren des Krieges Trotz zu bieten; ein Gelübde, welches er sicher nicht abgelegt haben würde, wofern er selbst verwundet worden wäre, und das nur blos die Leiden seines Freundes seiner theilnehmenden Seele entreißen konnten.

Der Connetable von Montmorenci, der Oheim unsers Helden, befand sich damals in einer Art von Ungnade, und lebte, vom Hofe und der Armee entfernt, in stiller Ruhe auf seinem Landgut Ecouen; indessen hinderte ihn dieses doch nicht, von der Aufführung seiner Söhne und Neffen, die den Feldzug mitmachten, genaue Nachrichten einzuziehen. Unvermuthet erhielt der junge Coligni ein Schreiben von ihm, worin er ihm unverzüglich befahl nach Ecouen zu kommen. Coligni gehorchte, nahm Urlaub, und reisete ab; ob er gleich nicht begreifen konnte, warum der Connetable so dringend seine Gegenwart verlange. Bey seiner Ankunft überhäufte ihn sein Oheim mit sehr harten Vorwürfen, über die Unvorsichtigkeit, womit er so sehr zur unrechten Zeit sein Leben gewagt hätte. Statt aller Antwort und Entschuldigung bat ihn Coligni blos, ihn nicht zu verhindern, in die Fußstapfen seiner Ahnen zu treten. — Dem braven Montmorenci gefiel der Muth seines Neffen viel zu sehr, als daß er dieses hätte thun sollen, nur empfohl er ihm blos, künftig behutsamer zu seyn. Unser junger Held machte also noch den Rest des Feldzuges in Flandern mit, wo er abermals bey der Belagerung von Bence gefährlich am Halse verwundet wurde. Glücklicherweise hatte ihm der Connetable einen geschickten Chirurgus mitgegeben, durch dessen Hülfe er in kurzer Zeit seine Gesundheit wieder erhielt. Den Winter brachte er in dem Gefolge des Dauphins zu, der ein großer Freund des Connetable war, und daher auch alle seine Angehörigen liebte. Selbst Franz der Erste, ob er gleich alle Freundschaft für diesen Feldherrn verlohren hatte, konnte sich nicht entbrechen, der Tapferkeit seines Neffen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Im Jahr 1543 wohnte Coligni der Belagerung und Eroberung von Landreci bey. Kaiser Carl der Fünfte suchte zwar gegen das Ende dieses Feldzuges diesen Ort wieder weg-

zuneh-

zunehmen, er wurde aber genöthiget die Belagerung aufzuheben. Bey dieser Gelegenheit griffen Coligni und sein jüngster Bruder Andelot an der Spitze eines Detaschements Cavallerie einen weit stärkern Haufen Kaiserlicher Reuter an, und schlugen ihn in die Flucht. Dies war der erste Feldzug den der Herr von Andelot mitmachte, und in dem er überhaupt sich seines ältern Bruders vollkommen würdig bewies.

Im Jahr 1544 begaben sich die beyden Brüder in dem Gefolge des Grafen von Enguien nach Italien, und wohnten dem bekannten Feldzug bey, der diesem Prinzen so viel Ruhm brachte. In der Schlacht bey Cerisolles, wo der Graf von Enguien einen glänzenden Sieg erfocht, thaten sich Coligni und sein Bruder so sehr hervor, daß sie beyde auf dem Schlachtfelde von ihrem jungen Feldherrn zu Rittern geschlagen wurden. Nicht weniger brav hielten sie sich bey der Belagerung von Carignan. Dieser Ort ward gleich nach dem erfochtenen Siege von den Franzosen eingeschlossen. Sobald das Zeichen zum Angriff der Contrescarpe gegeben war, riethen Coligni und von Andelot den andern Officieren, gleich zu Anfang des Sturms die Fahnen unter den Feind zu werfen, fest überzeugt, daß ihre Soldaten sodann alles anwenden würden, um solche wieder zu erobern. Der Anschlag wurde angenommen und glücklich ausgeführt. Die beyden jungen Brüder stiegen zuerst die Sturmleitern hinan. Alles folgte ihnen, ungeachtet der dabey befindlichen Gefahr, und jeder einzelne Soldat schien von dem nemlichen Muth beseelt zu seyn. Die Contrescarpe wurde erstiegen, und die Festung ergab sich zween Tage darauf.

Im Jahr 1545 gieng der Dauphin nach der Pikardie, um diese Provinz vor einem Einfall zu decken, womit sie von den Kaiserlichen bedroht wurde, und Coligni folgte ihm diesmal seiner Pflicht gemäß. Boulogne war, ohne daß es der

Prinz

Prinz hätte verhindern können, in die Hände der Feinde gefallen, und er wandte nun alle ſeine Kräfte an, um ihnen dieſen Ort wieder zu entreiſſen. Die beyden Brüder thaten bey dieſer Unternehmung Wunder der Tapferkeit. Die Armee des Dauphins griff die ſogenannte Niederſtadt an, drang mit dem Degen in der Fauſt hinein, und würde ſich auch ſicher der Stadt bemächtiget haben, wenn nicht die raubbegierigen Soldaten zur unrechten Zeit zu plündern angefangen hätten. Coligni und Adelot, da ſie durch das unſinnige Betragen dieſer Leute alle Hofnung zur Vollendung des Sieges aufgeben mußten, thaten indeſſen doch wenigſtens ſo viel ſie konnten, um den Rückzug des Dauphins zu erleichtern. Außerdem zogen die beyden Brüder aus dieſem Vorfall auch noch zwey vortrefliche Lehren: die erſte, daß es im Felde eben ſo wichtig ſey, zu rechter Zeit, und in guter Ordnung ſich zurückzuziehen, als den Feind lebhaft anzugreifen, und, ohne zu weichen, mit ihm zu ſchlagen; die andre, daß undiſciplinirte Truppen durch ihre Stärke und Muth zwar öfters Vortheile erlangen, aber ſolche auch eben ſo geſchwind wieder einbüßen können.

Coligni hatte bald nachher Gelegenheit zu zeigen, wie vielen Werth er auf eine regelmäßige Kriegszucht legte. Der Dauphin verſchafte ihm ein Infanterie-Regiment, und die Stelle eines Obriſten. Unſer Held brachte den ganzen Winter damit zu, ſeine Soldaten in den Waffen zu üben, und eine genaue Mannszucht unter dieſem Corps einzuführen. Da er gewahr wurde, daß man ſowohl bey ſeinem, als auch bey andern Regimentern, die Gewohnheit hatte, den ganzen Morgen über im Bette zuzubringen: ſo war er bedacht, dieſe Weichlichkeit, die ſich für Soldaten ſo wenig ziemte, abzuſchaffen. Um dieſes zu bewerkſtelligen, ermahnte er ſeine Officiere, ſich alle Morgen bey ſeinem Aufſtehen einzufinden, damit er ihnen alles, was den Dienſt beträfe, frey heraus, und mit Muße eröfnen könnte. Obgleich jeder Officier ohne

Mur-

Murren in sein Begehren willigte, so wurde er doch von allen für einen eitlen Mann angesehen, der seine Stelle mißbrauchte, um sich eine Art von Hofstaat zuzulegen.

Coligni hatte schon vorher gesehen, daß man eine solche Meinung von seinem Character fassen würde; er wunderte sich also eben so wenig darüber, als es ihn beleidigte. Indessen bemühte er sich doch durch viele Höflichkeiten und angenehme Dicaste, seine Untergebenen wegen des beschwerlichen Ceremoniels, so sie beobachten mußten, schadlos zu halten. Nachdem sie nun völlig an das frühe Aufstehen gewöhnt waren, so glaubte er, daß es endlich Zeit wäre, ihnen die Bewegungsgründe seines Betragens zu gestehen, und die Aufmerksamkeit, die er bisher von ihnen gefordert hatte, entlassen zu können. Die Officiere waren sehr vergnügt über die höfliche Begegnung ihres Obristen, über den Unterricht, den sie von ihm erhalten, und über die Einigkeit, die nun unter dem ganzen Corps herrschte; sie erklärten sich also einmüthig, daß sie nie von einer so löblichen Einrichtung abgehen wollten, und thaten nun aus freyem Willen, was sie mit einer Art von Zwang angefangen hatten. Der Hauptnutzen aber, den dieses alles nach sich zog, war, daß auch die Officiere andrer Regimenter diesen Gebrauch bey sich eingeführt zu haben wünschten.

Es ist hiebey zu bemerken, daß die Regimenter der damaligen Zeit weit zahlreicher waren, als sie es heut zu Tage sind; jedes Bataillon war wenigstens tausend Mann stark. Coligni verfertigte ein Reglement für das seinige, welches in der Folge den Verordnungen zum Muster diente, die er für die ganze französische Infanterie aufsetzte, nachdem er die Generalinspection über dieselbe erhalten hatte.

Alle Versuche, die man in dem folgenden Feldzug anwendete, um sich der Stadt Boulogne wieder zu bemächti-

gen, waren vergeblich. Täglich fielen häufige Scharmützel zwischen den Franzosen und ihren Feinden, den verbundenen kaiserlichen und englischen Truppen, vor. Der Prinz von Joinville und Coligni, die zwar noch immer Freunde, aber in Rücksicht auf Kriegsruhm sehr eifrige Nebenbuhler waren, befanden sich überall, wo es am hitzigsten zugieng. Unser Held hatte das Glück, bey keinem dieser blutigen Vorfälle verwundet zu werden, aber sein Waffengefährte war minder glücklich. In einem dieser Gefechte bekam er einen Lanzenstoß gerade ins Gesicht. Das Eisen der Lanze war unter dem einen Auge in den Kopf gedrungen, und ragte zwischen Ohr und Nacken wieder hervor. Hiezu kam nun noch, daß bey dem Herausziehen die Spitze abbrach, und in der Wunde stecken blieb, so daß man ihn wirklich für todt hielt. Coligni beweinte schon bitterlich das traurige Schicksal eines Freundes, der doch bestimmt war, dereinst sein heftigster Widersacher zu werden; aber die Kunst des Ambrosius Paré, eines der größten Wundärzte, die Frankreich jemals hervorgebracht, rettete Franz von Guisen das Leben. Es blieb indessen doch von dieser Wunde eine große, und sehr in die Augen fallende Narbe zurück, daher er denn auch in der Folgezeit den Beynamen, der Zerfetzte oder Narbigte, (balafré) erhielt.

Endlich wurde es wieder Friede, und dieser Friedensschluß kam gegen das Ende von 1546 wirklich zu stande. König Heinrich VIII. von England starb zu Anfang des Jahres 1547, und Franz I. gieng im Monat May dieses Jahres gleichfals mit Tode ab. Kaum hatte Heinrich II. den Thron von Frankreich bestiegen, als er sogleich den Connetable von Montmorenci an seinen Hof zurückrief, wo er in kurzer Zeit wieder zu dem größten Ansehen gelangte. Coligni, der seinem Onkel diese fröliche Botschaft selbst überbringen, und ihn nach Hofe holen mußte, nahm nun auch nicht geringen Antheil

theil an der Gunst des Connetable. Noch vor Ende des Jahres schlug ihm sein Onkel die reichste und glänzendste Heyrath im ganzen Reiche vor, denn er wünschte ihn mit Claudinen von Rieux zu verbinden, der Tochter des Herrn Claude von Rieux, und der Catharina von Laval, Erbin der Grafschaften Laval und Montfort. Die Ursachen, warum unser Held dieses vortheilhafte Anerbieten ausschlug, sind unbekannt. Brantome vermuthet, daß eine andre Liebe vielleicht sein Herz bereits eingenommen hatte, er giebt uns aber darüber keine nähere Nachrichten. Dem sey nun wie ihm wolle, der Connetable fand Mittel, für seinen andern Neffen, den Herrn von Andelot, diese glänzende Heyrath zu schließen, der dadurch an Geld und Güter weit reicher als sein ältester Bruder wurde. Aber dabey dachte doch Andelot viel zu edel, als daß er nicht immer der innigste Freund seines Bruders hätte bleiben sollen; er begegnete ihm vielmehr bey jeder Gelegenheit mit der Achtung und Unterwürfigkeit, die er als der jüngste Sohn seines Hauses dem Erstgebohrnen schuldig zu seyn glaubte.

Eben so wenig läßt sich mit Gewißheit behaupten, warum Coligni, kurz nachdem er die Hand des Fräuleins von Rieux ausgeschlagen hatte, ihre Nichte Charlotte von Laval heyrathete, die doch in Ansehung ihres Vermögens mit seiner jetzigen Schwägerin in keinen Vergleich gestellet werden konnte. Auch in Rücksicht auf ihre Schönheit hatte sie nichts vor der Frau von Andelot voraus, und eben so wenig läßt sich vermuthen, daß sie das Mädchen seines Herzens war, der zur Liebe er auf die Hand seiner nunmehrigen Bruderfrau Verzicht that. Indessen führten sie doch die glücklichste Ehe, denn Charlotte besaß den sanftesten Charakter von der Welt, und war fromm und voll thätigen Mitleids gegen die Armen. Nachdem ihr Gemahl sich zur reformirten Lehre gewendet hatte, nahm sie dieses Glaubenssystem gleichfalls an. Die

Protestanten betrachteten sie als ihre Beschützerin, und die Mutter aller Nothleidenden ihrer Religion; sie starb zu Orleans im Jahre 1568.

Kurz nach seiner Vermählung ward Coligni Ritter des Ordens vom H. Michel, und erhielt die wichtige Stelle eines General-Obristen, (Colonel Général) oder General-Inspecteurs der ganzen französischen Infanterie. Die weisen Verordnungen, nach welchen er alle Mißbräuche in der Kriegszucht bey seinem Regiment abgeschaft hatte, wurden nun überall bey dem Fußvolk eingeführt, und machten dem Kopf und Herzen ihres Urhebers gleiche Ehre.

Der mit Heinrich VIII. kurz vor seinem Ableben geschlossene Friede war seinen Bedingungen nach noch nicht gänzlich vollzogen worden. Boulogne befand sich noch immer in den Händen der Engländer, und diese schienen nicht die geringste Lust zu haben, diesen Ort wieder abzutreten. Man ließ also französischer Seits diese Stadt durch eine Menge fester Schanzen einschließen, die unter Colignis Aufsicht angelegt wurden, und wovon auch eine, ihm zu Ehren, das Fort Chatillon genannt wurde. Endlich ward Heinrich II. müde, sich länger mit leeren Verheißungen abweisen zu lassen, und fieng 1549 ernsthaft an von dieser Seite zu agiren. Coligni machte diesen Feldzug abermals mit, aber im folgenden Jahre 1550 kam der Friede völlig zu stande. Coligni wohnte als Bevollmächtigter den Unterhandlungen sowohl als dem Friedensschlusse bey, und den Franzosen ward nun Boulogne gänzlich wieder eingeräumt.

Durch den Tod des Johanns Carraccioli, Fürsten von Melfi und Marschalls von Frankreich, war die Stelle eines kommandirenden General-Lieutenants des Königs in Piemont erledigt worden. Der Connetabe hätte gern seinem

Neffen

Neffen Coligni diesen wichtigen Posten verschaft, aber auf das Vorwort der Herzogin von Valentinois, Maitresse des Königs, erhielt solche der Herr von Brissac, nachheriger Marschall von Frankreich. Onkel und Neffe kamen über ihre fehlgeschlagene Hofnung beynahe von Sinnen, und dieses gab auch zuerst Anlaß, daß sich Coligni mit seinem alten Freund, dem Prinzen von Joinville, der nun nach dem Tode seines Vaters den Titel eines Herzogs von Guise führte, heftig überwarf; ein Vorfall, der mit einemmal ihrer innigen Freundschaft ein Ende machte, und sie in zwey unversöhnliche Feinde verwandelte. Hiezu kam noch, daß der Herzog von Guise seinen Bruder, Claudius von Lothringen, Herzog von Aumale, mit Louisen von Brezé, zweyten Tochter der Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, vermählte. Coligni sprach von dieser Verbindung öffentlich mit Verachtung; er behauptete, daß die Herren von Guise den erlauchten Namen, den sie führten, beschimpften, indem sie sich mit dem Geblüte eines allgemein für ehrlos erkannten Weibes vermischten. Der Herzog von Guise wurde über diese Beschuldigung nur immer aufgebrachter gegen unsern Coligni, und die Herzogin von Valentinois schwur ihm einen ewigen Haß. Diese Begebenheiten ereigneten sich sämtlich 1551.

Im folgenden Jahre (1552) eroberte Heinrich II. bekanntermaßen die Städte Tull, Verdün und Metz ohne Blutvergießen; denn er hatte mit den protestantischen Fürsten in Deutschland ein Bündniß gegen Kaiser Carl V. geschlossen, und war dem zufolge schon frühzeitig mit einer zahlreichen Armee in Lothringen eingefallen. In diesem Feldzuge erhielt Coligni Befehl, Damvilliers zu belagern; er nahm diesen Ort weg, und sein mit seinem Betragen zufriedener Monarch machte ihm ein Geschenk mit aller der Beute, die bey dieser Gelegenheit gemacht wurde. Der Verfasser von

der gedruckten Lebensbeschreibung unsers Helden *) behauptet zwar, daß Coligni dieses Geschenk nicht für sich behalten wollte, sondern solches unter seine Soldaten ganz vertheilet habe; aber Coligni thut in seinen Denkschriften nicht allein davon keine Erwehnung, sondern man weiß auch, daß seine Soldaten sich gegen ihn und den Connetable auflehnten, und vorgaben, daß beyde weder adelich noch uneigennützig genug handelten, indem sie sich allein die gemachte Beute zueigneten, ohne diejenigen daran Theil nehmen zu lassen, die doch mit Lebensgefahr ihre Befehle vollzogen hätten. Auch an der Eroberung von Yvoi und Montmedi hatte Coligni vielen Antheil. Nachdem der Kaiser gezwungen worden war, die Belagerung von Metz, die er unternommen, und die der Herzog von Guise durch seine tapfere Vertheidigung dieser Stadt vereitelt hatte, aufzuheben, marschirte die französische Armee nach Flandern, wo Coligni abermals nicht geringen Antheil an der Eroberung von Hesdin hatte, ob er gleich damals unter dem Befehl des Herzogs von Vendome stand, der die Belagerung des Orts commandirte.

Den Winter darauf starb der Marschall von Annebaut, der zugleich auch Admiral von Frankreich gewesen war. Man hielt für gut, daß diese beyden Ehrenstellen künftig von einander getrennet werden müßten, weil eine und die nemliche Person unmöglich die Pflichten beyder erfüllen, und zu gleicher Zeit zu Lande und zu Wasser dem Vaterlande dienen könnte. Der Connetable von Montmorenci bewarb sich sogleich für seinen Neffen Coligni um die Admiralstelle, die er auch

*) Die alte gedruckte Lebensbeschreibung des Admirals von Coligni erschien zuerst in lateinischer Sprache im Jahr 1575, und die französische Uebersetzung derselben 1643. Letztere ist nur vor kurzer Zeit von dem verdienstvollen Herrn Bibliothekar Daßdorf in Dreßden mit Anmerkungen neu herausgegeben worden.

auch erhielt. Ob nun gleich unser Held Admiral von Frankreich geworden war, so behielt er doch noch vor der Hand die Inspection über die französische Infanterie. Er fuhr fort, für die Landtruppen Verordnungen und Reglementer aufsetzen zu lassen, die sämtlich unterzeichnet waren: de par M. l'Amiral, Colonel-Général de l'Infanterie françoise.

Im Jahr 1553 nahm der Kaiser Terouane weg, ließ die Festungswerke schleifen, und den Ort selbst von grundaus zerstören; Auch eroberte er Hesdin wieder, und näherte sich der Stadt Doulens; aber der Connetable, unterstützt von seinem Neffen, zwang ihn sich wieder zurückzuziehen. Der König, der kurz nachher bey der Armee anlangte, wollte Bapaume belagern, er ließ aber diesen Vorsatz fahren, nachdem der Admiral diesen Ort recognoscirt hatte, und darauf das Urtheil fällte, daß diese Unternehmung für jetzt nicht rathsam sey. Heinrich II. begnügte sich also blos, das Land um Cambrai oder Kämmerich in Flandern zu verwüsten.

Im Jahr 1554 belagerten die Franzosen Dinant. Dieser Ort war aber sehr fest, wurde gut vertheidiget, und kostete den Belagerern viele Leute. Der Admiral führte zweymal hinter einander die französischen Truppen zum Sturm. Das Gemetzel bey beyden Stürmen war entsetzlich, von beyden Seiten flossen Ströme Bluts, und man fochte mit einer Hitze und Standhaftigkeit, die unbeschreiblich waren. Coligni und der Herr von Montpesat pflanzten die Standarten von Frankreich auf die Bresche der Festung, und behaupteten solche bis die Nacht einbrach. Die Belagerten, aus Furcht vor einem dritten Sturm, begehrten bey Tages Anbruch zu capituliren. Der Herzog von Nevers, der den Auftrag hatte, sich wegen der Capitulationspunkte mit ihnen zu verständigen, war eben in diesen Unterhandlungen begriffen, als die im französischen Solde stehenden deutschen Truppen

sich

sich nicht länger zurückhalten ließen, von der andern Seite mit Gewalt in die Stadt drangen, und überall Tod und Verwüstung verbreiteten. Dinant wurde auf diese Weise geplündert und in Brand gesteckt, und das Citadell, dessen man sich gleichfalls bemächtiget hatte, auf Befehl des Königs geschleift.

Gegen das Ende dieses Jahres berennete Heinrich II. Ranti, einen festen Ort auf den Gränzen von Artois. Carl V., von der Wichtigkeit dieser Gränzfestung überzeugt, eilte derselben unverzüglich zur Hülfe; und hier war es, wo es zwischen beyden Armeen zu einer blutigen Schlacht kam, in welcher die Franzosen zwar die Oberhand behielten, aber wirklich einen weit glänzendern Sieg noch erfochten haben würden, wenn nicht unglücklicherweise die Eifersucht und der Haß, so zwischen dem Connetable und dem Herzog von Guise herrschten, solchen unvollkommen gemacht hätten. Coligni that sich an der Spitze der französischen Infanterie an diesem Tage sehr hervor; indessen hatte doch in der That die Reuterey, die von dem Herzog von Guise angeführt wurde, den vornehmsten Antheil an dem erfochtenen Siege. Sie gab der Sache eigentlich den Ausschlag; denn ohne von ihr unterstützt zu werden, würde das Fußvolk allein schwerlich die Wahlstatt behauptet haben. Dieser Umstand veranlaßte noch an dem nemlichen Abend der Schlacht, in Gegenwart des Königs, einen sehr lebhaften Zank zwischen dem Herzog von Guise und dem Admiral. Letzterer behauptete, ersterem keine Verbindlichkeit in Rücksicht auf den erfochtenen Sieg schuldig zu seyn. Guise gerieth in Hitze: „Wie, mein Herr!„ sagte er, „wollt Ihr mir denn durchaus meine Ehre rauben?„ — Coligni antwortete, daß dieses nicht im geringsten seine Absicht sey. „Auch steht es nicht in Eurer Macht!„ erwiederte der Herzog. — Der Zank wurde immer heftiger, so daß es beynahe zu Thätigkeiten gekommen wäre, woferne der König

nicht

nicht selbst dazwischen getreten und Friede geboten hätte. Dem königlichen Befehl gemäß mußten sie sich zwar wieder besänftiget und als Freunde anstellen, aber von diesem Augenblicke an fand keine wahre Einigkeit mehr zwischen ihnen statt.

Gegen das Ende dieses Feldzuges erhielt Coligni von Heinrich II. eine Compagnie von hundert Gensd'armes, und im Jahr 1555 ernannte ihn der König zum Gouverneur von der Pikardie. Er machte nun alle Anstalten, um die festen Oerter dieser Provinz mit allen Bedürfnissen so wohl zu versehen, daß kein Feind sie anzugreifen wagen durfte.

Carl V. und Heinrich II. schlossen endlich 1556. einen Stillstand auf fünf Jahre, den Coligni als bevollmächtigter Gesandter seines Herrn zu Brüssel unterzeichnete, der aber durch die Intriguen Paöst Paul des Vierten und seiner Neffen zum Anfang des folgenden Jahres bereits wieder gebrochen wurde. Der Krieg fieng von neuem an, und Coligni versuchte vergebens Douai wegzunehmen. Zwar eroberte er Lens, mußte aber eiligst wieder nach der Pikardie zurükkehren, weil er die Nachricht erhielt, daß die Kaiserlichen, oder vielmehr die Spanier, mit einer starken Armee in diese Provinz eingedrungen waren. Besonders hatte der Feind sein Augenmerk auf St. Quentin gerichtet. Der Admiral konnte daher keinen Augenblick versäumen, um diese wichtige Festung zu retten, und warf sich selbst mit einigen Ordonnanz-Compagnien hinein. Coligni hat der Nachwelt eine mit eigner Hand aufgesetzte Nachricht von dieser denkwürdigen Belagerung hinterlassen, die das vollständigste und umständlichste Bruchstück seiner Memoiren ausmacht, und woraus wir hier unsern Lesern einen kurzen Auszug mittheilen wollen. *)

Es

*) Dieser Aufsatz, den der Admiral über die Belagerung von St. Quentin selbst aufsetzte, ist der neuen, von dem Bibliothekar

Es war in den ersten Tagen des Augustmonats 1557, da sich der Admiral mit einigen Truppen in St. Quentin warf, um die Vertheidigung dieser Festung selbst zu übernehmen. Er fand die Besatzung schwächer als er es vermuthet hatte, und auch an Kriegs- und Mundbedürfnissen nur einen schwachen Vorrath übrig; er sahe sich daher genöthiget, in Rücksicht auf diese Gegenstände, unverzüglich bessere Anstalten vorzukehren. Eine Menge vor den Thoren befindlicher Bäume und Gärten, welche die freye Aussicht aufs Feld verhinderten, und die Bewegungen des Feindes verdecken konnten, ließ er umhauen und niederreissen. Dieses geschah unter Begünstigung eines Ausfalls, den er gegen die Seite der Lillervorstadt unternahm; aber zu gleicher Zeit verabsäumte er, mit gleicher Sorgfalt auf der andern Seite der Stadt vor dem Remicourterthor zu Werke zu gehen, und begieng dadurch, weil er sich keines Angrifs von daher gewärtig war, einen Fehler, den er in der Folge genug zu bereuen Ursache hatte. Der zweyte Ausfall, den Coligni thun ließ, hatte zum Endzweck, die feindlichen Quartiere und ihre Veranstaltungen zum Angrif der Stadt zu recognosciren. Dieses Unternehmen lief aber nicht so glücklich ab, wie das erstemal; denn die Franzosen wurden nicht nur mit beträchtlichem Verlust zurückgetrieben, sondern verloren auch sogar einen ihrer besten Officiere, den der Admiral besonders hochgeschätzt und ihn jederzeit seines ganzen Vertrauens gewürdiget hatte.

Dieser Officier hieß Carl von Teligni, und war Lieutenant unter der Gens d'Armes-Compagnie des Dauphins, die einen Theil der Garnison ausmachte. Er commandirte die zum Ausfall bestimmten Truppen. Der Admiral hatte ihm

thekar Herrn Daßdorf zu Dreßden nur kürzlich veranstalteten Ausgabe der französischen Lebensbeschreibung unsers Helden, zum Nutzen und Unterricht junger Krieger, beygefüget worden.

ihm zwar auf das dringendste empfohlen, seine Person sowohl als seine Leute so viel möglich zu schonen, und nicht in unnöthige Gefahren zu stürzen; aber seine Hitze ließ ihm nicht zu, diesem klugen Rath zu folgen, er that gerade das Gegentheil, und wurde tödtlich verwundet in die Stadt zurückgebracht. Kaum erblickte er seinen General und Freund, so suchte er sich nur blos bey ihm wegen der Unbesonnenheit zu entschuldigen, womit er seine Befehle übertreten hatte. Coligni antwortete, daß er nur allein Gott um Vergebung anzurufen Ursache hätte, daß ihm für seine Person sein Andenken immer theuer verbleiben würde, und daß er ihm hiemit zu seiner Beruhigung versprechen wolle, Vaterstelle bey seinem hinterlassenen Sohn zu vertreten. Teligni starb mitten unter den Ergießungen seiner Dankbegierde, und der Admiral hielt auch in der Folge genau sein Versprechen. Er begegnete dem jungen Teligni jederzeit als seinem eignen Sohn, verheyrathete ihn nachher im Jahr 1570 mit seiner leiblichen Tochter, Louisen von Coligni, und machte ihn zum Lieutenant bey seiner Gens d'Armes-Compagnie. Er wurde in der scheußlichen Bartholomäusnacht eben so wie sein Wohlthäter ermordet. Seine Wittwe vermählte sich wieder 1583 an Wilhelm, Prinz von Oranien, der bekanntermaßen die Republik der vereinigten Niederlande gründete. Sie starb 1620 in einem Alter von mehr als siebenzig Jahren.

Um den Proviant zu sparen, entschloß sich Coligni, alle unnütze Brodesser fortzuschaffen; er schickte daher in einer Nacht über achthundert Personen, an Männern, Weibern und Kindern zur Stadt hinaus. Da er sich nun, weil der Feind immer näher vorrückte, genöthiget sahe, seine Vorposten aus der Lillervorstadt gänzlich zurückzuziehen, so gab er Befehl, alles dort befindliche Geschütz und Kriegsmunition in die Stadt zu bringen, hierauf die Häuser in Brand zu stecken, und zugleich aus dem schweren Geschütz ein unaufhörliches

hörliches Feuer auf diese Vorstadt zu machen, damit der Feind dadurch verhindert würde, den Brand zu löschen und sich in die geretteten Häuser einzuquartiren. Unglücklicherweise fielen einige Funken von den brennenden Häusern auf zwey dicht beym Stadtthor zur Vertheidigung desselben gebaute Thürme, worin altes Pulver aufbewahrt wurde, welches man eben im Begrif war herauszuschaffen. Dieses Pulver wurde vom Feuer ergriffen, und beyde Thürme mit einem entsetzlichen Getöse in die Luft gesprengt. Dieser Unfall verursachte eine so große Bresche in der Stadtmauer, daß wohl achtzig Mann neben einander durch solche hätten hineindringen können, wenn nicht glücklicherweise der Brand der Vorstadt die Feinde verhindert hätte, diesen günstigen Umstand zu nützen. Coligni gewann hiedurch Zeit, eine starke Verschanzung hinter diese Oefnung aufführen zu lassen, wodurch solche hinlänglich gegen jeden Anfall vertheidiget werden konnte.

Nach diesen getroffenen Anstalten säumte nun auch der Admiral nicht länger, den Connetable zu bitten, ihm so bald nur möglich zu Hülfe zu eilen. Montmorenci stand damals mit der französischen Armee in der Gegend von Amiens, wo ihn auch der vom Coligni abgeschickte Officier antraf, und nach der Vorschrift des Admirals die Mittel und Wege anzeigte, vermöge welcher St. Quentin am leichtesten Hülfe erhalten könnte. Der Connetable glaubte das Commando der Verstärkung, die er seinem Neffen zuzusenden gedachte, keinem bessern als dem Herrn von Andelot, dem Bruder des Admirals, anvertrauen zu können, auch verdiente er diesen Vorzug sowohl wegen seiner innigen Zuneigung zu seinem Bruder, als auch wegen seiner übrigen militärischen Tugenden, vor allen andern. Von einem Wegweiser, den er für ganz sicher hielt, geleitet, brach er mit seinem Detaschement nach St. Quentin auf, hätte aber doch das Unglück sich zu

verirren

verirren und auf diese Weise unvermuthet in einen Hinterhalt zu gerathen, wo er plötzlich vom Feinde umzingelt wurde. Der größte Theil seiner Leute ward niedergehauen; er selbst rettete sich durch die Flüchtigkeit seines Pferdes. Da er nun alle Hofnung nach St. Quentin zu kommen aufgeben mußte, so floh er nach Ham, wo er den Ueberrest seiner geschlagenen Truppen sammlete, und nachher wieder zur Armee des Connetable stieß.

Indessen würde die Stadt immer mehr und mehr bedrängt; der Herzog Philibert von Savoyen, der die feindliche Armee commandirte, hatte eine ansehnliche Verstärkung englischer Truppen erhalten, und Coligni's Bitte um Hülfe wurde nun immer dringender. Er zeigte zugleich den Ort an, wo man am füglichsten einige Truppen in die Stadt hineinwerfen könnte; dieser Ort war ein Moraſt, den der Admiral hatte austrocknen lassen. Er glaubte in der That, daß dieser Moraſt ohne Gefahr zu passiren seyn würde, indessen zeigte doch der Erfolg nur zu deutlich, wie sehr er sich geirret hatte. Der Connetable brach, ohngeachtet er nur halb so stark als der Feind war, unverzüglich auf, und machte seinem Neffen den Tag, ja selbst die Stunde bekannt, wenn er bey St. Quentin einzutreffen gedächte. Auch hielt er wirklich Wort, obgleich wider sein Vermuthen etwas später, als er es vermuthet hatte. Seine plötzliche Erscheinung brachte anfänglich das Quartier des Herzogs von Savoyen in solche Verwirrung, daß er sich genöthiget sahe, in ziemlicher Unordnung sich gegen das Quartier des Grafen von Egmont zurückzuziehen. Andelot nützte diesen günstigen Augenblick, um einige Truppen über gedachten Moraſt in die Stadt zu bringen. Aber unglücklicherweise war der Grund so voll Schlamm, und so unzugänglich, daß ein Theil seiner Leute stecken blieb und darin umkam. Indessen langten doch Andelot selbst mit ohngefähr fünfhundert auserlesenen Soldaten, einigen Freywilligen,

willigen, und einem geschickten Ingenieur, nach vielen ausgestandenen Mühseligkeiten, glücklich in St. Quentin an.

Während dieser Zeit hatte der Feind Zeit gehabt, sich von seiner ersten Bestürzung wieder zu erholen. Von der geringen Anzahl ihrer Gegner überzeugt, machten sich nun die Spanier fertig, diese Verwegenen selbst anzugreifen. Der Connetable hingegen, da er seinen vornehmsten Endzweck, durch die in St. Quentin geworfene Verstärkung, erreicht hatte, dachte nur blos darauf, mit Ehre sich wieder bis Amiens, in sein altes Lager, zurückziehen zu können. Anfänglich geschah dieses auch in der besten Ordnung, da aber der Graf von Egmont, an der Spitze eines furchtbaren Corps spanischer Reuterey, die französische Cavallerie, die den Rückzug deckte, angrif, so gerieth diese mit einemmal in Unordnung, und wurde fast, ohne Widerstand, über den Haufen geworfen. Auch der Herzog von Nevers, der mit dem Kern der französischen Gensd'armerie zur Unterstützung der geschlagenen Arrieregarde herbeyeilte, wurde von dem Strom der Flüchtigen mit fortgerissen; und so sahen dann die Spanier an diesem für Frankreich so schimpflichen Tage vor ihrem Schwerdt jenes unerschütterliche Corps fliehen, das seit so vielen Jahren den Stolz und die vorzüglichste Stärke der französischen Armee ausgemacht hatte.

Indessen setzte der Connetable mit der Infanterie, die durch seine Autorität und Gegenwart noch immer bey ihren Fahnen blieb, seinen Abzug fort; aber nun kam auch die Reihe an ihn. Der Herzog von Savoyen ließ einige Canonen herbeyführen, und auf seine Flanken richten. Dieses brachte die Franzosen in solche Unordnung, daß die spanische Cavallerie mit leichter Mühe in sie hineinbrechen konnte, wodurch denn die Flucht allgemein ward. Viertausend Franzosen blieben auf der Wahlstatt, unter welchen sich der Herzog

von

von Enguien, ein Prinz vom Geblüte, nebst sechshundert Edelleuten befand. Die Sieger eroberten alles Gepäck, die Fahnen, und fast die ganze Artillerie bis auf zwey Canonen. Der Connetable selbst, der, da er alles verlohren sahe, voller Verzweiflung nur einen ruhmvollen Tod suchte, wurde gefährlich verwundet und gefangen. Außer ihm geriethen auch noch die Herzoge von Montpensier und Longueville, viele andre Generalspersonen und vornehme Officiere, dreyhundert Edelleute und über viertausend gemeine Soldaten in die Hände der Feinde. Hätten die Belagerer gleich nach diesem glorreichen Siege St. Quentin gestürmt, so würde diese Stadt, in der ersten Bestürzung, vielleicht noch ehe es zum förmlichen Angriff gekommen wäre, ihnen die Thore geöfnet haben; so aber ließ man dem Admiral Zeit, seine mit Schrecken erfüllte Besatzung wieder zu beruhigen, und ihr frischen Muth zuzusprechen.

König Philipp II. von Spanien kam kurz nach dem Treffen im Lager vor St. Quentin an, wo er mit lautem Frohlocken empfangen wurde. Auf seinen Befehl versammlete sich sogleich der Kriegesrath, um die dienlichsten Mittel zu bestimmen, wodurch der Ort am leichtesten zur Uebergabe gezwungen werden könnte. Während dessen hatten der Admiral und sein Bruder Zeit genug gehabt, die erschrockenen Gemüther ihrer Soldaten wieder zu beruhigen, und sie mit frischem Muth zu beseelen. Weit entfernt, ihre Standhaftigkeit bey einem so traurigen Vorfall verlohren zu haben, hoften sie noch immer die Stadt retten zu können, woferne man ihnen nur bald zur Hülfe käme. Auf Coligni's wiederholtes Bitten suchte zwar der Herzog von Nevers, der inzwischen den Ueberrest der geschlagenen Armee des Connetable wieder gesammlet hatte, einen abermaligen Nenfort in St. Quentin hineinzuwerfen, aber das dahin abgeschickte Detaschement wurde gleichfalls geschlagen. Nach diesem neuen Unfall verlohr der

Admi-

Admiral freylich alle Hofnung, sich in der Länge halten zu können, und suchte also blos die Uebergabe so viel als möglich aufzuschieben. Indessen hütete er sich wohl, der Garnison und den Einwohnern seine Besorgnisse merken zu lassen, und ließ sie daher den Schwur ablegen, daß keiner jemals an Capitulation gedenken wolle. Zugleich wendete er alle seine Kenntnisse und Erfahrung zur Vertheidigung der Stadt an, und wurde hierin kräftig von einem sehr geschickten Ingenieur unterstützt, der St. Remy hieß, und sich bereits bey der Belagerung von Metz Ruhm erworben hatte. Endlich ließ aber auch dieser die Hofnung sinken; die Breschen an den Stadtmauern wurden immer größer und zugänglicher, und die Feinde machten bereits alle Anstalten zum Generalsturm.

Kaum vernahm Coligni daß die Feinde zum Angrif der Bresche heranrückten, so begab er sich unverzüglich nach demjenigen Stadtthor wo er die heftigste Attaque vermuthete. Aber während dessen er diesen Posten vertheidigte, erhielt er Nachricht, daß der Feind die Stadt nahe bey dem Remicourterthor erstiegen hatte. Er eilte zwar nebst drey Officieren und einem Pagen unverzüglich dahin, aber viel zu spät, um den Feind wieder zurücktreiben zu können. Von allen Seiten umringt und abgeschnitten, blieb ihm nichts mehr übrig, als sich gefangen zu geben. Er überreichte daher seinen Degen einem spanischen Officier, der Francesco Dias hieß. Dieser Officier hatte genug zu thun, um das Leben seines Gefangenen gegen die Wuth der siegenden Soldaten zu beschützen; endlich gelang es ihm doch, den Admiral lebendig zu dem Herzog von Savoyen zu bringen. Emanuel Philibert wollte es anfänglich nicht glauben, daß es der Admiral selber wäre, denn er kannte ihn nicht von Person. Da er aber seine Ordenszeichen erblickte, die ihm noch nicht abgenommen worden waren, so begegnete er ihm mit aller der Achtung, die er wirklich verdiente. Indessen sahe er sich doch

genöthi-

genöthiget, ihn bald genauer bewachen zu lassen, weil sein Bruder Andelot sich die Sicherheit der Wache zu nutz machte, heimlich entwischte, und kurz nachher glücklich bey der französischen Armee anlangte.

Die Eroberung von Saint Quentin geschah am 27sten August. Den 30sten erlaubte man dem Admiral an seinen König zu schreiben, und ließ den Brief durch einen Trompeter überbringen. Den 1sten September wurde Coligni nach Sluyß in Flandern gebracht, und ihm diese Stadt zu seinem Gefängniß angewiesen. Hier war es, wo Coligni, ohngeachtet er die mehreste Zeit seines dortigen Aufenthalts kränklich war, oben gedachte Nachricht von der Belagerung von Saint Quentin aufsetzte. Sie ist datirt vom 28sten December 1557, vier Monate nach der Einnahme dieser Stadt.

Im folgenden Jahr 1558 wurde Coligni nach dem Citadell von Gent gebracht. Während dieser Zeit erhielt der Herzog von Guise das Oberkommando der ganzen französischen Armee, belagerte Calais, und erwarb sich durch die Eroberung dieser wichtigen Festung den glänzendsten Ruf. Nach der Versicherung des Admirals hatte der Herzog den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen größtentheils dem von ihm (Coligni) schon längst aufgesetzten, und dem Könige übergebenen Operationsplan zu verdanken. Der Credit des Guiseschen Hauses wuchs und nahm indessen immer mehr und mehr zu. Der Herzog, der nun zu einem fast ganz uneingeschränkten Ansehen in Frankreich gelangt war, wünschte nichts sehnlicher, als eben dieses Ansehen zum Verderben des Connetable von Montmorenci und des Admirals während ihrer Gefangenschaft anzuwenden. Um dem Herrn von Andelot zu schaden, der, seitdem er wieder in Freyheit war, sich beständig bey Hofe aufgehalten hatte, fand man noch weit leichtere Mittel. Man hinterbrachte dem Könige, daß

Andelot sich öffentlich für die neue Lehre des Calvins erklärt habe, und daß er dieses selbst nicht leugnen würde, woferne Sr. Maj. ihn nur über diesen Artikel zu befragen geruhen wollten. Man wußte sehr wohl, daß Andelot viel zu edel und zu aufrichtig war, um seine Glaubensmeynungen zu verhehlen. Auch betrog man sich in dieser Vermuthung nicht: denn da der König ihm über der Tafel öffentlich die Frage vorlegte, was er wohl von der Messe dächte? antwortete er freymüthig und ohne Anstand, daß er solche für eine abgöttische Handlung hielt. Der König gerieth über diese kühne Erklärung in Zorn, und befahl, ihn auf der Stelle zu arretiren und in Melun einzusperren. Zu gleicher Zeit ward er seiner Ehrenstelle eines General-Obristen oder Inspecteurs von der Infanterie, die ihm sein Bruder noch vor der Belagerung von Saint Quentin abgetreten hatte, entsetzt, und solche dem nachherigen Marschall von Montluc ertheilt.

Nichts als der Friede konnte das gesunkene Ansehen des Connetable und seines Neffen wieder herstellen. Zu ihrem Glück entzweyte sich die Herzogin von Valentinois, die noch immer das Herz des Königs, und folglich auch ganz Frankreich unumschränkt beherrschte, mit den Guisen, und suchte, dieser stolzen ehrsüchtigen Familie zum Verdruß, dem Krieg ein Ende zu machen. Auf ihren Vorschlag erhielt der gefangene Connetable Befehl, die ersten Vorträge zur Wiederherstellung des Friedens zu thun; auch war er es, der dieses Geschäfte glücklich zu Ende brachte, und den Friedenstractat unterzeichnete. Der vornehmste Vortheil, den Frankreich durch diesen Frieden erhielt, war, daß Calais in dem Besitz dieser Krone blieb. Der Connetable und Coligni kehrten nun nach Frankreich zurück, wo ersterer sogar sein ganzes altes Ansehen wieder erhielt, um so viel mehr, da er sich wohl gehütet hatte, jemals den geringsten Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit der catholischen Lehre von sich merken zu lassen. Coligni war

seiner

seiner Seits nicht so behutsam; man konnte nur zu deutlich aus seinem Betragen schließen, daß er in Ansehung der Religion mit seinem Bruder, dem Herrn von Andelot, ziemlich gleichförmig denken müßte.

Heinrich II. genoß die wiederhergestellte Ruhe in seinen Staaten nicht lange; er starb den 10ten Julius 1559. Der traurige Zufall, der ihm das Leben raubte, ist bekannt. Er hatte einige Tage vorher, nach dem Geschmack der dortigen Zeiten, ein prächtiges Turnier gegeben. Unglücklicherweise wurde er über den jungen Grafen von Montgommeri, der sich dabey am meisten hervorgethan hatte, eifersüchtig, und zwang ihn, eine Lanze mit ihm zu brechen. Der Graf mußte gehorchen, so ungerne er es auch that; aber ein Splitter seiner Lanze fuhr dem Könige so tief durch das Visier in das eine Auge, daß er dadurch tödtlich verwundet wurde, und nachher an oberwehntem Tage unter den empfindlichsten Schmerzen sterben mußte. Ihm folgte sein Sohn, der Dauphin, unter dem Namen Franz II. Unter der Regierung dieses jungen Monarchen, der bey seiner Thronbesteigung nicht älter als sechzehn Jahre war, vermehrten sich die Cabalen und Factionen ungemein. Um diese Zeit war es auch ohngefähr, daß man den französischen Calvinisten den Namen der Hugenotten beyzulegen anfieng. Sie nahmen nun öffentlich die Maske ab, und fanden eine Menge mächtiger Beschützer. Der König Anton von Navarra, (Vater Heinrichs IV.) und der Prinz Ludwig von Condé erklärten sich für ihre Parthey, und selbst unter dem hohen Adel hatten sie eine Menge Freunde und Anhänger, unter welchen sich besonders Coligni und sein Bruder auszeichneten.

Während der kurzen, nur achtzehn monatlichen Regierung Franz II. war die Faction der Guisen immer die beträchtlichste. Sie waren ganz nahe Anverwandte der jungen

Königin Maria Stuart, die blindlings ihren Vorschriften folgte. Die Mutter des Königs, Catharina von Medizis, hielt es gleichfals mit ihnen, obgleich freylich mehr aus Politik als aus wahrer Zuneigung. Den Connetable betrachtete man blos als einen alten Favoriten, der aber nun all sein Ansehen verloren hatte; weil er aber noch immer wichtige Ehrenämter bekleidete, so behielt er auch noch stets einigen Einfluß übrig. Alle diejenigen hingegen, die sich öffentlich für die neuen Lehrsätze des Calvins erklärt hatten, wurden bey Hofe wie Feinde des Königs und des Staats angesehen, die man beständig genau beobachten, und, sobald sich nur irgend ein günstiger Augenblick ereignen sollte, mit Stumpf und Stiel ausrotten müßte. Diese ungünstigen Gesinnungen des Hofes waren den Hugenotten nicht unbekannt, auch berathschlagten sie sich deshalb oft über die besten Mittel, die sie entweder zu ihrer Vertheidigung ergreifen, oder wodurch sie doch wenigstens den Anschlägen ihrer Feinde zuvorkommen könnten. Sie kamen daher zum erstenmal in Vendome zusammen, wohin sich auch der König von Navarra verfügt hatte. Der Prinz von Condé, der Herr von Andelot und der Vidame von Chartres riethen, ohne Verzug die Waffen zu ergreifen, Coligni hingegen war ganz andrer Meynung, und legte der Versammlung einen seiner Meynung nach weit sichern Plan vor, den er mit dem Connetable verabredet hatte, und der auch von dem König von Navarra gebilliget wurde. Dieser Prinz reisete unverzüglich nach Hofe ab, um durch gütliche Vorstellungen das Schicksal der Protestanten erträglicher zu machen; man empfieng ihn aber äußerst kaltsinnig, und nur mit genauer Noth vermochte er seine Empfindlichkeit zu verbergen. Indessen entschloß er sich doch, auf vielfältiges Zureden, so viel ihm nur möglich an sich zu halten, und seine Rache auf eine gelegnere Zeit zu verschieben.

Franz II., der noch nicht gekrönt war, begab sich um diese Zeit nach Reims, um sich mit dem daselbst aufbewahrten

Heili-

Heiligem Oel salben zu lassen. Alle Prinzen, alle Pairs des Reichs, und alle vornehme Kronbeamten wohnten diesem prunkvollen Feste bey. Montmorenci verrichtete an diesem feyerlichen Tage alles, was seine erste militärische Würde, als Connetable, von ihm heischte; das Amt eines Großmeisters hingegen hatte er den Guisen auf die Bedingung überlassen, daß sein Sohn, Franz von Montmorenci, dafür Marschall von Frankreich würde. Die Königin Mutter glaubte durch die Auswirkung besagter Ehrenstelle dem Herzog von Guise einen großen Gefallen zu erzeigen, dahingegen der Connetable sie willig der Beförderung seines Sohnes aufopferte, und es in der That auch leicht thun konnte, da er als oberster Feldherr des Königreichs noch immer die wichtigste Person im Staate blieb. Der Cardinal von Chatillon, der zweyte Bruder des Admirals, verrichtete bey dieser Königssalbung die Funktionen eines Bischofs von Beauvais, ob man gleich hinlänglich überzeugt war, daß er sehr ähnliche Gesinnungen mit seinen Brüdern, in Ansehung der Religion, hegte. Auch Coligni that alles, was sein Amt als Admiral von Frankreich von ihm heischte; kurz diese Feyerlichkeit gieng ungestört vorüber.

Kaum aber war sie geendiget, als die innerlichen Unruhen auch wieder ihren Anfang nahmen. Bey dem Prinzen von Condé wurden abermalige Zusammenkünfte angestellt, und über die Angelegenheiten der Hugenotten gerathschlagt. Weil man den König Anton von Navarra für viel zu schwach und unfähig hielt, das Oberhaupt der reformirten Parthey gehörig vorzustellen, so wurde der Prinz von Condé einmüthig dazu erwählt. Coligni war ihm zur Seite gesetzt, und hatte gleich nach ihm das mehreste Ansehen, und dieses um so viel mehr, da man durch ihn seinen Onkel, den Connetable, leicht mit zum Beytritt zu ihrer Verschwörung zu bewegen hofte. Man kam überein, daß der Prinz sowohl als

der

der Admiral sich vor der Hand noch in keine öffentliche Unternehmung gegen die Catholiken einlassen sollten; dahingegen wurden dem Herrn von Andelot und dem Vidame von Chartres mehr Freyheit zugestanden, weil man, da beyde viel jünger und folglich auch weit lebhafter als erstere waren, sehr vieles mit ihrer Jugendhitze entschuldigen konnte. Sie waren es also eigentlich, die unter ihren Namen die Protestanten in Frankreich zu einem allgemeinen Aufstande aufmunterten, und mit der Beyhülfe eines gewissen la Renaudie die berüchtigte Verschwörung von Amboise zu Stande brachten.

Der Prinz von Condé, um jedermann weiß zu machen, daß er an allen diesen Dingen keinen Antheil hätte, begab sich kühn an den Hof des Königs, der sich damals zu Blois aufhielt. Auch der Admiral war nach Chatillon gegangen, wo er dem Anschein nach, ferne von der großen Welt, ein stilles ländliches Leben führte. Aber die Unachtsamkeit des la Renaudie, der sich einem Advocaten in Paris entdeckte, verursachte, daß der Hof hinter den ganzen Anschlag kam, der in nichts weniger bestand, als den König selbst mit seiner ganzen Hofstaat, der königlichen Familie und allen seinen Ministern durch ein starkes Corps Hugenotten aufheben zu lassen. Dieser Entwurf war um so leichter auszuführen, weil noch die Einfalt der ehemaligen Sitten im königlichen Pallast herrschte, und die Könige damals nicht so wie in spätern Zeiten mit zahlreichen Wachen umgeben waren. Die ganze Leibwache Franz II. bestand höchstens aus zweyhundert Mann, und wäre folglich sicher viel zu schwach zum Widerstand gewesen, wenn man nicht noch zeitig genug das ganze Komplot entdeckt hätte.

Sobald der Herzog von Guise von dem Vorhaben der Verschwornen benachrichtigt war, versammlete er so viel Truppen, als er in Eil nur auftreiben konnte, und verlegte sie an

verschie-

verschiedenen Orten im Hinterhalt, um den Hugenotten aufzupassen. Die Hugenotten, die zur Vollstreckung ihres Plans in der größten Sicherheit anmarschirten, wurden unvermutheterweise angegriffen. La Renaudie ward getödtet, viele andre starben, so wie er, mit dem Degen in der Faust, und noch eine größere Menge wurde gefangen, und als Aufrührer hingerichtet. Auf den Prinzen von Condé fiel freylich ein starker Verdacht, auch glaubte man, daß Coligni und sein Bruder Andelot, die damals eben bey Hofe angelangt waren, nicht mindern Antheil an der Verschwörung gehabt haben müßten; aber sie hatten sich doch bey allen diesen Vorfällen so leidend verhalten, daß man keinen Beweiß, besonders gegen die erstern Beyde, aufbringen konnte. Man wagte es daher auch nicht, sie zur Verantwortung und Strafe zu ziehen, soudern begnügte sich blos, daß sie Augenzeugen von der Hinrichtung der Gefangenen abgeben mußten. Uebrigens hatte diese Verschwörung doch wenigstens den Nutzen, daß kurz darauf ein neues Edict gegen die Hugenotten, aber in sehr gemäßigten Ausdrücken, erschien.

Noch in dem nemlichen Jahr (1560) überreichte Coligni zum Vortheil der Protestanten dem König zu Fontainebleau zwey lange und wohlgeschriebene Bittschriften, worin um eine Versammlung aller Stände des Reichs zur Abmachung der Irrungen gebeten wurde. Der König bewilligte es, und die Stände erhielten Befehl, sich gegen das Ende des Septembers in Meaux einzufinden.

Indessen entdeckte man eine abermalige Verschwörung gegen die Guisen, in welche der Prinz von Condé sich weit offenbarer und deutlicher als in die erstere eingelassen hatte. Aber dem ohngeachtet fanden es die Königin Mutter und die Guisen noch immer für gut sich zu verstellen. Die Versammlung der Stände wurde von Meaux nach Orleans verlegt,

und

und während der Zeit, daß diese dahin kommen sollten, that der Hof, der sich damals zu Saint Germain aufhielt, als ob er nichts so sehnlich wünschte, als mit den mißvergnügten Oberhäuptern der reformirten Parthey in neue Unterhandlung zu treten. Die beyden Gebrüder Coligni waren gleich bereit nach Orleans abzugehen, der König von Navarra ließ sich auch leicht dazu bewegen, nur der einzige Prinz von Condé, vielleicht von einer dunkeln Ahndung angetrieben, konnte sich nicht zu dieser Reise entschließen. Endlich ergab er sich doch dem Zureden seines Bruders, des Cardinals von Bourbon. Aber kaum waren diese Oberhäupter der Hugenotten in Orleans angelangt, als der König von Navarra und der Prinz von Condé sogleich arretirt wurden. In Ansehung der Gebrüder Coligni begnügte man sich blos, sie auf das genaueste zu beobachten.

Verschiedene Schriftsteller, und selbst die Bruchstücke der Memoiren des Admirals, aus welchen wir hier den Auszug liefern, behaupten, daß die Guisen sogleich riethen, die beyden gefangenen Fürsten hinzurichten, aber Catharina, die wohl einsahe, daß Frankreich dadurch gänzlich in die Gewalt dieser ehrsüchtigen Familie gerathen würde, suchte wenigstens den König von Navarra zu retten. Dieser schwache Prinz ließ sich auch mit leichter Mühe bewegen, um Pardon zu bitten. Der Prinz von Condé hingegen stand wirklich auf dem Punkt, hingerichtet zu werden; schon war sein Todesurtheil unterzeichnet, als Franz II. plötzlich starb. Man schreibt diesen unvermutheten Todesfall, vielleicht nicht mit Unrecht, einer Vergiftung zu. Doch dem sey wie ihm wolle, genug, daß dadurch die Sachen mit einemmal eine ganz andre Gestalt bekamen. Carl IX., sein Bruder und Nachfolger, war noch minderjährig, und kaum zehn Jahre alt, als er den Thron bestieg.

Nie

Nie ist wohl eine Königin in einer beschwerlichern Lage gewesen, als damals Catharina von Medizis, und nie kamen wohl die machiavellistischen Grundsätze, die man dieser florentinischen Prinzeßin so oft vorgeworfen hat, ihr so sehr zu statten, als eben in diesem äußerst kritischen Zeitpunkt. Das unter der vorigen Regierung im äußersten Grade durch innerliche Zwistigkeiten zerrüttete Königreich wurde es unter Carl IX. noch weit mehr. Kaum waren acht Tage seit dem Tode Franz II. verstrichen, als die Stände des Reichs sich den 12ten December bereits wieder versammleten. Catharina ließ über die Angelegenheiten beyder Partheyen sehr lange Reden halten, und viele Untersuchungen anstellen. Dem ohngeachtet wurde nicht das geringste beschlossen, weil die Deputirten sich immer entschuldigten, daß sie seit dem Tode des Königs noch nicht mit neuen hinlänglichen Vollmachten versehen wären. Ehe die Stände auseinander giengen, erklärte der junge König Carl IX. seine Mutter für die Regentin des Königreichs, und Catharina ernannte nun, um sich den Protestanten gefällig zu machen, den König Anton von Navarra zum General-Lieutenant von Frankreich, denn sie wußte nur zu gut, wie wenig dieser schwache Fürst zu fürchten war. Der Prinz von Condé wurde wieder in Freyheit gesetzt, nachdem man noch zuvor zwischen ihm und den Guisen eine verstellte Versöhnung bewirkt hatte, worauf er sich nach la Fere in der Pikardie begab.

Der Connetable von Montmorenci, der abermals einige Zeit vom Hofe entfernt gelebt hatte, erschien nun wieder bey demselben, aber seine Ankunft daselbst verursachte auch wieder neue Gährungen und Intriguen. Seine Neffen, die Colignī's, wünschten nichts so sehnlich, als ihn zu ihrer Parthey zu ziehen, aber er weigerte sich immer standhaft, ihre Wünsche zu erfüllen. Die Guisen hingegen suchten ihn durch allerley Ränke mit seinen Neffen zu entzweyen. Doch

es gelang ihnen eben so wenig. Indessen, da Montmorenci immer fortfuhr, sich als ein guter Catholik zu betragen, und die beyden Brüder sich öffentlich für Protestanten erklärten, so mußte er sich freylich dem Schein nach von ihnen trennen, ob er gleich im Grunde seines Herzens, wo nicht ihrer Parthey, doch wenigstens ihren Personen stets gewogen blieb. Durch die Verbindung des Connetable, des Herzogs von Guise und des Marschalls von Saint André, entstand jenes in der Geschichte dieser Zeit so berühmte Triumvirat. Der König von Navarra vereinigte sich mit demselben, und selbst die Königin Mutter billigte es. Sie wußte nur zu gut, wie Eifersucht und Zwietracht unter den drey Oberhäuptern nur zu sehr herrschten, als daß sie sich über gewisse Dinge deutlich genug gegen einander erklären, und ihr selbst dadurch würden Schaden haben zufügen können.

Das ganze Jahr 1561 verstrich, ohne daß es zwischen beyden Partheyen zu öffentlichen Feindseligkeiten gekommen wäre. Nur blos im Monat Julius erschien ein neues, ziemlich scharfes Edict gegen die Anhänger der neuen Glaubensmeynungen, die sich dem Gehorsam der herrschenden Kirche entziehen wollten. Der nach Pontoise ausgeschriebene Landtag wurde nach Saint Germain verlegt, und zu Poissi jene berühmte Unterredung zwischen den Catholiken und Protestanten veranstaltet, worinnen der bekannte Theodosius von Beze mit dem Cardinal von Lothringen über die Rechtmäßigkeit der Grundsätze beyder Religionssysteme disputirte. Die einzige Sache von Wichtigkeit, die diese Zänkereyen dem Anschein nach bewirkten, war die sogenannte Bekehrung des Königs von Navarra. Aber Anton blieb, ohngeachtet dieser feyerlichen Aussöhnung mit der catholischen Kirche, doch immer im Herzen ein heimlicher Anhänger der reformirten Lehrsätze. Die neue Verstärkung, die durch den Uebertritt des Königs von Navarra zur catholischen Religion das Triumvirat

umvirat erhielt, beunruhigte die Königin Mutter nicht wenig. Sie hatte als Regentin so fast keine Gewalt mehr in Händen, und sie fürchtete nun, vielleicht nicht mit Unrecht, über kurz oder lang sogar das wenige Ansehen, so sie noch übrig behalten hatte, gänzlich einzubüßen. Dieses bewog sie, sich an die Gebrüder Coligni zu wenden, und beyde Partheyen aufs neue aneinander zu hetzen. Um sie desto besser zu können, erschien aufs neue im Januar 1562 ein den Protestanten sehr günstiges Edict. Die hartnäckige Art aber, womit man sich weigerte, solches den Parlamentsacten einzuverleiben, bewieß zur Genüge wie wenig man auf die Vollstreckung desselben Staat machen konnte. Die Hugenotten nahmen indessen doch ihre Maaßregeln, den Hof zu Erfüllung dieses Edicts mit Gewalt zu nöthigen.

Der Tumult zu Vassi in Champagne ward endlich das Signal zu neuen bürgerlichen Unruhen. Der Herzog von Guise fand, wie er durch diesen Flecken gieng, Calvinisten in einer Scheure versammlet, die, der ihnen in oberwehntem Edict ertheilten Erlaubniß zu Folge, ihren Gottesdienst hielten und Psalmen sangen. Seine Bedienten fiengen mit diesen Leuten Händel an, tödteten ihrer ohngefähr sechzig, und verwundeten und verjagten die übrigen. Der Prinz von Condé beschwerte sich zwar sehr über den Herzog von Guise, aber seine Klagen machten bey Hofe keinen Eindruck. Nun griffen die Protestanten ohne fernern Verzug zu den Waffen. Der Prinz von Condé und der Admiral rückten an ihrer Spitze vor Paris. Da aber die Catholiken sie nicht mit gutem hereinlassen wollten, und sie sich eben nicht im gehörigen Stande befanden, um die Stadt gewaltthätig und mit Erfolg angreifen zu können, so brachen sie wieder auf, und bemächtigten sich der Stadt Orleans. Hier ernannten die Hugenotten den Prinzen von Condé zu ihrem General-Capitain oder obersten Feldherrn, und den Admiral zu seinem General-Lieutenant.

Indessen

Indessen hatten die Königin Regentin und der König von Navarra eine beträchtliche Armee aufgebracht, mit der sie nach Orleans marschirten. Bey diesem Heer befanden sich neben dem Herzog von Guise auch der Connetable von Montmorenci und seine Söhne, die nun wirklich gegen ihre eignen Blutsverwandten die Waffen trugen. Vergeblich suchte man anfänglich zu verschiedenenmalen durch Unterhandlungen die Zwistigkeiten beyder Partheyen gütlich beyzulegen, und kam endlich sogar überein, das Triumvirat, welches den Hugenotten so gehäßig war, vom Hofe zu entfernen. Sobald dieses geschehen war, fiengen auch die Generale dieser letztern an, sich mit der Königin Mutter über die besten Maaßregeln zur Wiederherstellung der Ruhe zu berathschlagen. Der Prinz von Condé erbot sich sogar selbst zu einer freywillgen Verbannung aus seinem Vaterlande, ein Anerbieten, welches die Königin zwar annahm, von dessen Vollziehung aber die Hugenotten nichts wissen wollten. Hiedurch gieng nun alle Hofnung verlohren, sich gütlich zu vergleichen, es kam daher bald zu offenbaren Feindseligkeiten. Das Triumvirat kehrte wieder ins Lager der Catholiken zurück, und die Hugenotten nahmen Beaugenci weg und plünderten diesen Ort. Dieser Vorfall war endlich das Zeichen zum völligen Aufruhr. Die Catholiken bemächtigten sich nun der Stadt Blois, und plünderten solche gleichfals. Der König von Navarra und andre Generals suchten zwar diese Plünderung zu verhüten, aber vergebens. Coligni und verschiedene andre protestantische Schriftsteller nach ihm bekennen, daß sie sich nur mit den empfindlichsten Schmerzen an diesen traurigen Zeitpunkt erinnern könnten, in welchem von beyden Seiten gleiche Erbitterung und gleiche Unordnung herrschten, die den Ton und die Manier angaben, nach welchen der Krieg zwischen diesen beyden gegen einander so sehr aufgebrachten Feinden fortgesetzt wurde.

Coligni hatte noch vor der Wegnahme von Beaugenci eine vortrefliche Kriegszucht in der protestantischen Armee eingeführt. Er ließ täglich öffentliche Betstunden in französischer Sprache halten. Die dazu verfertigten Gebete, die von ihren Verfassern nach den damaligen Zeitumständen eingerichtet waren, sind gedruckt worden, und folglich bis auf die Nachwelt gekommen. Man predigte den Soldaten die reinste Moral, empfohl ihnen die Ausübung aller Tugenden ihres Standes, und suchte sie, so viel möglich, von ihren schwärmerischen, blutdürstigen und abergläubischen Grundsätzen abzubringen. Hiezu fügte noch der Admiral sehr weise Verordnungen, die Mannszucht und andre Dinge betreffend, die aber, leider! nicht lange beobachtet wurden. Gleiche Wuth und gleicher Hang zum plündern und rauben beseelten von beyden Theilen den Officier sowohl als den gemeinen Soldaten, und in kurzer Zeit diente der Eifer für die eine oder andere Religion nur blos zum Vorwand, um Privathaß, Raubgierde und die zügelloseste Lebensart desto besser zu beschönigen.

Nun war Orleans der wahre Waffenplatz der Hugenotten geworden. Der Prinz von Condé und der Admiral nahmen ihren Aufenthalt daselbst, während dessen der Herr von Andelot nach Deutschland gieng, um Hülfstruppen anzuwerben. Der Vidame von Chartres wurde in gleicher Absicht nach England verschickt. Lyon, Saintonge, Guienne und die Normandie erklärten sich für die Hugenotten, die zwar auf Veranlassung der Königin und des Triumvirats vom Parlament als Rebellen verurtheilt wurden, aber auch ihrerseits durch ein nachdrückliches Manifest auf diese Achtserklärung antworteten. Indessen belagerten die Catholiken Bourges. Diese Stadt wehrte sich länger, als man es vermuthet hatte; selbst die Gegenwart des jungen Königs, der sich in eigner Person in das Lager seiner Armee begeben hatte, ver-

mochte nicht, die Besatzung und Einwohner muthlos zu machen. Da aber alle Hofnung entsetzt zu werden verschwand, so sahen sie sich doch endlich genöthiget, sich zu ergeben. Ehe man noch daran dachte, auf Orleans selbst, den Hauptsitz der Hugenotten, loszugehen, faßte man vorher den Entschluß, sich der Stadt Rouen zu bemächtigen, um dem Feinde dadurch einen Ort zu entreißen, wo die englischen Hülfstruppen, die man erwartete, leicht hätten landen können. Rouen wurde gleichfals mit vieler Hartnäckigkeit vertheidigt, und erst nach einem Generalsturm erobert, in welchem König Anton von Navarra tödtlich verwundet wurde, und einige Tage nachher seinen Geist aufgab.

Zum größten Verdruß der Regentin und des Triumvirats legte sich der Prinz von Condé, gleich nach Antons Tode, den Titel eines General-Lieutenants des Königreichs bey. Man fieng auch von neuem an, Unterredungen und Unterhandlungen anzustellen, die aber eben so fruchtlos als die vorigen abliefen. Der Prinz von Condé gieng zum zweytenmal vor Paris, sahe sich aber nochmals genöthigt, unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Ein Theil seines Lagers wurde überfallen und angegriffen, einer seiner Officiere, der Genlis hieß, gieng zu dem Feind über, kurz, es kamen eine Menge Umstände zusammen, die ihn zum Rückzug zwangen. Die Catholiken verfolgten die Hugenotten bis nahe bey Dreux, wo es endlich zwischen beyden Armeen zu einer blutigen Schlacht kam. Anfänglich lächelte der Sieg den Protestanten. Der Connétable wurde gefangen, und der Marschall von Saint André getödtet. Aber mit einemmal drehte sich das Glück; der Prinz von Condé gerieth in die Hände der Catholiken, und die Hugenotten erlitten eine totale Niederlage. Der Herr von Andelot war krank aus Deutschland zurückgekommen, und konnte daher nicht der Schlacht beywohnen, aber sein Bruder, der Admiral, der sie mitmachte,

rettete

rettete durch seine guten Anstalten den Rest der protestantischen Armee. Er ward während der Gefangenschaft des Prinzen zum Oberfeldherrn der Hugenotten ernannt, und ließ nun sogleich, unter einer starken Bedeckung, seinen Onkel, den Connetable, nach Orleans bringen, wo er der Prinzeßin von Condé, die gleichfalls seine Nichte war, übergeben wurde. Sie ließ ihn, als ein Unterpfand für die Sicherheit ihres Gemahls, auf das genaueste bewachen; denn in diesen unseligen Zeiten, wo weder Treue noch Glaube galt, konnte sich keiner auf den andern verlassen.

Im Jahr 1563 rückte der Admiral vor Selles in Berry, und nahm diese kleine Stadt weg Seine Soldaten machten hier eine beträchtliche Beute, denn die mehresten Geistlichen aus dieser Provinz hatten sich mit allem Silbergeräth aus ihren Kirchen nach Selles geflüchtet. Dieser Umstand kam dem Admiral wohl zu statten, weil er dadurch in den Stand gesetzt wurde, den deutschen Reutern, die ihm sein Bruder zugeführt hatte, ihren rückständigen Sold zu bezahlen, welches er außerdem schwerlich hätte thun können.

Bald nachher vernahm Coligni, daß der Herzog von Guise Anstalten zur Belagerung von Orleans machte; er marschirte also ungesäumt dahin, und traf daselbst alle nöthige Verfügungen zur Vertheidigung dieser Stadt. Unter dem Commando seines Bruders Andelot warf er eine zahlreiche und mit allen nöthigen Kriegs- und Mundbedürfnissen wohlversehene Besatzung hinein; dahingegen er mit den deutschen Truppen nach der Normandie aufbrach, um sich dieser Provinz zu versichern, weil die englischen Truppen, die sein andrer Bruder, der Cardinal von Chatillon, ihm zu verschaffen sich alle ersinnliche Mühe gab, hier am leichtesten landen und zu seinem Heere stoßen konnten. Gleich anfangs nahm er Pont l'Eveque weg, und ließ diesen Ort plündern.

Hier-

Hierauf belagerte er Honfleur. Diese Stadt mußte sich sehr theuer von der Plünderung loskaufen, welches auch durch Herbeyschaffung einer Menge Lebensmittel und andrer Bedürfnisse für die Hugenottische Armee geschah. Coligni stand noch im Lager vor Honfleur, als die Einwohner von Caen, deren gleichfals ein beträchtlicher Theil Calviniſten waren, ihn bitten ließen, sie von der Tyranney der Catholiken zu befreyen. Er marschirte also dahin; aber seine dortigen Glaubensgenossen waren zu schwach, um ihm die Stadt ohne Schwerdtschlag überliefern zu können, er sahe sich daher gezwungen sie zu belagern. Der Marquis von Elboeuf, ein Bruder des Herzogs von Guise, der aber keinen Funken von den erhabenen militärischen Talenten seines Bruders besaß, war Commandant zu Caen. Er wurde bald zu capituliren genöthigt, und seine vornehmste Sorge gieng nur blos dahin, sich und seinem Unter-Commandanten Renouard einen freyen Abzug zu sichern.

Kurz nach der Uebergabe von Caen vernahm Coligni, daß der Herzog von Guise durch den verrätherischen Poltrot vor Orleans meuchelmörderischerweise ermordet worden wäre. Dieses bewog ihn, sogleich mit seiner Armee nach diesen Gegenden zurückzukehren. Seinem eignen Geständnisse nach war er überzeugt, daß die Königin Regentin sich blos auf Anhetzen des Herzogs zu diesem Kriege hätte überreden lassen, da sie sonst gewiß lieber in gütliche Unterhandlungen getreten wäre, und seinen Glaubensgenossen die verlangte Toleranz gerne zugestanden haben würde. Bey diesen feindseligen Gesinnungen des Admirals, die er jederzeit unverholen gegen den Herzog von Guise geäußert hatte, war es wohl kein Wunder, daß männiglich von der Gegenparthey den Argwohn zu hegen anfieng, ihn für den Urheber der Ermordung eines Mannes zu halten, den er bey jeder Gelegenheit als den Hauptanstifter des Krieges angab.

Indessen

Indessen hätte doch diese bloße Vermuthung dem Admiral nicht viel schaden können, wenn nicht der Mörder bey seinem ersten Verhör selbst ausgesagt, daß er hauptsächlich durch einige Worte des Admirals zu dieser Uebelthat verleitet worden sey. Er bekannte unter andern, daß er von Religion ein Protestant, und in Diensten des Herrn von Soubise gewesen wäre. Daß dieser Herr ihn mit einem Brief an den Admiral geschickt, und Coligni ihn angefrischt habe, sich bey dem Herzog von Guise einzuschmeicheln, und nachher die Geheimnisse dieses seines neuen Herrn an seine Glaubensgenossen zu verrathen; ja daß der Admiral, zur bessern Ausführung dieser Verrätherey, ihm noch zuletzt Geld gegeben, und beym Abschied diese Worte gesagt hätte: „Weil Ihr denn doch „einmal unsrer Religion Dienste leisten wollt, so dient ihr „auch gut. „ — Poltrot setzte noch hinzu, daß, obschon der Sinn dieser Worte nicht deutlich auf die Ermordung des Herzogs von Guise abzielte, er sie dennoch so ausgelegt, und in diesem Glauben seine meuchelmörderische That verübt hätte.

Bey einem zweyten, in Gegenwart der Königin, des Cardinals von Bourbon, und einer Menge Prinzen und andrer vornehmer Herren angestellten Verhör beschuldigte Poltrot nochmals mit noch viel mehr Lebhaftigkeit als das erstemal sowohl den Admiral als auch den Theodor von Beze, daß sie ihn zur Vollbringung seines Verbrechens aufgemuntert hätten. Coligni erfuhr, da er sich der Stadt Orleans näherte, daß er öffentlich und allgemein für den Urheber dieser nichtswürdigen, meuchelmörderischen That ausgegeben und gehalten wurde. Er schrieb daher zu seiner Rechtfertigung an die Königin Regentin, und betheuerte aufs höchste, daß er eine solche Niederträchtigkeit zu begehen ganz unfähig wäre; ja er erbot sich sogar nach Paris zu kommen, um sich mit dem nichtswürdigen Poltrot confrontiren zu lassen, weil dieser, setzte er hinzu, sicher nicht so kühn seyn, und eine so schänd-

liche That in seiner Gegenwart ihm Schuld geben würde. Man nahm aber bey Hofe dieses Anerbieten nicht an, sondern beschleunigte vielmehr Poltrots Hinrichtung. Dieser Elende wurde mit vier Pferden aus einander gerissen. Mitten unter den abscheulichsten Schmerzen, und bis auf den Augenblick, da er den letzten Seufzer ausstieß, blieb er beständig bey der Beschuldigung des Admirals.

Indessen hatte Coligni Mittel gefunden, in Orleans hineinzukommen; aber anstatt, wie er es vermuthete, eine lebhafte Belagerung an diesem Ort auszuhalten, fand er vielmehr beyde Theile zum Frieden geneigt. Der Prinz von Condé und der Connetable waren Vermittler desselben, und es gelang ihnen auch glücklich, ihrem Vaterlande die innerliche Ruhe, obgleich nur auf eine kurze Zeit, wiedergeben zu können. Die Protestanten erhielten nochmals ein für sie sehr vortheilhaftes Edict. Coligni wußte zwar zur Genüge, daß dieses Edict eben so wenig wie das vorige erfüllt werden würde, und war daher über diesen Friedenstractat sehr mißvergnügt. Indessen nutzte er doch denselben, um sich persönlich wegen der Ermordung des Herzogs von Guise zu rechtfertigen. Er vertheidigte sich nochmals schriftlich, und suchte sich auch mündlich in verschiedenen Audienzen, die er bey der Königin hatte, zu rechtfertigen. Sein Bruder Andelot übernahm selbst die Führung seines Processes, und der Prinz von Condé sowohl, als auch die Familie der Montmorencis, unterstützten ihn. Aber die Guisen wollten durchaus von keinem Vergleich hören, und ihn für unschuldig erkennen, bis endlich der König selbst sich genöthiget sahe, beyden Theilen ein Stillschweigen aufzulegen.

Man bediente sich nun von Seiten des Hofes der wiederhergestellten innerlichen Ruhe, um Havre de Grace zu belagern. Diese Stadt war von den Hugenotten der Königin

gin Elisabeth von England übergeben worden, und diese Monarchin weigerte sich standhaft, sie wieder an Frankreich abzutreten. Der König, die Königin Mutter, der Herzog von Anjou, Bruder des Königs, der Prinz von Condé, und überhaupt der vornehmste französische Adel, worunter sich selbst viele Protestanten befanden, begaben sich nach der Normandie. Hierauf rückte der Connetable mit einer starken Armee vor besagten Ort, den aber die Engländer, da sie Ernst sahen, mit Capitulation übergaben. Coligni und sein Bruder Andelot hatten es nicht gewagt, bey der Einnahme dieser Stadt zugegen zu seyn, die sie selbst den Engländern überliefert hatten.

Die Königin Mutter nutzte diesen Zeitpunkt, um ihren Sohn, den König, vom Parlament zu Rouen majorenn erkennen zu lassen, wobey aber Carl IX. öffentlich erklärte, daß seine Mutter immer seines Vertrauens genießen, und nach wie vor an seinen Regierungsgeschäften Theil nehmen sollte. Wir können bey dieser Gelegenheit nicht umhin, eines sehr sonderbaren Auftritts, der bey der Majorennitätserklärung Carls IX. vorkam, hier Erwehnung zu thun. Der Cardinal und Bischof von Beauvais, Odet von Chatillon, hatte sich so wie seine Brüder, der Admiral von Coligni und der Herr von Andelot, zur protestantischen Lehre gewendet und geheyrathet. Der Pabst hatte ihn zwar aus der Zahl der Cardinäle ausgestrichen, auch bezeugte er selbst bey jeder Gelegenheit zu viel Verachtung gegen diesen Titel, als daß er noch länger Anspruch auf denselben hätte machen sollen, dem ohngeachtet aber wohnte er doch in Cardinalskleidung, blos um dem Pabst öffentlich zu trotzen, oben besagter Feyerlichkeit bey. Da er Pair des Königreichs war, so saß seine Gemahlin neben der Königin. Man nannte sie bald Frau Gräfin von Beauvais, bald auch Frau Cardinälin. Die bürgerlichen Kriege hatten damals in Frankreich alle Polizey, allen

Wohlstand aufgehoben und das ganze Königreich war voll dergleichen ungereimten Dinge.

So bald der Hof wieder nach Paris zurückgekehrt war, fiengen die Guisen von neuem an, ihren alten Proceß gegen den Admiral rege zu machen. Dem Anschein nach zog Catharina von Medizis diese Sache mit Willen in die Länge, um beyde Theile, in Erwartung eines Urtheilspruchs, desto länger von ihrem Ansehen abhängig zu erhalten. Weil aber durch diese Verzögerung die Gemüther immer erhitzter gegen einander wurden, und es endlich sogar zwischen den Anhängern beyder streitenden Partheyen zu blutigen Thätigkeiten kam, so sahe der König sich genöthiget, der Guisischen Familie ein für allemal alle fernere Verfolgungen gegen den Admiral ernstlich zu verbieten. Desgleichen wurde allen Gerichten im ganzen Königreiche untersagt, weitere Untersuchungen in dieser Streitsache anzustellen. ꝛc.

Zwar suchte der Cardinal von Lothringen, nach seiner Rückkehr vom tridentinischen Concilio, diesen Rechtshandel nochmals zu erneuern, aber er bekam bald nachher weit wichtigere Geschäfte, die ihm keine Zeit zu unnützen Zänkereyen übrig ließen, und ihn die fernere Verfolgung des Admirals endlich gänzlich einzustellen nöthigten. So schien denn dieser für unsern Helden eben so verdrießliche als entehrende Rechtshandel geendigt zu seyn. Die Aussage seiner Feinde gründete sich hauptsächlich auf die Aussage des verrätherischen Poltrots, bey welcher dieser Bösewicht sogar in den letzten Augenblicken seines Lebens standhaft geblieben war; indessen mußte doch jeder Unbefangener gestehen, daß der Admiral in seinem ganzen Leben nie durch irgend eine Handlung den Verdacht verdient haben sollte, als ob er nur jemals fähig gewesen wäre, eine so niederträchtige Bosheit zu begehen.

Bey

Bey diesen, wenigstens dem Anschein nach, ruhigen Zeiten entschloß sich der König, alle Provinzen Frankreichs zu durchreisen, und zur Erhaltung des innerlichen Friedens alle Beschwerden seiner Unterthanen selbst zu untersuchen. Die Königin Mutter, die ohngeachtet der Münderſprechung Carls IX. noch immer das Ruder der Regierung führte, wendete gleichfals alle nur mögliche Vorsicht an, um diese für das ganze Königreich so schätzbare Ruhe zu erhalten. Sie bezahlte daher sogar den deutschen Söldnern, die Andelot nach Frankreich geführt hatte, den ihnen rückständigen Sold aus der königlichen Casse, um diese unruhigen Gäste dadurch nur je eher je lieber aus dem Lande loß zu werden.

Den größten Theil des Jahrs 1564 brachte Carl IX. mit den Reisen durch die verschiedenen Provinzen seines Reichs zu. Zwar herrschten zwischen beyden Religionsverwandten keine öffentliche Feindseligkeiten mehr, aber es fand doch auch kein Vertrauen, keine rechte Freundschaft, zwischen ihnen statt. Von beyden Theilen geschahen unaufhörliche Vorstellungen, bald für, bald gegen das letzte Edict, welches allen Unterthanen des Königs, ohne Unterschied, Frieden und Duldung gebot. Der Haß beyder Partheyen war nichts weniger als erstickt. Noch immer loderte das Feuer unter der Asche, und drohte jeden Augenblick den fürchterlichsten Ausbruch. Hiezu kamen noch verschiedene Unruhen, die der Cardinal von Lothringen zu Paris angestiftet hatte, und die von dem Gouverneur dieser Hauptstadt, dem Marschall von Montmorenci, nur mit vieler Mühe beygelegt werden konnten. Endlich, da gegen das Ende des Jahrs 1565 der Hof Paris wieder näher kam, und sich zu Blois aufhielt, beschäftigte man sich ernstlich, die Guisen, Montmorencis und Colignis wieder mit einander auszusöhnen.

Der Verdacht, daß die Letztern die Ermordung des Herzogs von Guise angestiftet hatten, war noch immer der Zwie-

trachts-

trachtsapfel zwischen diesen Familien. Zu Anfang des Jahrs 1566 wurde diese Streitsache, die doch jedermann als längst abgemacht ansahe, abermals im königlichen geheimen Rath vorgenommen. Der Admiral von Coligni fand sich auch dieses mal persönlich ein; er erklärte laut und feyerlich; daß er niemals diese schändliche That gut geheißen hätte, noch solche in Zukunft billigen würde, und daß der, so das Gegentheil sagen und behaupten wollte, solches in seinem Hals löge, welches er gegen jeden Ankläger, der ein Edelmann wäre, durch einen ritterlichen Zweykampf zu erhärten sich erböte. Nach dieser feyerlichen Erklärung des Admirals wurde nochmals die Sache von den königlichen Räthen reiflich erwogen, und alle Stimmen eingesammlet. Hierauf trug der Connetable von Montmorenci in Gegenwart des Königs den abgefaßten Urtheilsspruch vor. Er fieng mit einer großen Lobrede auf den ermordeten Herzog von Guise und das ganze Haus von Lothringen an, rühmte den Eifer, womit die Wittwe dieses Prinzen diejenigen, so man bisher für mitschuldig an dem Meuchelmord ihres Gemahls gehalten, verfolgt hätte, erklärte den Admiral für vollkommen unschuldig, und legte dem General-Procurator ein gänzliches Stillschweigen in dieser Sache auf, weil hiemit der Streit ein für allemal aufgehoben, und alle Partheyen durch diesen Urtheilsspruch hinlänglich befriedigt wären. Zu gleicher Zeit versöhnte man auch den Cardinal von Lothringen mit dem Marschall von Montmorenci, dem Gouverneur von Paris. Indessen gab es doch Leute, die, da sie die Charactere dieser Personen genau kannten, allen diesen Aussöhnungen nicht recht trauen wollten; hiezu kamen denn noch verschiedene Umstände, die diesen Verdacht immer mehr und mehr vermehrten, und der Erfolg zeigte auch nur zu deutlich, daß sie sich in ihren Vermuthungen nicht geirret hatten.

(Der Beschluß künftig.)

IV.

IV.

Wie wird das ablaufen?

Eine historische Anekdote. *)

Der Kalif Montaster, Muhammeds dreyßigster Nachfolger, hatte sich durch Vatermord den Weg zum Throne gebahnt. Dies zeugt gnugsam, daß die damaligen Freunde und Anhänger dieses Prinzen eben solche Bösewichter wie er gewesen seyn müssen. In der Folge schenkte er einen Theil seines Zutrauens einem tugendhaften und braven Officier von einer, besonders an einem asiatischen Hofe, höchstseltenen Uneigennützigkeit. Taher, so hieß dieser Officier, nahm nie Theil an den Lastern und Verbrechen seines Herrn; da er sich als seinen Unterthan und nicht als seinen Richter betrachtete, so diente er ihm jederzeit mit der vollkommensten Treue. Von dem Kalifen mit den wichtigsten Aufträgen nach Egypten verschickt, richtete er solche mit eben so vielem Eifer als Glück aus.

Auf seiner Reise dahin blieb Taher eine zeitlang in Alexandrien. Eben war er beschäftigt den Hafen dieser Stadt zu besichtigen, als ein tunesisches Schif in denselben einlief. Unter den vielfältigen kostbaren Waaren, womit es beladen war, befand sich auch eine von unschätzbarem Werth, nemlich eine junge Sclavin, die ihrer himmlischen Reize wegen den Rang und Titel einer Königin zu verdienen schien. Mit dieser außerordentlichen Schönheit vereinigten sich zugleich alle nur mögliche Talente, die den Werth derselben nur irgend zu erhöhen vermochten. Vor allen aber bewunderte man

*) Aus der Lecture du soir: par M. M*****. frey übersetzt.

man ihre reizende Stimme und ihren künstlichen und geschmackvollen Gesang.

Taher sahe sie, und ward nicht wenig bestürzt über den Eindruck, den sie auf sein Herz machte. Er war bereits fünf und dreyßig Jahr alt. Jede andere Leidenschaft, bis auf die nach Ruhm, war ihm unbekannt. Er hofte sogar nie eine andre kennen zu lernen. Der Anblick dieser jungen Sclavin zog ihn aus diesem Irrthum. Er liebte sie, so wie man zum erstenmale liebt, das heißt bis zur Ausschweifung.

Sie war aus Marseille gebürtig, und sprach sehr fertig die arabische Sprache; eine natürliche Folge des großen Handels, den diese Stadt mit den Morgenländern treibt. All die Fragen, die Taher in großer Menge an sie that, und die blos auf ihre Person zweckten, beantwortete sie ihm. Auf diese Weise erfuhr er ihr Herkommen, ihren Namen und die Geschichte ihrer Gefangenschaft. Sie hieß Isaura. Ihre Familie hatte vordem die ersten Ehrenstellen der Republik bekleidet; aber durch verschiedene Zufälle ihrer Reichthümer beraubt, hatte sie einen Theil ihres Glanzes verlohren. Isaura selbst war eine Wayse. Ihre Eltern starben frühzeitig und ließen sie unter der Vormundschaft eines alten Anverwandten. Um ihr Unglück und Mißvergnügen vollkommen zu machen, mußte sich dieser in sie verlieben. Er gestand ihr seine Leidenschaft, und das ganz in dem Ton und mit der Mine eines Vormunds. Ihr Betragen war gegentheils so beschaffen, wie's sich für ein Mündel ziemt, die es zwar nicht wagt ihren Abscheu merken zu lassen, ihn aber auch schwerlich zu bergen vermag. Von diesem Augenblick sann sie auf Mittel, dem Unglück, das ihr drohte, zu entfliehen. Ein Theil ihrer Familie hatte sich in Italien niedergelassen. Sie beschloß ihrem Beyspiel zu folgen, und sich zu Anverwandten zu begeben, die nicht die nemlichen Absichten wie ihr Vormund

auf

auf sie haben konnten, oder wenn's ja auch geschähe, wenigstens eher es verdienten von ihr günstiger angesehen zu werden. Ein nach Venedig segelfertiges Schif verschafte ihr Gelegenheit dazu, die sie auch benutzte. Unglücklicherweise aber wurd' es von einem tunesischen Korsaren aufgebracht und genommen. Es war hinlänglich genug mit alle demjenigen beladen, was die Raubgier eines Seeräubers nur immer reizen konnte. Jsaura insonderheit fürchtete ein Opfer seiner viehischen Geilheit zu werden. Der Africaner aber war mehr zum Geiz denn zur Unzucht geneigt. Er glaubte die Entehrung Jsaurens würde natürlicherweise ihren Werth vermindern, und dieser Gedanke rettete sie von der bevorstehenden Gefahr. Sie wurde für irgend einen mächtigen Herrn in den Staaten des Kalifen aufbehalten, wenn der Seeräuber nemlich keine Gelegenheit finden sollte, sie persönlich dem Befehlshaber der Gläubigen vorzustellen.

Taher gedachte diese Umstände zu nutzen. Es stand ihm frey, die junge Sclavin in jeder Stunde des Tages zu sehen und sich mit ihr zu unterhalten, so wie's einem jeden erlaubt ist, einen Diamant oder irgend ein ander Kleinod, das ein Kaufmann zum Verkauf bietet, zu wiederholtenmalen zu besehen. Er glaubte sogar zu bemerken, daß die liebenswürdige Jsaura in seinen Besuchen eine Art von Beruhigung bey ihren Widerwärtigkeiten fände. Er betrog sich nicht, und wäre er weniger bescheiden gewesen, so würde er in der That mehr haben bemerken können, als er selbst zu vermuthen wagte. Mit der anziehendsten und edelsten Bildung des Körpers vereinigte Taher jene Miene von Rechtschaffenheit und sanfter Anmuth, die Jeden, selbst den Böswicht, einnimmt. Jsaura, der keine von diesen Vollkommenheiten fehlte, mußte sie also auch natürlicherweise in unserm Asiaten schätzen. Selten pflegt das menschliche Herz sich kalten Vernunftschlüssen zu unterwerfen, wenn sie aber einmal Eindruck

auf

auf dasselbe gemacht haben, und mit seinen Empfindungen übereinstimmen, so ist es noch weit seltner sie verworfen zu sehen. Die schöne Marsilianerin, aller Hofnung beraubt, ihr Vaterland je wieder zu sehen, wünschte natürlich nichts sehnlicher, als aus den Händen ihres Räubers befreyt zu werden. Daß dieses nicht geschehen könnte, ohne in die Hände eines zweyten zu fallen, sahe sie voraus, und Taher schien ihr vollkommen den Vorzug vor andern zu verdienen. Sie würde ihn sogar dem Kalifen selbst vorgezogen haben.

Während nun ihre Wünsche sogut die Wünsche des verliebten Tahers unterstützten, wurde dieser in den schmerzvollsten Zustand versetzt. Der Preis, den der Seeräuber für die junge Sclavin forderte, war so ungeheuer, daß er sein Vermögen bey weitem überstieg. Taher war, wie bereits gesagt, ein uneigennütziger Hofmann, in diesem Augenblick aber fehlte nicht viel, daß er nicht bereut hätte diese Tugend so weit getrieben zu haben. Ohne Zweifel geschah' es hier zum erstenmal, daß der Günstling eines großen Monarchen, aus Mangel einer Geldsumme, sich außer Stand gesetzt sahe, seine Wünsche zu befriedigen. Man wird leicht vermuthen, daß der Korsar eben diese Bemerkung machte. Der arme Taher müßte, so schloß er, von seinem Monarchen nothwendigerweise wenig geschätzt werden, und noch weniger würdig schien er ihm Isauren zu besitzen, da er den Preis, den er forderte, nicht zu bezahlen vermochte.

Man denke sich nun selbst den trostlosen Zustand dieses unglücklichen Günstlings des Kalifen. „O Tugend! rief er aus, wie hart sind deine Proben! die grausamste von allen aber ist sicher die, die ich jetzt ausstehen muß.„ Er kehrte zu der schönen Sclavin zurück. Ein Theil seiner Unruhe war ihr noch unbekannt. Die Erzählung seines Unglücks machte sie eben so betrübt als er es bereits war. „Ja, schönste

Isaura,

Isaura, setzte er hinzu, ich fange endlich an zu glauben, daß das Gold in der That kostbar ist, weil dein Besitz nur blos von demselben abhängt: nicht weniger als dieses war von nöthen, mich von seinem Werthe zu überzeugen. „ — Ach! erwiederte die Schöne, indem sie in Thränen zerfloß, alles dieses häuft nur noch die Grausamkeit meines Geschikkes; ich darf nicht mehr der Neigung meines Herzens folgen, meine ganze Person wird feilgeboten, und nur demjenigen überlassen werden, der das meiste Geld für meinen Besitz zahlen wird. — „O Gott! rief Taher von neuem aus, so muß ich mich also entschließen dich zu verlieren, dich in die Hände eines andern gerathen zu sehen, der vielleicht nicht würdig ist dich zu besitzen; und wäre er's auch, würde wohl mein Schmerz dadurch weniger groß, mein Verlust weniger unersetzlich seyn? — —

Isaura erwiederte nichts, aber ihre Thränen flossen noch immer: sicher eine Art von Ausdruck, die jede andre aufwiegt. Länger konnte Taher diese Thränen nicht fließen sehen. Er faßte einen Entschluß, der ihm äußerst schwer fiel, weil er dadurch seinen Character mit einemmal in einem ganz andern Lichte wie bisher zeigen mußte, nemlich, zum Statthalter von Egypten sich zu begeben, nicht um ihn zu einem Machtspruch in dieser Sache zu bewegen, sondern nur so viel Geld von ihm zu entlehnen, als ihm an der Summe fehlte, die der Seeräuber begehrte. Ein reicher alexandrinischer Bürger, der Tahern seiner Tugend wegen hochschätzte, und von ohngefähr von seiner Verlegenheit benachrichtigt ward, that ihm Anerbietungen, die er gewiß in jedem andern Fall nicht angenommen haben würde. Aber seine gegenwärtige Lage war zu dringend, um sie zu verwerfen. Schon glaubte Taher das Ziel seiner Wünsche zu sehen; schon theilte Isaura mit ihm die Zufriedenheit, die sie in jeder seiner Minen las, als ein unvermutheter Zufall sie in neue Unruhen stürzte.

Der Ruf von der außerordentlichen Schönheit der jungen Sclavin hatte sich durch ganz Alexandrien verbreitet. Ahmed, der Statthalter von Ober- und Nieder-Egypten, war einer der ersten, der diese Nachricht erfuhr; er wollte sich aber von ihrer Wahrheit augenscheinlich überzeugen. Zu dem Ende ließ er dem Korsaren befehlen, dieses so gerühmte Wunder zu ihm zu führen. Dieser Befehl kam in dem nemlichen Augenblick an, da Taher alle Hindernisse überwunden zu haben glaubte, und eben im Begrif war, dem Seeräuber das geforderte Geld für Isauren auszuzahlen. Der Africaner aber fand es für nöthig, zuvor die Neugier des Statthalters zu befriedigen. Freylich bewog ihn mehr Gewinnsucht als Gehorsam hiezu. Er zweifelte nicht im geringsten, daß die Reize der jungen Französin nicht den lebhaftesten Eindruck auf die Seele des Statthalters machen würden, und hofte von einem Manne, der nach Gefallen mit einem großen Reiche schalten und walten konnte, einen ungleich größern Vortheil zu ziehen, als von dem zu gewissenhaften Günstling des Beherrschers der Gläubigen.

Umsonst widersetzte sich Taher diesem Entschluß. Endlich beschloß er, den Ahmed von allem, was vorgegangen war, mündlich zu unterrichten. Sein Zweck war, ihm die Begierde, Isauren zu sehn, zu benehmen. Er überzeugte sich nur gar zu sehr, der Statthalter würde sich unmöglich entbrechen können sein Nebenbuhler zu werden, wenn er sie nur einmal sähe. Ohngeachtet ihn der Statthalter im Grunde anfeindete, so konnte er dennoch ihm seine Hochachtung nicht versagen, und dieses um so weniger, da er ihm als Günstling des Kalifen immer Achtung schuldig war. Er schien sogar bereit, aller seiner Ansprüche auf Isauren sich zu begeben. Unglücklicherweise wurde diese Gesinnung durch die Ankunft des Seeräubers unterbrochen, der die junge Sclavin, obgleich wider ihren Willen, nach dem Pallast des Statthalters

ters brachte. Kaum sahe sie Ahmed, als er schon die Sprache änderte, oder vielmehr den Gebrauch derselben zu verlieren schien; aber sein Stillschweigen war sehr ausdrucksvoll. Tahers Stillschweigen war es noch mehr. Endlich unterbrach er es. Er forderte, daß ihm Isaura ohne Verzug zurückgegeben werden möchte; Ahmed aber fand eine so geschwinde Entscheidung nicht nach seinem Geschmack. Er fand ein unendliches Vergnügen in ihrer Betrachtung; Isaura hingegen betrachtete nichts und sahe nichts als ihren Taher. Dieser letztere wurde durch die Unentschlossenheit des Statthalters, oder vielmehr durch die nur zu sichtbare Veränderung seiner Gesinnungen, fast bis zur Verzweiflung gebracht. Diese vermehrte sich noch, da sein Nebenbuhler, indem er die junge Sclavin über ihre verschiedene Talente befragte, unter andern von ihr begehrte, daß sie singen sollte. Aber anstatt zu singen, waren Seufzer, Schluchzen und Thränen alles, was man von Isauren erpressen konnte. Außer sich selbst rief Taher aus, daß Isaura ihm zugehöre und von Niemanden sonsten Befehle annehmen dürfte. „Braver Taher, antwortete ihm der Statthalter, Isaura gehört einem africanischen Korsaren, und kann nur demjenigen von uns beyden zu Theil werden, der das meiste Geld für sie erlegen wird. Dieses ist eine Art von Kampf, in dem man hoffen kann dich zu besiegen. Du hast ja schon oft genug gesiegt, um diesen Verlust geruhig ertragen zu können. „ — Zugleich that Ahmed ein so hohes Gebot für die Schöne, daß dadurch alle Anerbietungen seines Nebenbuhlers weit übertroffen wurden. Man kann leicht denken, daß der Korsar es nicht verwarf. Isaura wurde immer betrübter, ihre Thränen flossen immer heftiger. Tahers Wuth übertraf allen Ausdruck. „Erröthest du nicht,„ rief er aus, „indem er sich zum Statthalter kehrte, über den Misbrauch der Reichthümer, die dir Schande machen, indem du sie anwendest, eine Armuth zu beschimpfen, die mir Ehre bringt? Ueber die Aufführung dieses

Kor-

Korsaren erstaune ich nicht im geringsten, indem sie vollkommen dem Begrif entspricht, den man sich von seinem Gewerbe zu machen pflegt; dein Betragen aber ist tausendmal schändlicher als das seinige. „ —

Ahmed schien einen Augenblick nachzudenken; bald aber nahm er wieder seinen spöttelnden Ton an: „Was begehrst du, weiser Abgesandter des Befehlshabers der Gläubigen! rief er aus, gnügt es dir nicht, für den uneigennützigsten Menschen in dem weitläuftigen Reiche unsers erhabenen Kalifen gehalten zu werden? Hat denn dieser Ruhm nichts reizendes mehr für dich? und wäre es wohl natürlich, mit diesem erhabenen Ruf zugleich die Vortheile zu verbinden, die nur der Reichthum gewähren kann? „ —

Eben wollte Taher antworten, aber zu seinem, des Statthalters und des Korsaren größten Erstaunen kam ihm Isaura zuvor. „Deine Reichthümer, sagte sie zu dem Statthalter, vermögen nur den Barbaren zu blenden, der sich für den Herrn meines Schicksals hält, denjenigen, der dadurch, daß er mich meiner Familie entriß, ein Recht zu haben glaubt, mich an den Meistbiethenden zu verkaufen. Eine asiatische Sclavin würde ohne Murren gehorchen, ja nicht einmal die geringste Betrachtung sich darüber erlauben. Aber die Luft, die man in meinem Vaterlande einathmet, flößet den Personen meines Geschlechts ganz andere Gesinnungen ein. Der Huldigung des Deinigen gewohnt, mäßigt es eure Vergnügungen, theilt freywillig mit euch eure Beschwerden, ja manchmal sogar Gefahr und Tod; mit einem Wort, wir sind die Gefährtinnen eures Lebens, aber nicht eure Sclavinnen. Gib nur immer die Hofnung auf, setzte sie mit standhaftem Ton hinzu, jemals über mich als unumschränkter Herr gebieten zu können. Dieser Korsar, der mich unter fremder Himmelsgegend führte, vermag nicht die

Gesin-

Gesinnungen meines Herzens zu ändern; selbst unter Ketten und Banden werd' ich frey athmen. Meinen Leib kann man verkaufen, aber mein Herz zu verschenken, das hängt nur von mir ab. „

„Das Glück, das ich für dich bestimmt habe, erwiederte Ahmed, wird schon die Unbiegsamkeit deiner Seele besiegen; diese Fesseln, die dir jetzt so verhaßt dünken, wirst du sicher noch lieben. Ich will also wider deinen Willen dein Glück machen. „ — „Es ist zu spät!„ fiel ihm Isaura ein, und heftete ihren Blick auf Tahern. — „Ich verstehe dich, erwiederte der Statthalter, mir ist bereits ein andrer zuvorgekommen; aber was ich vermag, und meinen unerschütterlichen Vorsatz weißt du nicht. „ — „Zittre, rief Taher wütend, zittre, wo du den geringsten Frevel, die geringste Gewaltthätigkeit gegen Isauren wagst. Sterben will ich eher, als Beleidigungen gegen die Holde von dir verübt sehen. Der Thron des Kalifen, meines Herrn, sey jetzt meine Zuflucht; und sein Spruch entscheide. Bey allem aber, was dir lieb ist, wag' es nicht, seiner Entscheidung zuvorzukommen. „ — Es sey darum, versetzte der Statthalter, ich unterwerfe mich dem Urtheil des Kalifen; Isaura bleib' indessen in meinem Pallast, und erwarte ihr Schicksal in Ruhe. Dieses Versprechen beruhigte Tahern nicht gänzlich. Der Gedanke, seine Geliebte in den Händen seines Nebenbuhlers zu wissen, war schrecklich für ihn. Indeß ergab er sich. Isaura selbst suchte ihn aufzurichten.

Ihre Trennung war schmerzhaft. Umsonst würde man versuchen, dasjenige mit Worten auszudrücken, was sie empfanden. Isaura fürchtete ein ungerechtes Urtheil des Kalifen; Taher die Zudringlichkeit des Statthalters und Isaurens endliche Ermüdung, seinem Anhalten länger zu widerstehen. Glücklicherweise hielten ihn keine Staatsgeschäfte fürder

in Egypten zurück. Er eilte daher mit der außerordentlichsten Geschwindigkeit nach Bagdad, wo der Kalif seinen Sitz hatte. Die Aufnahme dieses Monarchen schien günstige Vorbedeutung für ihn. Taher gab ihm von seinen Geschäften umständlichen Bericht. Montasser überhäufte ihn mit Lobsprüchen, und erkundigte sich nach allen Merkwürdigkeiten, die er auf seinen Reisen gesehen hatte. Diese Gelegenheit war für Tahern zu günstig, als daß er sich über einen Gegenstand nicht hätte erklären sollen, der ihn unendlich mehr interessirte, als die Obelisken, Pyramiden und alle übrige Alterthümer Egyptens. „Beherrscher der Gläubigen!„ sagte er, „dasjenige, so ich in diesem an bewundernswürdigen Denkmälern so reichen Lande am meisten bewundert habe, ist ein Wunderwerk, das alle übrige verdunkelt, und dessen Verlust eben so sehr mein Unglück, als sein Besitz mein Glück ausmachen würde. „ —

Diese Worte machten den Kalifen aufmerksam. Er begehrte ihre Enträthselung, und dieses eben wünschte Taher. Er begann darauf ihm sein Abentheuer mit allen Umständen zu erzählen, und das so warm, so theilnehmend, daß man's leicht abmerken konnte, wie die Liebe über seine ganze Philosophie gesiegt hatte. Montasser schien aufmerksam, schwieg hierauf einige Zeit. Dies war hinreichend genug, unsern Taher aufs äußerste zu beunruhigen. Aber wie ward ihm, als er, statt gnügender Anwort, den Befehl erhielt, unverzüglich mit neuen Aufträgen in ein entferntes Land zu reisen, das unter einem ganz andern Himmelsstrich als Egypten lag.

Es hatte nemlich der Kalif Nachricht erhalten, wie ein griechisches Kriegsheer unvermuthet in sein Land gedrungen sey. Tahers Auftrag war, sich an die Spitze des muselmännischen Heeres zu stellen und den eingefallenen Feind zurückzutreiben. Ein Geschäfte dieser Art läßt sich schicklicherweise

nicht

nicht von sich ablehnen. Taher konnte dieses noch weniger als ein anderer. Er nahm den Auftrag an, aber mit dem augenscheinlichsten Widerwillen. Selbst das Gefühl fürs Vaterland und seinen Herrn vermochte nicht ihn zu beruhigen. „Herr, sagte er, ich eile mit deinen Feinden zu streiten und hoffentlich sie zu bekämpfen; dürfte ich aber nur glauben, indeß vom Statthalter von Egypten nicht selbst besiegt zu werden!„ — Ists möglich, rief der Monarch, daß der Gedanke an eine Sclavin so mächtig auf die Seele eines Kriegers wirken kann, der sich nur einzig und allein mit der Begierde nach Ruhm beschäftigen soll? Eile nach Griechenland, verwüste die Provinzen dieses weitläuftigen Reichs, und glaube, daß du daselbst Sclavinnen genug finden wirst, unter denen du wählen kannst.

Taher ahndete wohl, daß er ohne Widerrede gehorchen müste, indessen war ihm die Deutung dieser Worte des Kalifen doch immer noch zu räthselhaft. Bald dünkte ihm, die natürliche Hartherzigkeit dieses Monarchen, mit der er sogar seine Lieblinge oft zu kränken suchte, sey Schuld an diesem Betragen; mehr aber quälte ihn der Verdacht, es möchte der Kalif, laut seiner Schilderung von der Schönheit der Marsilianerin, selbst um sie buhlen. „Wehe mir, rief Taher, wenn er sie persönlich kennen sollte!„ Und so war immerwährende Furcht seine Begleiterin, und nirgends günstige Aussicht für ihn, nirgends Linderung seines nagenden Kummers.

Mit einem Herzen voll Eifersucht, Furcht und Verzweifelung gieng er den Griechen entgegen, und sein unnennbarer Kummer fand Nahrung in der Rache, die er an ihnen nahm. Er schlug den Feind und verfolgte ihn bis ins Herz seiner Lande. Hier hätte Taher sich, nach dem Rathe seines Herrn, wegen des glaublichen Verlusts seiner Isaura, schad-

los halten können. Sclavinnen von eindrucksvoller Schönheit fielen ihm zur Beute; allein sein Herz war zu sehr für Isauren gestimmt. Ueberall verfolgte ihn das Bild dieser Holden. Sein glorreicher Sieg selbst vermochte nicht ihn zu erheitern.

Keinen Wunsch hatte er mehr als eine für seine Liebschaft vortheilhafte Entscheidung des Kalifen. In dieser Ungewißheit schwebend, erblickte er Bagdad. Montasser empfieng ihn gnädig. All diese Gnade aber frommte ihm wenig; Isaura beschäftigte seine Seele. „Wird man mir sie wiedergeben? oder ist mein Richter bereits mein Nebenbuhler? „ So dachte er, und es unterbrach ihn der Kalif: „Denkst du noch immer an deine schöne Sclavin? „ — „O Himmel! rief Taher, ob ich noch an sie denke? Immer verfolgt mich ihr Bild, und nur im Grabe wirds mich verlassen. — O dulde es nicht, mächtiger Beherrscher der Gläubigen, daß Isaura länger in der Gewahrsam des ungerechten Ahmeds bleibe; Der Kalif schwieg, und hieß Tahern diesen Abend mit ihm speisen. Nun zweifelte er fast nicht mehr, daß seine Geliebte entweder seinem Nebenbuhler wäre zu Theil geworden, oder der Kalif sie für sich selbst behalten hätte. Beyde Fälle waren gleich schrecklich für ihn. Ueber der Tafel unterhielt Montasser ihn nochmals mit der jungen Sclavin, und fragte ihn unter andern: ob Isaurens Stimme in der That so bezaubernd wäre, als er behauptet hätte? Taher bezeugte es von neuem. „Und dennoch glaube, sprach der Kalif, daß unter meinen Sclavinnen eine Sängerin ist, die sicher der deinigen den Vorzug streitig machen wird. Auf ein Zeichen, welches er bey diesen Worten gab, erklang eine seelenschmelzende, harmonische Stimme. Taher gerieth außer sich, zitterte, wurde blaß, und der Athem entgieng ihm. Kurz, die Töne der jungen Sclavin schienen so sehr mit den Tönen Isaurens zu stimmen, daß er sie, die er auf immer für sich verlohren hielt, zu hören glaubte.

Die

Die Weise der unsichtbaren Sängerin war klagend; sie verrieth eine Seele, die ganz zur Schwermuth geschaffen schien. Ueberdem war ihr Gesang in der Sprache der provenzalischen Troubadours abgefaßt, die weder der Kalif noch Taher kannte. Der letztere aber erinnerte sich leicht, daß dieses die nemliche Sprache wäre, in welcher Isaura zu singen pflegte. Ein neuer Beweiß von der Gewißheit seines Unglücks. Keine seiner Bewegungen entwischte dem Kalifen. Er erkundigte sich nach der Ursache seiner Zerstreuung. „Verzeihe, gnädiger Herr! rief der verliebte Muselmann, meine erhitzte Einbildungskraft versetzt mich entweder nach Egypten, oder Isaura befindet sich in deinem Pallast. „

Montasser, ohne zu antworten, gab ein andres Zeichen, und es öfnete sich ein Vorhang, und Isaura selbst erschien im prächtigsten Schmucke. Man glaubte in diesem Aufzuge eher die Königin des Orients als eine arme Sclavin zu erblicken. Taher, erstaunt und bestürzt, stieß einen lauten Schrey aus; seine Zweifel verschwanden, und sein Unglück dünkte ihm nun gar zu gewiß. Das Stillschweigen der schönen Sclavin war vollkommene Ueberzeugung für ihn. Sie sah ihn starr an und blieb unbeweglich. Dies brachte ihn vollends außer Fassung. *) „Gnädigster Herr! rief er aus, und umfaßte die Knie des Kalifen, gnädigster Herr! erlaube, daß ich mich entferne, diese Probe macht mich erliegen. Isaura hat dich mir vorziehen müssen. Verlange nicht, daß ich Zeuge deines Glücks seyn soll. Ich diente dir mit einem Eyfer, den nichts zu beugen vermochte. Erlaube, daß meine Entfernung von hier der Lohn meiner Treue sey. Ferne von dir will ich den Gegenstand meiner Liebe zu vergessen streben, oder wenigstens im Stillen es beweinen, daß eine Isaura mich vergessen konnte. „

*) Diese Antwort ist aus des Abt Marigny Geschichte der Araber (die auch deutsch übersetzt ist) gezogen, wo sogar die ganze Anekdote selbst, obgleich mit wenig Worten, erzählt wird.

Isaurens Seufzer und ihre Thränen unterbrachen ihn. Es war für Tahern schwer, den Bewegungsgrund derselben zu entziffern. War es Reue? — War es Zärtlichkeit? — Endlich glaubte der Kalif, daß es Zeit sey, diese schreckliche Ungewißheit zu endigen. „Erhole dich, sagte er zu seinem Günstling, ich will dich deinem Irrthum entreissen. Isaura ist dein. Für mich hatte sie Ahmed bestimmt, und ich übergebe sie dir so, wie ich sie empfieng. Deine Verwirrung sollte mich belustigen. Ich war es, der Isauren ein Betragen anzunehmen gebot, das sie nur zu genau beobachtet hat. Ich glaubte Fug zu haben, die kleine Gefälligkeit von einer Person zu begehren, der ich nie größere anzumuthen willens war.

Taher vergaß all den erlittenen Schmerz. Seine Freude war unaussprechlich. Er fand in Isauren Ersatz seines vorigen Jammers. Er war weit entfernt, auch nur den geringsten Verdacht gegen sie zu hegen. Sie lebten vollkommen vergnügt, und gaben ganz Bagdad ein Beyspiel zärtlicher Liebe.

F.

V.

Nachrichten von Silas Deane.

Herr Silas Deane stammt aus einer sehr guten Familie, die schon lange ansehnliche Güter in Neu-England besessen hat. In dieser Provinz ward er gebohren, und seine erste Erziehung empfieng er in der Stadt Boston. Als er das gehörige Alter erreicht hatte, ward er nach England geschickt, um dort in der Classischen Litteratur und andern Zweigen der schönen Wissenschaften unterrichtet zu werden, die,

so vertraut auch einige seiner Landsleute mit ihnen waren, doch damals noch nicht öffentlich in seinem Vaterlande gelehrt wurden. Er machte darin schnelle Fortschritte, und begab sich darauf nach Frankreich, um sich eine kritische Kenntniß der Sprache dieses Reichs zu erwerben. Nachdem er sich eine zeitlang in Paris und andern der vornehmsten Städte aufgehalten hatte, kehrt' er nach Amerika zurück; und gebrauchte nun seine Talente dazu, das Wohl und Interesse des Landes, welches ihm das Daseyn gegeben hatte, befördern zu helfen. Als der unglückliche Streit zwischen Groß-Britannien und seinen Colonien ausbrach, nahm Hr. Deane für die Sache der Freyheit mit entschiedenem Eyfer Parthey; und wir finden früh seinen Namen unter den Abgeordneten, welche die Provinz Neu-England als ihre Repräsentanten zum allgemeinen Congreß schickte. Hier zeichnete er sich durch seine Talente bald aus; und nicht blos im Senat arbeitete er für sein Vaterland, sondern sein Privatvermögen verwandte er zum Vortheil desselben. Denn im October 1775 kaufte er eine große Ladung von Kriegsbedürfnissen, um es im Stand zu setzen, sich den Zwangmitteln, welche das brittische Ministerium damals zu gebrauchen beschloß, zu widersetzen.

Als der französische Hof, immer wachsam auf jede Gelegenheit Großbritannien zu unterdrücken, seine Emissarien an den Congreß schickte, um ihm Unterstützung von Truppen, Kriegsbedürfnissen, Waaren und andern zu Behauptung der neuerlich erklärten Independenz nothwendigen Dingen, anzubieten, ward Hr. Deane, als der, welcher sich von der ganzen Gesellschaft am besten dazu schickte, zum Repräsentanten der neuen Staaten an dem Hofe zu Versailles erwählt. Er ward demnach, in dem Character eines Chargé d'Affaires, an diesen Hof gesandt, und bevollmächtigt, einen Handels-Tractat mit dem französischen Ministerio zu negociiren; welchen er denn auch bald auf Bedingungen, die ihm selbst

so

so sehr zur Ehre, als seinen Constituenten zur Zufriedenheit gereichten, zu Stande brachte.

Gegen das Ende des Jahrs 1776 wurden die Hrn. Franklin und Arthur Lee dem Hrn. Deane zugesellt, und ihnen der Auftrag gegeben, eine Offensiv- und Defensiv-Allianz mit dem französischen Hofe zu schließen. Mit dem ersten dieser beyden Herrn lebte Hr. Deane in der genauesten Freundschaft und Vertraulichkeit; aber Hrn. Lees zweydeutiges Betragen veranlaßte bald einen Bruch zwischen ihnen; und die Vorstellungen dieses Mannes an den Congreß, unter dessen Mitgliedern sich verschiedne von seiner Familie befanden, bewirkten eine Resolution desselben, im Dec. 1777, vermöge welcher Hr. Deane aus einer Situation, worin er so unermüdet und glücklich für sein Interesse gearbeitet hatte, zurückberufen wurde. Als er in Amerika ankam, suchte er bey dem Congreß um Erlaubniß nach, ihm ein Detail der Negociation, die er unter Händen gehabt, vorlegen zu dürfen; fand ihn aber, nachdem er zweymal angehört war, nicht so geneigt, sein Verfahren zu billigen, als er erwartete, und wagte es daher, an das Publikum zu appelliren. Dieser Schritt verwickelte ihn in einen Streit mit verschiedenen angesehenen Personen, in dessen Verfolg viele nachtheilige Bemerkungen über sein Verhalten gemacht, und selbst seine Redlichkeit durch allerley Insinuationen verdächtig gemacht wurde. Auf welcher Seite die Wahrheit lag, maßen wir uns nicht an zu entscheiden; aber wir finden nicht, daß Herr Deane seitdem je wieder in einem öffentlichen Character aufgetreten wäre. Er verließ bald sein Vaterland, brachte eine zeitlang in Frankreich zu, kam darauf nach England, und lebt jetzt als Privatmann in London.

Wir sind geneigt zu glauben, daß Hr. Deane, beym Anfange des unglücklichen Streits zwischen Großbritannien

und

und seinen Colonien, sein Absehen nicht auf die Art von Unabhängigkeit richtete, welche die Colonisten jetzt zu Stande gebracht haben; sondern mit vielen andern Männern von gründlichen Einsichten nur Unabhängigkeit in der innern Gesetzgebung und Beschatzung zur Absicht hatte; wobey das Mutterland für den Schutz, welchen es leistete, das Recht des ausschließenden Handels behalten sollte. Wir wagen diese Meynung auf gewisse Briefe hin, die man ihm zuschreibt, und die in einem amerikanischen Felleisen aufgefangen seyn sollen. Hier sind einige Auszüge aus denselben, welche die Gründe dieser Muthmaßung enthalten.

In einem unterm 14ten May 1781 von Paris datirten, und an den Brigadier-General Parsons gerichteten Briefe, sagt er: „Unser Hauptgegenstand bey dem Kriege war die Widerrufung derjenigen Parlaments-Acten, wodurch unsre Rechte und Privilegien gekränkt wurden. Da man uns diese Widerrufung abschlug, waren wir gezwungen, uns für unabhängig zu erklären, und um eine Allianz mit Frankreich, Englands Erbfeinde, nachzusuchen. — Durch eine glückliche Wendung unsrer Angelegenheiten (die Aufhebung der Armee des Gen. Bourgoyne) ward Frankreich bewogen, eine Allianz mit uns zu schließen, und unsre Unabhängigkeit zu garantiren. Gerade um eben diese Zeit widerrief das englische Parlament die unseligen Acten. Dies veränderte nun, sowohl auf unsrer, als auf Englands Seite, den Gegenstand des Krieges gänzlich; es war nicht länger Abstellung von Beschwerden, sondern Oberherrschaft, warum wir fochten. „ — Indem er von Frankreichs Absichten bey seiner Allianz mit Amerika spricht, sagt er: „Als Frankreich den Allianztractat mit uns schloß, war seine Absicht, Amerika auf immer von England zu trennen, und dadurch aufs wirksamste eine Macht zu schwächen, die Jahrhunderte hindurch ihm größere Besorgniß gemacht, und ihm mehr im

Wege

Wege gestanden hatte, als irgend eine andre Macht in Europa. — Sein Plan ist jetzt, so weit sich aus dem äußern Schein der Dinge urtheilen läßt, England dadurch zu schwächen, daß es den Krieg in die Länge zieht, und uns gegen dasselbe gebraucht; und ist dann England durch diese Mittel bezwungen, so möchte vielleicht unsre Unabhängigkeit zu Stande kommen. „ — Hierauf fährt er fort: „Gesetzt aber, England sähe sich, nach diesem System, in zwey oder drey Jahren gezwungen, sich von Frankreich und Spanien Gesetze vorschreiben zu lassen, in welcher Lage muß denn Amerika um die Zeit seyn? Und bey welcher Macht können wir Hülfe suchen, wenn Frankreich, oder Spanien, oder beyde sichs gelüsten ließen, uns Gesetze vorschreiben zu wollen? Wenn dies nun gleich nicht der Fall seyn mag, so ist doch nichts sichtbarer, als daß Frankreich und Spanien gegenwärtig die Absicht haben, Englands Kräfte, auf Kosten von Amerika, zu ermüden und aufzureiben. — So einleuchtend dies Jedem seyn muß, der unpartheyisch das Vergangene überdenkt und es mit dem Gegenwärtigen vergleicht, so wollen wirs doch weder sehen noch glauben; und was hindert uns an dieser Prüfung? schöne Versprechungen, großmüthige Versicherungen, und gerade so viel und nicht mehr Hülfe, als gerade hinreicht zu verhindern, daß wir nicht entweder auf einmal erliegen, oder auf die andre Seite abfallen. „ In einem andern an Hrn. Robert Morris gerichteten Schreiben drückt Hr. Deane sich also aus: „Der Streit endige sich, wenn, oder wie er will — wird unabhängige Souveränität, in den Händen einer Demokratie, eine Verfassung seyn, unter welcher unsre Personen und Güter sicherer seyn werden, als sie vor diesem unglücklichen Streit mit Großbritannien waren? Ich weiß es, man glaubt dies allgemein, ja man verläßt sich darauf, als die Hauptquelle, aus der wir unsern gegenwärtigen Aufwand wieder einbringen werden. — Die Sache verdient indeß genauere Prüfung. Wenn der Zwang, welchen

chen man vormals unserm Handel anlegte, durch den Schutz, die Aufmunterung und Unterstützung, die man demselben gewährte, überwogen wurde; — wenn bey erlangter Unabhängigkeit dieser Schutz und diese Unterstützung nothwendig wegfallen, und unser Handel mit Großbritannien allen den Abgaben und Verboten, die dem Handel der Ausländer und Fremden aufgelegt sind, unterworfen werden muß; — wenn unser Handel mit Frankreich und andern fremden Nationen auch von den Bedingungen und Einschränkungen, die sie uns vorzuschreiben für gut finden werden (und das wird gewiß geschehen) nicht frey bleiben wird: so verdient es Untersuchung, ob wir dabey in unserm Handel gewinnen oder verlieren werden? Ich habe die Frage so durch und durch untersucht, als ich nur fähig bin, und bin überzeugt, daß wir verlieren müssen. Wir beschwerten uns über England, daß es Amerika in die Navigations- und andre Handelsacten mit einschloß; allein, wenn die Seemacht dieser Nation durch diese Acten zu einer Größe stieg, welche hinreichend war, den Handel des ganzen Reichs zu beschützen; wenn der Handel von Amerika wirklich dadurch beschützt wurde: konnt' es da unbillig seyn, daß der Handel von Amerika sich den Acten und Reglements unterwerfen sollte, welche die Quelle seines Schutzes und seiner Sicherheit waren? Wir beschwerten uns, daß Parlamentsacten uns verböten, gewisse Artikel unsrer Producte auf fremde Märkte zu bringen, und dadurch England ein Monopol verschaften, welches ihm vortheilhaft, für uns aber nachtheilig sey; aber dabey muß man doch auch gestehen, daß es zugleich den brittischen Unterthanen verboten war, die nemlichen Artikel in andern Ländern zu kaufen und einzuführen; so daß, wenn England aus gewissen Artikeln unsrer Producte ein Monopolium machte, es uns dagegen ein Monopolium seines Markts und die Freyheit gab, unsre Waaren wieder auszuführen, wenn sich anderswo ein besserer Markt dafür fände. Hierin war der Vortheil offen-

bar

bar auf unsrer Seite; ein großer Theil der Artikel, woraus England solchergestalt ein Monopol machte, waren solche, die von Fremden zu eben so geringen, und noch geringern Preisen, als wir sie liefern konnten, hätten geliefert werden können, und vormals wirklich geliefert wurden. „ — Hierauf stellt er eine weitumfassende Uebersicht des Handels von Groß-Britannien mit den nordamerikanischen Colonien an; berechnet die Consumtion amerikanischer Producte in Groß-Britannien, und zählt alle die Länder auf, aus welchen es mit denselben auf gleich vortheilhafte Bedingungen versorgt werden könnte. Es würde aber zu weitläuftig seyn, uns in das Detail seiner Räsonnements hierüber einzulassen.

Nach allem dem glauben wir hinlänglich berechtigt zu seyn, Hrn. Deane für einen von denen zu halten, die sich der Sache der Unabhängigkeit, auf eine zu eingeschränkte Vorstellung der Folgen derselben hin, annahmen; und zu glauben, daß reiferes Nachdenken ihn bewogen, sich aus einer Lage zurückzuziehen, in welcher sein Privaturtheil ihm nicht erlaubte, mit denen gemeine Sache zu machen, die, trunken von dem Glanz eines vorüberschwindenden Sieges, Entwürfe von Herrschaft machen, die so schnell verfliegen können, wie das Luftgebäude eines Traums; und die ihn, so lange er den jetzt angeführten Gesinnungen treu blieb, für einen Feind der Freyheiten seines Vaterlandes ausschrien.

VI.

VI.

Ueber den Umgang mit sich selbst.

Der gröste und schätzbarste Vorzug, dessen ein Mensch sich rühmen kann, ist der Vorzug, ein Mensch zu seyn. Was für Wunder treffen in uns zusammen! Alle Weltweisen sind über dieselben erstaunt! Einige, deren Begriffe sich auf Materie und das, was in die Sinne fällt, einschränken, behaupten, daß wir aus einem fünften und sehr feinen Element zusammengesetzt sind; andere aber wollen uns unter den Göttern unsern Platz anweisen. Jene wenden sich an sinnliche Gegenstände, um eine Substanz, die nicht in die Sinne fällt, zu beschreiben; und diese setzen ihre thörichte Eitelkeit an die Stelle ihrer Seele. Aber muß nicht die Seele über die seltsamen und abentheuerlichen Abbildungen, die der gröste Theil der Weltweisen von ihrem Wesen und ihren Eigenschaften macht, ihren Spott haben? Vergebens betrachtet sie die verschiedenen Gemälde der verschiedenen Zeitalter, auf welchen sie uns vorgestellet wird: sie kann sich darauf nicht erkennen, und die besten Copien, die sie in den Händen der jetzigen Metaphysiker wahrnimmt, sind voller Unvollkommenheiten.

In den philosophischen Systemen werden wir die Seele nicht so finden, wie sie ist. Die Mannigfaltigkeit der Meynungen von ihrer Natur verbreitet eine gröſsere Dunkelheit über sie. Wenn wir die Absicht haben, die Seele zu finden: so müssen wir sie in ihr selbst suchen; aber diese Nachforschung erfordert eine völlige Abgezogenheit von körperlichen Gegenständen, von Leidenschaften, und von Vorurtheilen. Auch der kleinste Theil von Materie, wenn er auch noch feiner als Luft oder Feuer wäre, muß hier entfernet werden. Die Seele

hat,

hat, ihrer Vereinigung mit dem Körper ungeachtet, mit diesem Theile von Materie eben so wenig Verwandschaft als mit demjenigen, der in dem Mittelpunkte der Erde ist. Die Erfahrung kann uns von dieser Wahrheit überzeugen. Wie oft ist es uns vorgekommen, als ob wir unsern Körper verlassen hätten, und ihn auf der Erde ausgestreckt liegen sähen, indessen daß unsere Gedanken mit Ungestüm sich zu dem unendlichen Wesen emporgeschwungen, oder dieses weite Rund der Erde durchschweift haben. Es giebt gewisse Verfassungen, und gewisse glückliche Augenblicke, die uns von allen außerordentlichen Gegenständen gewaltsam abziehen, und uns über die Gränzen der Sterne hinaus versetzen. Alsdann nimmt die Seele keine Sinne mit sich; sie behält nur sinnliche Begriffe und Neigungen, von welchen sie sich nicht ganz losmachen kann. In vielen Umständen des Lebens empfinden die Menschen weder Hitze noch Frost, oder sie empfangen wenigstens nur einen sehr schwachen Eindruck von deren Daseyn. Wenn man in der Mitte eines Flußes gemach schwimmet: so vergißt man leicht eine jede andere Empfindung; es scheint, daß der Körper, indem er mit dem Strome fortgeht, mit dem Wasser nur eine Substanz ausmache. Die Seele allein scheint auf der Oberfläche der Wellen zu wandeln, und sich nur mit sich selbst zu beschäftigen.

Wenn wir die Schönheit der Blumen mit Bewunderung betrachten, wenn wir den Geruch lieblicher Düfte in uns ziehen, wenn wir auf die Harmonie der Töne horchen: so ist dieses eine Wirkung der Liebe, die wir für unsern Körper haben. Die Seele, die uns näher verwandt ist, hat diese äußerlichen Hülfsmittel eben so wenig nöthig, als Nahrung und Schlaf. Sie gestattet, daß die Materie sich durch Erhaltungsmittel erquicke und unterhalte; außerdem müßte man behaupten, daß die Theilchen des Brods, welche durch die Verdauung mit dem Blute vermischt werden, sich

in

in einen Theil der Seele verwandeln, und daß sie folglich schließen, Entwürfe erfinden und Gesetze vorschreiben.

Durch ihre Leidenschaften verleitet, haben einige Menschen vergebens Mühe angewendet, einige Thiere für Nebenbuhler des Menschen auszugeben, und zu behaupten, daß sie fähig wären, der Seele die ihr gebührende Achtung streitig zu machen. Aber können wohl diese organisirten Massen von Erde, diese Thiere, die Vergleichung mit dem Menschen aushalten? Der Mangel an Nachdenken und Freyheit, welchen man bey ihnen wahrnimmt, widerlegt ihre Panegyristen, und zeigt das Lächerliche ihrer Meynung. Man vereinige alle Geschwindigkeit der Bewegung, alle Genauigkeit der zartesten Triebfedern; man wird dennoch niemals die Gedanke, welche sieht, und nicht gesehen wird, welche durchdringt, und undurchdringlich ist, hervorbringen können. Wir finden hiervon einen hinlänglichen Beweis an den berufenen Automaten, die blos gedient haben, zu zeigen, wie bewundernswürdig unsere Seele ist, wenn sie wirkt. Um überzeugt zu werden, ist es nicht nöthig aus unserm Körper herauszugehen. Dieser Körper ist kaum gebildet, wenn die Seele seinem Triebwerke eine leichtere Bewegung giebt und seine Organen verfeinert. Wenn sie nicht auf einmal seine Ohren und Augen öfnet; wenn sie sein Herz nicht dankbar macht, wenn sie seinem Gehirne nicht die Fähigkeit giebt, Begriffe zu behalten; so geschieht es, die Nachsicht zu zeigen, die sie für einen kleinen schwachen und zarten Körper hat, von welchem sie abhängt. Sie wirkt nur stufenweise, aus Furcht, in einem Augenblicke die Häutchen und Fibern zu zerstören, die eine lange Reihe von Jahren dauern sollen. Man nimmt dahero wahr, daß die aufmerksame Seele nur nach und nach, und in dem Verhältnis, wie der Körper zunimmt und Kräfte sammelt, vollkommen wird. Beständig richtet sie sich nach den Erfordernißen des Körpers; sie tändelt in der Kindheit,

studirt

studirt in der Jugend, überlegt in den männlichen Jahren, und ruhet im Alter.

Aller dieser Gefälligkeiten ungeachtet, bleibt die Seele allemal auf ihre Rechte eifersüchtig, und handelt auf eine solche Art, daß man sie nicht mit dem Körper verwechseln kann. Sie läßt uns seine Größe und Stärke wahrnehmen und beurtheilen, und ihre Kraft bemerken, ihn durch die Befehle ihres Willens in Bewegung zu setzen. Wenn uns das Haupt und das Herz der Erkenntniß und der Empfindung fähig zu seyn scheinen: so kommt das daher, weil das erste der einzige Theil unsers Körpers ist, wo alle unsere Sinnen sich vereinigen, und weil das andere der Mittelpunkt des Kreislaufs des Blutes ist.

Die Seele ist also mitten in uns, als eine Beherrscherin, der alles gehorsam seyn muß. Unsere Sinne sind gleichsam ihre Minister, die ihre Befehle vollziehen, und ihre Zufriedenheit befördern müssen; sie sind verbunden, die Zugänge zu ihr zu bewahren, und den Aufruhr der Leidenschaften und Vorurtheile zu entfernen. Wenn sie nicht allemal diese Schuldigkeit beobachten: so rührt es daher, weil die Seele das unglückliche Schicksal der meisten Beherrscher hat, deren Unterthanen zuweilen eben so untreu als undankbar sind.

Die Oberherrschaft der Seele zeigt sich nicht nur in der Gewalt, die sie über den Körper ausübet; alle Wissenschaften, alle Gesetze beweisen ihr Recht über das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige. Das schöne und große Weltgebäude hat nichts in sich, wodurch dieses blos geistige Wesen gefesselt werden könnte, welches sich selbst Räume bis ins Unendliche vorstellt, und bey dem Anblicke der Ewigkeit nicht erschrickt. Die Zeit kann ihre Strenge an unserer Seele nicht ausüben. Mitten in dem allgemeinen Verfall und Untergang

gang der Geschöpfe, die uns umgeben, kann sie sich nicht enthalten, auf ihre Unsterblichkeit stolz zu seyn. Für sie wurden Monate, Jahre, Zeitalter nicht eingeführt: sie würde sie niemals gekannt haben, wenn sie sie nicht wegen des Körpers kennen müßte. Alle Geschlechter gehen mit der Zeit unter, alle eilen der Vermischung mit der Erde, davon sie herstammen, entgegen, indessen daß die Seele, die immer jugendlich blüht, keine Verwesung befürchtet. Die Natur mag verfallen, unser Körper mag in Asche und Staub verwandelt werden: aller Verfall und Verwesung kann einen Geist nicht treffen, der in und an sich selbst keiner Auflösung fähig ist.

Dieses sind Wahrheiten, welche ihre Ueberzeugung bey sich führen. Ja, der Leidenschaften, welchen wir unterworfen sind, und der sinnlichen Gegenstände, mit welchen wir umgehen, ungeachtet, muß der Mensch bey sich selbst die Vortreflichkeit seiner Seele erkennen. Selbst diejenigen, welche sie zu Materie machen wollen, pflegen jeden Augenblick Geständnisse von ihrer Würde abzulegen; so oft sie ein feines Werk erheben, oder eine heroische That bewundern, geben sie die Vortreflichkeit unserer Seele zu. Selbst die feinen und sinnreichen Schlüsse, mit welchen sie die geistige Natur der Seele zu entkräften sich bemühen, dienen zu nichts, als die Vortreflichkeit der Seele zu zeigen. Sie beweisen blos, daß sie undankbar sind, und dieses ist ihre ganze Demonstration.

Wir haben einen so großen Begrif von der Seele, daß wir es nicht ertragen können, wenn wir verachtet werden. Was für Ehre und Vortheil auch ein Mensch in der Welt hat: so wird er sich doch für unglücklich halten, wenn nicht andre rühmlich und vortheilhaft von ihm denken. Die Seele ist deswegen mit Materie vereiniget, weil der Mensch, als er auf eine körperliche Welt gesetzet wurde, ein geistiges Wesen, das fähig wäre, ihm zu dem Allerhöchsten empor zu heben,

und

und zugleich einen Körper, vermittelst welches er die ihn umgebenden Gegenstände fühlen und sehen könnte, empfangen muste. Ohne einen Körper würde er in diesem weiten Ganzen blind und stumm seyn; ohne eine Seele würde er den Thieren gleichen, die weder ihren Anfang noch ihr Ende kennen, und deren mechanische Wirkungen vielleicht keine grössere Wunder sind, als die Bewegung der Pflanzen.

Die genaue und wunderbare Vereinigung dieser beyden Substanzen setzen den Menschen in den Stand, sich selbst zu fragen, alle Wesen zu fragen, zu urtheilen, zusammen zu setzen und ins Werk zu richten. Eine edle Uebung, eine glückliche Arbeit, die den Vorzug vor allen andern Beschäftigungen verdient. Was nützet es uns, eine genaue Beschreibung der Seele zu haben? Es ist unstreitig besser, einen Begrif als eine Definition von unserer Seele zu haben. Wir sollten unsere Aufmerksamkeit auf die Vortreflichkeit und Geistigkeit der Seele blos in der Absicht richten, um die Menschen zur Empfindung ihrer unschätzbaren Vorzüge zu gewöhnen. Es ist natürlich, daß man mit Bekanntschaft derjenigen anfängt, mit welchen man in eine genaue Verbindung treten wird; und wir werden in dem Umgange der Seele bald etwas finden, das uns über unsere ordentlichen Gedanken erhebt, und uns die ganze Würde eines vernünftigen Wesen empfinden läßt.

So vielen Nutzen die öffentliche Gesellschaft haben kann: so hat sie doch oft nichts, als zeitliche Kenntniße, irdische Neigungen und nichtswürdige Dinge zur Absicht; dahingegen ladet uns die innere Unterhaltung mit uns selbst zu schätzbaren Gegenständen ein. Die Seele, welche zwischen dem Schöpfer und den Geschöpfen ihren Platz hat, und welche über sich nichts als das höchste Wesen, unter sich aber nichts als Körper sieht, wendet sich natürlicher Weise zu dem ersten

stern und verläßt die andern. Ihre Neigung auf einen andern Weg zu lenken, müssen sehr gewaltsame Mittel angewendet werden.

Wir wollen uns hierüber nicht verwundern. Der Schöpfer, welcher die Seele zu seiner Erkenntniß und Liebe gebildet, hat die Absicht, daß sie mit ihm in Gesellschaft treten, und das, was ihnen fehlt, fordern sollen, und wenn er ihnen oft nicht antwortet: so will er sie hierdurch bestrafen, daß sie sich zu sehr an die Geschöpfe halten. Dieser errichteten Ordnung gemäß lernt die Seele, in dem tiefsten Stillschweigen ihrer Vernunft, eine Wissenschaft, die den Leidenschaften und Sinnen unbekannt ist; sie lernt den Umfang ihrer Pflicht, und findet Mittel, eine Glückseligkeit zu erlangen, die weder Zerstreuung noch Eigensinn bestimmen würden.

Wenn wir uns um eine innere Unterhaltung mit uns selbst bemühen, haben wir nicht in uns selbst die vortreflichste Gesellschaft? Eine fruchtbare Einbildungskraft hebt uns über diese materielle Welt empor; unser Verstand verbessert sich, jemehr er sich der Unendlichkeit nähert; unser Wille reißet uns mit Ungestüm nach dem höchsten Gute fort; unser Gedächtniß unterhält uns mit vergangenen Begebenheiten.

Ich finde in mir selbst die vortreflichsten Mittel, mich auf eine würdige Art zu beschäftigen. Die ganze Welt entfaltet sich den Augen meines Geistes. In einem Augenblicke durchgehe ich alle Länder, alle Zeiten; selbst die Todten, welche einige tausend Jahre im Grabe liegen, scheinen aus ihren fürchterlichen Wohnungen hervorzugehen, und sich um mich herzustellen. Ich sehe Aristoteles, Plato, Alexander, Cäsar, und aus ihren Schriften und Thaten, die ich gelesen zu haben mich erinnere, entwerfe ich mir ihre Bildnisse, und stelle sie meinem Geiste als beseelt vor. Mein Leben würde

kaum zureichend seyn, die Menge von Gegenständen zu beschreiben, welche meine Einbildungskraft oder mein Gedächtniß in wenig Augenblicken hervorbringen kann. Es ist keine Schönheit in der Welt, die nicht von unsern Ideen weit übertroffen würde. Wir finden fast allemal, daß die Wunder eines Landes weit geringer sind, als die Bilder, die wir uns davon gemacht hatten. Laßt uns hieraus von den Schätzen, die wir in uns besitzen, ein Urtheil fällen.

Ohne Zweifel werden so viele würdige Männer durch den Vorzug des Umgangs mit sich selbst bewogen, sich der Gesellschaft der Menschen zu entziehen. Cato rühmte sich oft, er sey niemals weniger allein, als wenn er allein sey. Diogenes, der sich in sein Faß verkroch, glaubte, er fände in sich mehr Unterhaltung als er sonst nirgends finden würde. Ein berühmter Weltweiser gestand offenherzig, je öfter er unter Menschen gewesen sey, desto weniger sey er als Mensch zurückgekehrt. Andere, die diese weit übertreffen, leben einsam in den Hölen der Felsen, haben kein ander Buch als das Firmament, kein anderes Maaß der Zeit als den Lauf der Sonne, und glauben, daß ihnen ihre Seele eine jede andere Gesellschaft ersetzen könne.

Und in Wahrheit, was finden wir auch gemeiniglich in dem Umgange mit der Welt? Menschen, die jeden Tag blos in der Absicht sich zu versammeln scheinen, ihre Seelen von ihrer Würde herabzusetzen, Eitelkeiten auszuüben, und sich von Irrthümern verführen zu lassen. Ihr sehet sie hin und wieder laufen, alle Leidenschaften versammeln, und zuletzt, nach vielen Sorgen und Bemühungen, etwas hervorbringen, das ein Ball, ein Schauspiel, oder eine Gesellschaft genennet wird. Muß nicht die Seele, wenn sie über sich selbst nachdenkt, solche thörichte Bestrebungen der Menschen, solche nichtswürdige Kleinigkeiten, solche kindische Be-

lustigun-

lustigungen verachten! Wenn sie diejenigen, welche sich zuweilen damit abgeben, entschuldiget: so muß sie hingegen die Unempfindlichkeit anderer beweinen, die sie zu ihrem vornehmsten Geschäfte machen.

Was die Welt Neuigkeiten nennt, hat für das Ohr desjenigen, der mit sich selbst Umgang pflegt, keine anzüglichen Reizungen. Ob er gleich gelernt hat, sich als einen Bürger der Welt, und als einen Freund des menschlichen Geschlechts zu betrachten, so kennet er doch keine wichtigere Neuigkeiten, als die Entdeckung einer neuen Wahrheit, oder die Verbesserung eines Irrthums. Auf diese Art verschaft sich die Seele eine edle und nützliche Unterhaltung. Die Weisen sind von Natur geneigt, den Besitz dieser Reichthümer zu erlangen, und sie überlassen alle andere Bemühungen der eiteln Ueppigkeit der Menge.

Wir pflegen über wichtige Gegenstände nicht genug nachzudenken. Thun wir es zuweilen: so geschiehet es blos durch einen Zufall. Wir suchen oft weit genug einen nützlichen Rath, und wir können ihn in uns selbst finden. Wenn unsere Leidenschaften und Vorurtheile schweigen: so können wir das richtige und billige Urtheil der Seele hören. Dieses innere Orakel wird mit uns vielleicht besser sprechen, als der Lehrer einer falschen Wissenschaft, der uns nur mit eiteln Antworten unterhält. Und warum sollen wir immer von entlehnten Gütern leben, da ein jeder von uns einen unerschöpflichen Vorrath von Reichthümern in sich besitzt? Man legt ein Bekenntniß von seiner eigenen Dürftigkeit ab, wenn man fremden Beystand zu Hülfe ruft. Wir thun dieses, wenn wir immer durch andere denken.

So viel Achtung diejenigen verdienen, welche immer lesen, und immer andere um Rath fragen: so kann ich ihnen

doch, sagt Bossuet, die Unmäßigkeit im Lesen, und die Begierde, zu der Entscheidung andrer ihre Zuflucht zu nehmen, nicht vergeben. Laßt sie lernen von ihrer Seele Gebrauch zu machen, und sie als den ersten Büchervorrath, den sie lesen sollten, und als den vortreflichsten Rath, den sie zu hören haben, anzusehen. Auf diese Art werden sie sich über die engen Gränzen einer irdischen Welt emporschwingen; sie werden das einfache, unendliche ewige Wesen betrachten; sie werden ihre Größe, das Werk ihrer Eitelkeit vor ihren Augen verschwinden sehen, und sie werden in sich eine Ruhe finden, welche der Umgang mit den Menschen nicht gewähren kann.

Es scheint also, daß wir von einer Welt in die andere übergehen, wenn wir uns dem Vergnügen des Umgangs mit uns selbst ergeben. Wo sonst, als in sich selbst, hat Pascal noch in seiner Kindheit die zwey und dreyßigste Aufgabe des Euclides gefunden? Mir deucht, ich sehe ihn, in einem Alter von zwölf Jahren, mitten unter Definitionen, Axiomen und Demonstrationen, ohne einen andern Lehrmeister, als die Stärke seines Genie, daß ihn zu einem zweyten Erfinder der Mathematik machte. Tycho Brahe verstattete seinem Körper keinen Schlaf, er reisete unabläßig hinauf zu den Sternen, und sein System von Himmel und Erde war blos eine Wirkung seiner Seelenkräfte.

Es ist der Seele eben so wesentlich immer zu denken, als es der Sonne ist zu leuchten. Es giebt keinen Ruhestand ihrer Gedanken, und wenn wir einen solchen wahrzunehmen glauben: so rührt es daher, weil wir zwischen flüchtigen und überlegten Gedanken keinen Unterscheid machen wollen. In dem Umgange mit uns selbst wird es sich selber zutragen, daß wir flüchtige Gedanken haben. Wir sind für das Nachdenken so sehr geschaffen, daß wir beständig die Glückseligkeit derjenigen beneiden, die in der Einsamkeit leben. In der

Einsam-

Einsamkeit ist jeder Mensch ein König; er richtet, entscheidet und alles schweigt; als ein unumschränkter Herr untersucht er, er unterbricht seine Untersuchungen, und fängt sie wieder von neuem an, wie es ihm gefällt. Sein Gedächtniß verwahret alles, was er ihm anvertrauet, getreulich, und wenn er seiner Einbildungskraft befiehlt, sich zu belustigen, so wird ihm Gehorsam geleistet.

Man kann unter dem menschlichen Geschlechte keine glücklichere Entdeckungen finden, als diejenigen sind, die man in dem Herzen gemacht hat. Der Mensch ist im Stande, seine Neigungen, Gesinnungen und Begierden gehörig zu schätzen. Haben wir nicht einige Philosophen bestimmen hören, in was für einem Grade sie von ihren Neigungen und Begierden beherrscht werden, und was die Eigenschaften und die Gegenmittel ihrer Gemüthsart sind? Die Unterhaltung mit uns selbst unterrichtet uns, worinnen alle Menschen einander ähnlich sind, worinnen sie sich von einander unterscheiden, und was für einen Einfluß das Clima, ihre Verfassung und ihre Erziehung auf sie hat. Man kann alsdenn leicht beurtheilen, was jene und diese Person unter diesen und jenen Umständen thun würde; die Begebenheiten und Zufälle können sehr genau vorhergesehen werden.

Wenn diese innere Unterhaltung mit uns selbst unter den Menschen gebräuchlicher wäre: so würden wir vortrefliche Demonstrationen haben, welche zum Grunde politischer Vorhersagungen dienen könnten, wir würden besondere Vortheile von den großen und wichtigen Entwürfen, Reiche zu gründen, und Nationen glücklich zu machen, ziehen können; wir würden die Helden das Gegenwärtige mit dem Vergangenen vergleichen, in die Zukunft eindringen und die größten Unternehmungen ausführen sehen; wir würden die erhabenen Genies bewundern, welche entfernte Dinge vorhersagten, wie Tacitus

tus das Unglück des verheerten Europa voraus sah; kurz wir würden neue Archimedes finden, welche durch Sehröhre die verwirrtesten Gegenstände, und vielleicht die Welt, so wie sie ist, entdecken könnten.

Die Unterhaltung mit uns selbst erhält den Menschen in der Liebe zu sich selbst, die ihm natürlich ist; wir werden zu so viel kleinen Mittelpunkten, die sich alle auf Gott, den großen und allgemeinen Mittelpunkt, beziehen. Und solchergestalt kann man sagen, daß derjenige, welcher gern in sich selbst lebt, auf einer Höhe stehe, und das ganze Weltgebäude unter seinen Füßen sehe. Diese Verfassung ist nicht das, was man Stolz nennet, sondern sie ist eine edle Erhebung, die der Vortreflichkeit unserer Seele würdig ist.

O.

VII.

Anecdote zur neuesten gelehrten Geschichte.

Die Klagen über die Sündfluth von Büchern, womit Deutschland überschwemmt ist, sind allgemein und gerecht. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst hat man bey keiner Nation etwas ähnliches gesehen. Viele hundert Deutsche, durch die Noth oder den Autor-Kitzel gedrungen, schreiben ohne die geringste Sachkenntniß in allen Fächern der Wissenschaften und — — — werden nicht gelesen. Dennoch bewirken sie das Böse, daß das Publikum wegen dieser Ueberladung gleichgültig gegen gute, ja selbst gegen vortrefliche

trefliche Schriften wird. Der Pöbel aller Classen, auch der bebänderte, macht wenig Unterscheid zwischen einem Schmierer und einem Wieland, weil sie in seinen Augen beyde Buchmacher sind. Den endlosen Abstand zweyer solcher Wesen zu bemerken, ist wahrlich nicht jedermanns Sache. Bey dieser Lage der deutschen Bücherangelegenheiten ist es daher fast unglaublich, daß sich ein practischer Bücherhändler die Idee in den Kopf setzte: es mangle Deutschland an Predigten, die doch jede Messe zu Myriaden erscheinen. Noch unglaublicher aber ist, daß die auf diese Idee gebauete Speculation über alle Erwartung und Vorstellung reußirt ist. Man wird wahrscheinlich sogleich auf einen Ausländer rathen, und da England grosse Kanzelredner hat, so stellt man sich Predigten aus dem Englischen übersetzt vor; allein, es ist kein Engländer; ein Däne, ein Däne ist es, der mit seiner theologischen Gelehrsamkeit die Deutschen im Jahr Christi 1784 erleuchten und erbauen soll. Dieser Mann ist Doctor Bastholm, Hofprediger in Copenhagen, dessen Predigten aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzt sind, und unter folgendem Titel jetzo in Dresden gedruckt werden: Geistliche Reden über die gewöhnlichen Sonntags-Evangelia. Die Auflage ist dreytausend Exemplare stark, zu welchen der Herausgeber bereits zweytausend und zweyhundert Subscribenten grösstentheils in Sachsen gefunden hat.

B.

VIII.

VIII.

Schreiben an Herrn Rath Bertuch in Weimar; von dem Verfasser des Werks, Europens Producte ꝛc.

Sie wünschen von mir zu erfahren, m. v. F., was ich aus meinem Werke über die Producte Europens machen will; — welchen Plan ich bey der neuen Ausgabe dieses Buchs zum Grunde lege; — ob die Gränzen desselben eingeschränkt, oder erweitert worden; — und welchen Zweck ich dabey vor Augen habe? — — Ich bin ihnen zu viel Dank schuldig, für die gütige Unterstützung, welche Sie mir bey meiner Arbeit widerfahren liessen, und für die freundschaftliche Sorgfalt, mit der Sie meinen ersten Versuch aufnahmen und hegeten, als daß ich diese Fragen, welche eine so schmeichelhafte Theilnehmung an meinen Bemühungen verrathen, nicht gern beantworten, und von dem fernern Wachsthum einer Pflanze Rechenschaft ablegen sollte, an deren Pflege Sie keinen geringen Antheil haben. —

Erlauben Sie mir also, zuerst einige allgemeine Bemerkungen über meine Arbeit vorausschicken zu dürfen, ehe ich von den Verbesserungen derselben rede.

Ich glaube es hauptsächlich der Neuheit der Idee und der Gemeinnützigkeit des Gegenstandes verdanken zu müssen,

daß

daß mein Versuch über die europäischen Producte — welche ich für einen sehr eingeschränkten Kreis von Lesern bestimmte, — so gut aufgenommen und so allgemein verbreitet worden. Ich schrieb dies Werk zunächst für die Jugend, und nebenher für den Kaufmann und Kammeralisten; dem es vielleicht behagen könnte, eine kurze Uebersicht von mancherley Kenntnissen hier beysammen zu finden, die er zum Theil selbst weit genauer besitzt.

Da ich diese Aeußerung schon in der Vorrede zu meinem Buch gab, so wundert's mich, daß der einsichtsvolle Recensent meines Werks, in der allgemeinen deutschen Bibliothek, — bey dem ich mich übrigens über keine Partheylichkeit zu beklagen habe, — es mir zum Vorwurf macht, mein Augenmerk vorzüglich auf solche Gegenstände gerichtet zu haben, welche den Kaufmann interessiren. Man müsse, — setzt er hinzu, — nie kaufmännisch denken in der Gelehrsamkeit, selbst wenn man für Kaufleute schreibt; das heißt, — dünkt mir, eben so viel, als wenn man von einem Volkslehrer verlangen wollte, daß er sich genau an die Ordnung und Sprache des Systems binde, auch wenn er zum großen und vermischten Haufen redet.

Gewiß konnte ich bey der Herausgabe eines solchen Werks auf die Befriedigung des eigentlichen Mineralogen, des Botanikers oder des gelehrten Naturforschers überhaupt, auf keine Weise bedacht seyn; und so oft auch bey öffentlichen und Privatbeurtheilungen meiner Arbeit der Gemeinplatz wiederholt worden, daß es schwer sey, in einem Buche von anderthalb Alphabet alle und jede Erzeugnisse unsers Erdtheils vollständig abzuhandeln; so wenig kam es je in meinen Plan, mehr als die ersten Linien dieses unübersehbaren Feldes verzeichnen zu wollen. —

Welch ein ungeheures Werk — größer als Frankreichs Encyclopädie, — müßte eine vollständige Beschreibung aller Producte Europens werden; — da blos über die Pflanzen (Flora) einzelner Länder ganze Bände geschrieben worden; — da Sicilien, ein Ländchen, kleiner als Chursachsen, allein 79 Producte zählt; — da endlich die Cultur und Verarbeitung, der Gebrauch und Werth der Erzeugnisse in einem jeden Lande so verschieden und veränderlich ist.

Eben so unmöglich scheint es mir, daß ein Mann alle diese Gegenstände so erschöpfen könne, als wenn er bey einer jeden Gattung derselben alt geworden wäre; — daß ich als ein junger Schriftsteller (nach dem Wunsch der gedachten Bibliothek) mit der Gelehrsamkeit eines Färber über die Mineralogie, mit dem Genie eines Büffon über einzelne Zweige der Naturgeschichte, oder mit den Kenntnissen eines Savary über das Handelswesen mich verbreiten sollte. — Wie viel Zeit, oder wie viel Mitarbeiter hätte ich haben müssen, um solchen Forderungen nur einigermaßen Genüge zu leisten!

Endlich scheint es mir hart, — erlauben Sie mir noch diesen Zusatz, — wenn der Göttinger Recensent, dem ich gleichwohl nicht weniger Dank und Hochachtung schuldig bin, als dem Berliner, verlangt, alle Quellen, aus welchen je etwas für dies Erkenntnißfach in den entlegensten Enden Europens floß, bey einem solchen Buche zu benutzen und anzuführen. — In Göttingen, wo seit Jahr und Tag, bey einer ungeheuren Menge von Hülfsmitteln, — außer des Hrn. Hofrath Schlözers Journal, fast gar nichts für die Statistik geschrieben wird; in Göttingen wäre so etwas noch einigermaßen möglich. — Wie könnte ich aber in Dessau, wo, außer meiner Büchersammlung, keine einzige statistische Bibliothek

bliothek existirt, bey meinem Werke alle Bücher benutzen, welche je über diese Materien in Europa herausgekommen sind? —

Ich mußte also eine Auswahl treffen bey meiner Arbeit, sowohl in Ansehung der Materie, als des Vortrags selbst; — eine Auswahl in Betref der Quellen, die freylich nicht immer von meiner Willkühr abhieng. — Ob diese aber überhaupt glücklich ausgefallen ist; — ob im Ganzen der Hauptentzweck: junge Leute und Liebhaber auf die Cultur, so wie auf den Werth der Schätze unsers Erdtheils aufmerksam zu machen, erreicht worden; — ob Ordnung und Einkleidung einigermaßen behagt; — darüber hat das nachsichtigere Publikum bereits, bey der ersten Erscheinung meines Versuchs, zur schmeichelhaftesten Aufmunterung des Verfassers entschieden.

Indeß habe ich alle öffentliche und Privaturtheile, deren es unzählige gab, alle Erinnerungen und Berichtigungen, Wünsche und Beyträge, die mir einigermaßen wichtig schienen, dankbar benutzt: und ich gestehe, m. v. F., daß ich innigst gerührt bin über das unerwartete und fortdaurende Theilnehmen des Publikums an meinem ersten Versuch. Die Natur desselben erlaubt es aber nicht anders, als daß er nach und nach erst zu einiger Vollkommenheit gelange.

Da das Werk jetzt zum drittenmale gedruckt wird, so habe ich meinen Plan in sofern erweitert, daß ich alle hinzugekommene Hülfsmittel sorgfältigst zu benutzen suche, und solchergestalt ein ganz neues Werk zu liefern gedenke; wiewohl die erste, unvollständigere Auflage, noch immer Brauchbarkeit genug für die Jugend behalten wird.

Die

Die südlichen Länder Europens hatten eine solche Umarbeitung um so mehr nöthig, da sie aus Mangel an Quellen weit unvollständiger abgehandelt waren, als die nordischen Staaten.

Ueberdem lasse ich mich jetzt mehr auf die Naturgeschichte eines jeden Products ein, die allerdings in der ersten Auflage zu kurz berührt war. Daher man nun auch die systematischen Namen der sämtlichen Producte nach dem Linné nicht vermissen, und alles, was bey der Beschreibung mancher auswärtigen Erzeugnisse nicht bekannt genug schien, kurz erläutert finden wird.

Auf der andern Seite suche ich ebenfalls mehr Licht über die Cultur und Verarbeitung der Producte, so wie über die Geschichte derselben in einem jedem Lande, — zu verbreiten; — mehr, als in der ersten Ausgabe möglich war: obgleich dies ein unermeßliches Feld ist, wozu ich mehr Zeit und Raum wünschte.

Bey den Seestaaten wird das wesentlichste von den Colonien des Mutterlandes mitgenommen, in so fern es nemlich zur Kenntniß der Oekonomie und Handlung des Hauptstaats unentbehrlich ist. — Alle vorkommende Münzen, Maaße und Gewichte, sind auf einen einzigen, allgemein bekannten Maaßstab reducirt, und ein vollständiges Register erhöhet die Brauchbarkeit des Werks.

Unzählige neue Quellen sind mir bey dieser Arbeit zu statten gekommen; theils durch viele in dies Fach einschlagende litterarische Producte, welche seit Jahr und Tag meine Bücher- und Kartensammlung vermehrt haben; theils durch

die

die großen und patriotischen Unterstützungen, die ich meinen auswärtigen Freunden verdanke.

Herr Doctor Forster in Halle hat die Güte gehabt, die durchschossenen Hefte meines Buchs mit den wichtigsten Anmerkungen und Zusätzen zu bereichern, und es ist leicht zu erachten, daß dieser gelehrte und berühmte Mann aus der großen Menge von Kenntnissen, die er in allen Fächern der Litteratur, so wie in allen Theilen der Welt, sich erwarb, für mein Werk viel wichtiges liefern konnte. —

Eben diese freundschaftliche Unterstützung verdanke ich dem berühmten und gelehrten Herausgeber der Litteratur und Völkerkunde, dem Herrn Hauptmann von Archenholz; — einem Manne, welcher auf seinen vielfältigen Reisen durch Europa die ausgebreitetesten Kenntnisse mit dem feinsten Geschmack zu verbinden wußte. In der That, m. v. F., solche Männer halten einen für den Mangel mancher ausländischen Werke schadlos! —

Von unserm großen Erdbeschreiber, dem Hrn. Doctor Büsching, von dem berühmten Hrn. geheimen Rath Dohm in Berlin, und von vielen andern großen Statistikern Deutschlands und Europens; — so weit meine ausgebreitete Correspondenz reicht, — kann ich eben diese Güte rühmen.

Rechnet man hiezu noch die mannigfaltigen Recensionen über mein Werk, die ich benutzte; unter welchen, außer der Ihrigen, der Göttinger und Berliner Anzeige, auch die Gothaische, die Kieler, die Hamburger und die Fabrische, in dem geographischen Magazin, lehrreich waren: so ist leicht abzusehen, daß es mir weder an Hülfsmitteln noch an Aufmunte-

munterung gefehlt habe, und nur der Mangel an Zeit und Raum mich bey dem Publikum entschuldigen könne, wenn meine Arbeit der hiernach gestimmten Erwartung nicht entsprechen sollte. —

Indeß hat die hiesige Verlagskasse, welche mein neues Werk verlegt, sich entschlossen, meinem anfänglichen Plan eine größere Ausdehnung zu verstatten, so daß nunmehro das Werk auf zwey bis drey mäßige Bände anwachsen wird.

Sollte aber das Publikum wohl mit dieser Ausdehnung zufrieden seyn? — Sollten die zahlreichen Theilnehmer, welche aufs neue auf mein Werk subscribirt haben, wohl gern noch ein Billiges zulegen, um von dem jetzigen Zustande der Cultur und des Handelswesens in Europa vollständiger unterrichtet zu seyn, und statt Einen Theil, Zwey oder Drey zu erhalten? Sie wissen, m. v. F., daß dies allerdings wichtige Fragen für die verlegende Handlung sind! —

Auch werde ich jetzt mein Buch so früh nicht liefern können, als ich anfangs willens war. Ein Werk, welches eine so große Mannigfaltigkeit von Gegenständen umfaßt, und wobey so unzählige Quellen zu Rathe gezogen werden müssen, läßt sich doch in der That nicht, nach dem gewöhnlichen Buchhändlerfuß, meßweise liefern. Wenigstens verdient es in aller Absicht Entschuldigung, wenn in einem solchen Falle einmal eine Ausnahme gemacht wird.

Von unserer Verlagskasse wissen Sie schon, daß äussere Schönheit und mäßiger Preis kein geringes Verdienst ihrer Verlagsartikel sind.

Was

Was die Productenkarte betrift, so wird auch diese einige Verbesserungen erhalten, wenigstens in Ansehung der neuen Grenzen, welche Rußlands Eroberung des Krimischen Staats nöthig gemacht hat.

Das wäre nun alles, was ich zu Beantwortung Ihrer an mich gerichteten Fragen gegenwärtig zu sagen im Stande bin. Vielleicht bin ich schon zu weitläuftig geworden; denn es ist in der That schwer kurz genug zu seyn, wenn man von seinen eigenen Arbeiten und Unternehmungen spricht. Inzwischen u. s. w.

Dessau, den 10ten April 1784.

A. F. W. Crome.

IX.

Nachschrift an die Leser.

Dieses Stück war beynahe ganz gedruckt, als man gewahr wurde, daß die litterarischen Fabeln des Yriarte in eben diesem Monat auch im Deutschen Mercur übersetzt worden waren. Es war also zu spät, diesen Aufsatz zurückzunehmen, der, obgleich keine Copie, dennoch durch einen besondern Zufall ebenfalls zu gleicher Zeit gewählt worden, und folglich hier, ganz wider Willen des Herausgebers, erscheinen muß.

Die

Die Druckfehler sind seit einiger Zeit nicht angezeigt worden, weil sie wegen der Entfernung der Verfasser vom Druckort unmöglich bey jedem Stück angeführt werden können. Da dergleichen aber, auch bey der genauesten Aufmerksamkeit nicht allemal gänzlich zu vermeiden sind: so werden vorzüglich folgende zwey angemerkt: nemlich S. 836. in diesem Bande, in der Note Z. 5. von unten, ist das Wort: nicht, ausgelassen, und S. 723. steht, an statt Factionen, Fractionen.

D. H.

Ankündigung

einer neuen Schrift, unter dem Titul:

Der evangelische Gemeindenbote, von Geburt ein Sachse.

Man hat schon längst gewünscht, von den geistlichen Beschaffenheiten evangelischer Gemeinen, sowohl in als ausser Sachsen, von Zeit zu Zeit gewisse und wahre Nachrichten zu lesen. Man wollte solche Nachrichten noch wichtiger halten, als die Erzählungen derer Romane. Man wollte sie so werth halten, als kirchliche Nachrichten überhaupt werth gehalten worden sind. Es ist auch nicht zu läugnen, daß dieselben, einzeln genommen, immer einen grossen Beytrag zur Beurtheilung des Ganzen im Religions-Zustande eines Landes zu jedesmaliger Zeit ausmachen. Wären solche Gemeinde-Zustände vom Anfang der ersten christlichen Gemeinen bis auf unsere Zeiten aufbehalten worden, so könnten wir daraus die beste Kirchenhistorie bilden. — Obschon eine solche Arbeit bisher unterlassen worden, — ob sie sowohl um ihrer Beschaffenheit, als um der grossen Correspondenz willen, in der wir stehen müssen, viele Beschwerden verursacht, so sind wir doch entschlossen, dieselben willig zu übernehmen und diese Arbeit auszufertigen. Wir kündigen sie unter dem Titel: der evangelische Gemeindenbote, von Geburt ein Sachse, dem Publiko auf Subscription an. — Um aber diesen Boten so amüsant und angenehm zu machen, als wir nur können, so werden wir nicht blos dabey stehen bleiben, sondern unser Vorhaben erweitern, und unsere Leser in einen Garten führen, darinnen zwar Mannigfaltigkeit herrscht, aber darinnen man doch nur das findet,

was

as zur Bepflanzung eines Lustgartens gehört. Dieser Bote nimmt seinen Marsch vor allen andern durch Sachsen, weil er von Geburt ein Sachse ist, und Sachsen die Ehre hat, die Mutter und gröste Bekennerin der evangelischen Kirche zu seyn. Der Paquete, die der Gemeindenbote alljährlich bringt, sind viere; er müste denn in den Stand gesetzt werden, allwöchentlich zu erscheinen, welches aber vor Anfang des kommenden Jahres wohl nicht geschehen dürfte. Ueberall will er gern aufgenommen seyn, denn sein gelbes Schild, das er auf der Brust führet, hat in der Umschrift: Redlichkeit und Wahrheit. Wer ihm daherv Quartier zu geben zu geitzig oder zu stolz ist, dem wird er auch die Ehre seines Besuchs niemals gönnen, noch ihn mit allerley Nachrichten erfreuen.

Seine Nachrichten betreffen:

1) Geistliche oder moralische Beschaffenheiten dieser und jener Gemeine Jesu.

Ein Titel, unter welchem mancherley hübsche Sächelgen vorkommen.

2) Glück oder Unglück derselben.

Auch hier erscheinen wichtige Bemerkungen, denn die Erfahrung ist eine gute Lehrerin.

3) Kurze Auszüge und Deutlichmachungen gnädigster Mandate, zum Besten der Gemeinen, und des gemeinen Mannes, ihren Inhalt desto leichter zu fassen, — nebst Bemerkungen ihrer gehorsamsten Befolgung; daher man bittet, diesen Gemeindenboten in allen Gemeinen, wo möglich, gleich wie eine Lesezeitung anzunehmen und zu befördern. Wenn ein Richter 12 Lesepersonen zusammenbringen kann, so kommts ja einer Person nur 3 gl. 4 pf. jährlich, — jährlich.

Ueber-

Ueberhaupt aber bringt er: Charakteristische Beschreibungen der Gemeinen, und ihrer guten Lehrer; (der bösen denkt er gar nicht, und wenn er ihrer denkt, so nennt er weder Ort noch Namen, beschliest seine Erzählung mit der grossen Warnung seines Herrn: darum sehet euch vor vor den falschen Propheten ꝛc. Das Amt des Herrn wird er aber dabey nie verächtlich machen, noch herunter setzen); Nachrichten von dem Wachsthum der Gemeinen im Guten; von guten christlichen Thaten ihrer gräflichen, adelichen oder bürgerlichen Obrigkeiten unter ihnen; von guten Segensthaten ihrer Lehrer, und auch einzelner Personen in der Gemeine; — von überhand nehmender oder sinkender Gottlosigkeit und Verwilderung, nebst Bemerkung der jedesmaligen Quellen; von besondern Kuren durch das heilende Evangelium an beunruhigten und trostlosen Seelen; — von guter Kindererziehung; von rührenden Confirmations-Reden, oder sonst gut gehaltener Predigten, nebst kurzer Anzeige ihres Inhalts; von Beyspielen guter Kinder; — von segnenden Nachrufungen evangelischer Gemeinen an ihre von ihnen abschiednehmenden Lehrer, in Abschieds- und letzten Dankschreiben an dieselben; von ihrem Abschied; von guten Gesinnungen und Zeugnissen der Gemeinen gegen ihre zur Ruhe Gottes eingegangenen Lehrer; von besondern Begnadigungen an einzelne Gemeinen und Unterthanen. Nachrichten aus Berggemeinen, den Bergbau, der seit einigen Jahren so aussichtsvoll geworden, betreffend; von verunglückten Bergleuten; nebst der Beschreibung ihrer Verunglückung; von Gemeinde-Processen; von Unterstützung der Armen; von neuen gemachten Versuchen; — von fallender oder steigender Nahrung einer Gemeine; — von erledigten und besetzten geistlichen Aemtern (dabey wir bitten, uns die Todesfälle so früh als möglich bekannt zu machen, und jedesmal mit zu melden, wer die Pfarre zu vergeben habe,) von — — — doch wer kann alles erzählen, was alles auszuposaunen der Gemeindenbote mitbringt.

Er

Er erklärt sich aber auch, daß er weder den Kirchenboten der Buchhandlung der Gelehrten, noch andere öffentliche Blätter, von denen er sich unterscheiden wird, unterwegens anfallen und berauben werde. Und wiewohl er eigentlich nur für die Gemeinen in Sachsen schreibt, so wird er sich doch nicht wie der Bauer bis zum Bauer in seiner Sprache herablassen, sondern den Mittelgang wählen, und gesetzt erscheinen.

Ehre der Religion, Ehre des Vaterlandes, Liebe gegen den Landesherren, gegen die Obern, gegen den Nächsten, gegen das Vaterland und gegen die Religion sucht er auf allen seinen Wegen zu befördern. Niemandes Ehre (wer nemlich noch Ehre hat,) wird er angreiffen, das Staatsrecht nicht beleidigen und die Religion nicht schmälern. Ohnerachtet er grosse Ränzel voll Neuigkeiten hat, so werden doch vorzüglich die Herren Prediger und andere, die es verrichten können, ersucht, dergleichen Nachrichten aus ihren Gemeinen an uns franco einzusenden. Wir werden einem solchen, im Fall des Gebrauchs seiner gegebenen Nachrichten, zu seiner Zeit, ein beliebiges Honorarium zusenden. Wir bitten aber, Ort, Namen und Ephorie des Einsenders zu nennen. Dergleichen Briefe gehen an uns unter folgender Aufschrift:

An den Correspondenten des evangelischen Gemeindenboten, durch die Verlagskasse für Gelehrte und Künstler zu Dessau.

Jede Person oder Gemeine, die solchen Boten mitzuhalten gesonnen ist, zahlt für jedes Quartal 10 gr. also für jeden Jahrgang 1 Rthlr. 16 gl. — welches Geld die Verlagskasse für Gelehrte und Künstler zu Dessau, und deren Commißionärs, darunter die Buchhandlung der Gelehrten eine der vorzüglichsten ist, an sich nimmt. Bis zu Michaelis d. J. dauert der Subscriptionstermin. — Subscribenten werden gebeten, die Gelder mit deutlich geschriebenen Namen und Orten, wobey allemal das nächste Postamt mit anzumerken ist, an die Verlagskasse für Gelehrte und Künstler oder deren Commißionnairs franco zu übersenden. Unserer Seits hoffen wir den Gemeindenboten in sauberer und guter Kleidung aussenden zu können, als woran es nicht ermangeln lassen werden

Leipziger Jubilate-Messe
1784. Die Correspondenten des evangel. Gemeindenboten.

Litteratur und Völkerkunde.

VI.

Junius 1784.

I.

Charakteristik einiger der berühmtesten englischen Schriftsteller.

Von Dr. Blair.

Swift.

Swift steht unter allen, die sich eines schlichten ungekünstelten Styls bedient haben, oben an. Wenig Schriftsteller haben mehr Fähigkeit bewiesen, als er. Jeden Gegenstand, den er vornimmt, er sey ernsthaft oder lustig, behandelt er auf eine meisterhafte Art. Er kannte, fast besser, als irgend jemand, die Reinigkeit, den Umfang, die Präcision der englischen Sprache, und ist daher das lehrreichste Muster für jeden, der einen reinen und correcten Styl zu erlangen wünscht. Nach viel Schmuck und Grazie in seiner Sprache darf man sich aber nicht umsehen. Sein stolzes, mürrisches Genie verachtete alle Verschönerungen dieser Art, als etwas, das unter seiner Würde sey. Er trägt seine Gedanken ungekünstelt, geradezu und auf eine positive Art vor, wie ein Mann, der überzeugt ist, daß er Recht hat; und kümmert sich wenig darum, ob er gefällt oder nicht. Seine Sen-

tenzen sind gewöhnlich sehr nachläßig zusammengestellt; deutlich genug, in Ansehung des Sinns, aber ohne alle Rücksicht auf Wohlklang, oft auch ohne besondere Achtung auf Gedrungenheit oder Eleganz. Konnte eine Metapher, oder irgend eine andre Figur, etwa seine Satyre beissender machen, so ließ er sich vielleicht herab, Gebrauch davon zu machen, wenn sie ihm in den Weg kam; diente sie aber blos zur Verschönerung oder Erläuterung, so warf er sie lieber bey Seite. Daher gränzt, in seinen ernsthaften Schriften, sein Styl oft ans Trockne und Unangenehme; in seinen launigten aber giebt diese schlichte Manier seinem Witz eine besondre Schärfe, und zeigt ihn im vortheilhaftesten Lichte. Er ist frey von Schaum und Affectation; er ergießt sich ganz natürlich, ohne alle studirte Vorbereitung; und indem er selbst kaum zu lächeln scheint, zwingt er dem Leser ein lautes Gelächter ab. Für einen Schriftsteller von solchem Charakter, wie Swift, schickte der schlichte Styl sich ganz vortreflich.

Tillotson.

Simplicität ist die Hauptschönheit von Tillotsons Manier. Man hat Tillotson lange als einen eleganten Schriftsteller, und als ein Muster im Predigen bewundert. Aber seine Beredsamkeit, wenn man sie so nennen kann, hat man oft sehr mißverstanden. Denn wenn wir Feuer und Kraft, malerische Beschreibungen, glänzende Figuren, eine correcte Zusammenstellung der Sentenzen, zu den Bestandtheilen der Beredsamkeit rechnen, so ist Tillotson in allen diesen Stücken äußerst mangelhaft. Sein Styl ist freylich immer rein und klar, aber sorglos und nachläßig, nur zu oft schwach und matt; wenig Schönheit in der Construction seiner Sentenzen, die er oft sich unharmonisch fortschleppen läßt; selten einiges Streben nach Stärke oder Erhabenheit. Ungeachtet dieser Mängel aber fließt eine so beständige Ader von

gesun-

gesunder Vernunft und Frömmigkeit durch seine Werke, solch eine gesetzte, ernsthafte Manier, und so viel nützliche Lehre, in einem so reinen, natürlichen und unaffectirten Styl, daß er, so lange die englische Sprache besteht, immer in vorzüglicher Achtung bleiben wird; nicht, freylich, als ein Muster der höchsten Beredsamkeit, sondern als ein liebenswürdiger Schriftsteller, dessen Manier ein starker Abdruck eines guten, würdigen Charakters ist. Simplicität der Manier verträgt sich gar wohl mit einem Grade von Nachläßigkeit des Styls; und nur die Schönheit dieser Simplicität macht, daß die Nachläßigkeit solcher Schriftsteller uns angenehm vorkommt. An Tillotson aber sieht man, wie die Nachläßigkeit zuweilen so weit getrieben werden kann, daß sie die Schönheit der Simplicität verdirbt; und sie der platten und matten Manier nahe bringt.

Addison.

Von dem höchsten, correctesten und geschmücktesten Grade der simpeln Manier ist Addison ohne Zweifel das vollkommenste Beyspiel in der englischen Sprache; und daher, wenn gleich nicht ohne einige Fehler, im Ganzen genommen, das sicherste Muster der Nachahmung, und das freveste von beträchtlichen Fehlern, welches diese Sprache aufzuweisen hat. Klar und rein ist er im höchsten Grade; seine Präcision ist freylich nicht sehr groß, aber doch beynahe so groß, als die Gegenstände, die er abhandelt, es erfordern; die Construction seiner Sentenzen ist ungezwungen, angenehm, und gemeiniglich sehr musikalisch; und sie haben mehr den Charakter des Sanften, als des Starken. An figürlicher Sprache ist er reich; besonders an Gleichnissen und Metaphern, die er so zu gebrauchen weiß, daß sie seinen Styl glänzend, doch nicht buntscheckig, machen. Nicht die geringste Affectation findet man in seiner Manier; keine Spur

von Arbeit und Mühe; nichts Erzwungenes oder Erkünsteltes, sondern große Eleganz, mit großer Leichtigkeit und Simplicität verbunden. Besonders zeichnet er sich durch einen Charakter von Bescheidenheit und Politesse aus, der sich durch alle seine Schriften verbreitet. Kein Schriftsteller hat eine so populäre und insinuante Manier; und die große Achtung, die er allenthalben für Tugend und Religion beweist, empfiehlt ihn höchstens. Wenn es ihm irgend woran fehlt, so ist es an Stärke und Präcision, welches seine Manier, die übrigens solchen Versuchen, als er im Zuschauer geschrieben hat, vollkommen angemessen ist, zu keinem schicklichen Muster für eine der höheren und ausgearbeitetern Arten von Composition macht. Hat gleich das Publikum seinem Verdienst immer große Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so hat es doch die Natur seines Verdienstes nicht immer in ihrem wahren Lichte gesehen: denn, so elegant auch seine Poesien sind, so behauptet er doch sicher einen höhern Rang unter den prosaischen Schriftstellern, als er unter den Dichtern fodern kann; und in der Prosa ist seine Laune von höherem Werth und von originellerer Art, als seine Philosophie. Sein Charakter des Roger de Coverley zeigt mehr Genie, als seine Kritik über Milton.

Shaftsbury.

Von Schriftstellern, die, ungeachtet vieler Vortreflichkeiten, die Schönheit ihres Styls durch Mangel an Simplicität sehr vermindert haben, kann ich kein merkwürdigeres Beyspiel anführen, als den Lord Shaftsbury. Große Verdienste hat dieser Schriftsteller ohne Zweifel. Seine Werke würden sich wegen der Moralphilosophie, die sie enthalten, mit großem Nutzen lesen lassen, hätte er sie nicht mit so vielen Seitenhieben und gehässigen Insinuationen gegen das Christenthum angefüllt, die er noch dazu mit so viel Galle

und Satyre vorbringt, daß sie seinem Andenken, beydes als Schriftsteller und als Menschen, keine Ehre machen. Seine Sprache hat viele Schönheiten. Sie ist fest, und in einem ungewöhnlichen Grade gehoben; dabey reich und musikalisch. Kein englischer Schriftsteller hat so viel Aufmerksamkeit auf die regelmäßige Construction seiner Sentenzen gewandt, sowohl in Rücksicht auf Angemessenheit als auf Cadenz. Dies alles giebt seiner Sprache so viel Eleganz und Pomp, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie zuweilen sehr bewundert worden ist. Indeß wird sie durch beständige Steifigkeit und Affectation sehr verdorben; und das ist ein Hauptfehler. Er kann nichts mit Simplicität ausdrücken. Er scheint es für pöbelhaft und unter der Würde eines Mannes von Stande gehalten zu haben, zu reden wie andre Leute. Daher geht er immer auf Stelzen, ist voll uneigentlicher Ausdrücke und künstlicher Eleganz. In jeder Sentenz sieht man die Spuren der Arbeit und Kunst; nichts von der Leichtigkeit, die der Ausdruck eines Gedankens ist, wie er natürlich und warm aus dem Herzen kommt. In Figuren und Zierrathen jeder Art ist er äusserst verliebt, zuweilen auch glücklich darin; aber seine Liebe dafür ist zu sichtbar, und hat er sich einmal einer Metapher oder Anspielung, die ihn vergnügt, bemächtigt, so kann er nicht wieder davon scheiden. Worüber man sich dabey am meisten wundern muß, ist, daß er selbst ein erklärter Bewunderer der Simplicität war, daß er sie immer an den Alten erhebt, und die Neuern wegen des Mangels derselben tadelt; ungeachtet er selbst sich so weit von ihr entfernt, als irgend ein Neuerer, wer es auch sey. Shaftsbury besaß einen Geschmack, der in so hohem Grade delicat und verfeinert war, daß man ihn wohl übertrieben und krank nennen kann; aber wenig Feuer und Wärme, wenig starke oder lebhafte Gefühle, und die Kälte seines Charakters verleitete ihn zu der gekünstelten und feyerlich steifen Manier, die sich in seinen Schriften zeigt. In nichts war er so verliebt,

liebt, als in Witz und Spott; aber er ist weit entfernt, glücklich darin zu seyn; oft versucht er sich darin, aber immer ohne Geschick; er ist ungelenkig, selbst wenn er scherzt, und lacht in abgezirkelter Form, wie ein Autor, und nicht wie ein Mensch.

Bolingbroke.

Bolingbroke war von der Natur zum Anführer einer Faction, zum Demagogen einer Volksversammlung gemacht. Der Styl in allen seinen politischen Schriften ist daher mehr der Styl eines Mannes, der mit Hitze declamirt, als eines solchen, der mit Ueberlegung schreibt. Er hat einen Ueberfluß an rhetorischen Figuren, und ergießt sich mit Ungestüm. Er ist wortreich bis zum Fehler, und stellt uns den nämlichen Gedanken in mancherley verschiednen Gesichtspunkten, aber gemeiniglich mit Feuer und Leben dar. Er ist mehr kühn, als correct; ein Strom, der sich stark, aber oft schlammigt, einherwälzt. Seine Sentenzen sind abwechselnd in Ansehung der Länge und Kürze; doch neigt er sich mehrentheils zu langen Perioden, die zuweilen Parenthesen einschliessen, und drängt und häuft oft eine Menge Dinge zusammen, wie es in der Hitze des Redens zu geschehen pflegt. In der Wahl seiner Wörter hat er viel Glück und Präcision. In der genauen Construction der Sentenzen steht er Shaftsbury weit nach; übertrift ihn aber weit an Leben und natürlicher Leichtigkeit. Kurz, sein Verdienst als Schriftsteller würde sehr beträchtlich gewesen seyn, wenn der Inhalt seiner Schriften so viel Werth hätte, als sein Styl. Aber indem wir an dem letztern vieles zu loben finden, finden wir an dem erstern kaum das geringste, was zu loben wäre. In seinen Räsonnements ist er meistentheils flach und falsch; in seinen politischen Schriften partheysüchtig; in denen, die er seine philosophischen nennt, irreligiös und sophistisch im höchsten Grade.

II.

Zweyter Brief eines Reisenden über Sachsen.

Ich nehme den sehr natürlichen Weg, von dem Grunde der Verbrechen zu ihren Folgen überzugehen. Gold und Silber und überhaupt die Metalle sind ohnstreitig der Grund der mehresten Verbrechen, es ist also natürlich, von Freyberg, einem solchen Hauptsitze des Plutus, seinen Weg nach einem Correctionshause zu nehmen, und dies fand ich in Waldheim, einem Städtchen, das etwa drey Meilen weit vom Gebirge wieder herunter liegt. Die Gegend dahin war mir nicht sonderlich interessant, doch konnte sie durch das Regenwetter in meinen Augen verlohren haben, aber das Institut, das mich eigentlich dahin zog, ist ganz gut eingerichtet, ungeachtet ich bewundern muß, daß man sich in Sachsen plagt, hier und an zwey andern Orten eine Menge Bösewichter ängstlich und dennoch schlecht zu bewachen, (denn beständig entwischen ihnen welche) da sie doch ein Felsennest wie ihren Königstein haben, das ordentlich von der Natur scheint zum eisernen Käfig bestimmt zu seyn, darinnen es seine Hyänen aufbewahren könnte, um so mehr als man mich hat versichern wollen, daß man in der criminal Gesetzverwaltung in Sachsen gegenwärtig bis zum Exceß gelinde sey, und der Churfürst kein Todesurtheil mehr unterschreiben wolle. Man kann leicht denken, daß dies die Gesellschaft in diesen Häusern sehr merklich vermehrt und sie auch noch etwas piquanter macht, weil nunmehro auch die qualificirtesten Genies, die man sonst aufhenkte, hier eine Art von Akademie formiren, und sowohl durch gemein-

schaft-

schaftliches Studium die Kunst überhaupt vorwärts zu bringen, als durch Unterricht gute Schüler zu ziehen suchen. Im übrigen ist die Pflege für diese Leute sehr gut, reinlich, und nach Verhältniß dessen wohlfeil. Es werden hier 200 Züchtlinge und 400 Arme und Verrückte ernährt, und der ganze Aufwand, der darauf gemacht wird, beträgt 25000 Rthlr., ohne das was die Bewachung der Züchtlinge kostet, die aber durch ein kleines Invalidenkorps geschieht, das man hierher in Garnison gelegt hat, und die nun hier erst patristisch und ascetisch, bis an ihren Tod, in einem ewigen Kriege mit den Lastern leben müssen.

Sie werden sich wundern, daß ich Ihnen nicht ein Wort von den Verrückten sage, deren hier in der That sehr viel sind, weil dies, wie man mir gesagt hat, der einzige Platz ist, wo dergleichen Leute in Sachsen aufbewahrt werden, und die Narren eines ganzen Landes an einem Orte; dies giebt natürlich keine kleine Assemblee. Allein im psychologischen habe ich nichts Neues gefunden — zweifle auch überhaupt, daß da noch viel gefunden werden dürfte, man müßte denn etwa das für etwas Neues halten, daß gerade einer eine andre fixe Idee hat, als die, die man bisher beobachtet, und vom physiologischen weiß ich schon, daß Sie es nicht soweit interessirt als einen, der wenigstens einmal ein Arzt war, oder vielmehr werden wollte. ꝛc.

Ich ward hier ziemlich überrascht, als ich mich nach der Nahrung und Industrie des Städtchens im übrigen erkundigte, und sowohl durch Umfrage bey den Handwerksleuten, als durch die Gleitsbücher (welche letztere mir blos der Talismann meines Reisegefährten öffnen konnte) herausbrachte, daß für 50000 Rthlr. Leinewand, und ungefähr für 14000 Rthlr. Wolle und Baumwolle da gewebt würden. Dies für eine Stadt, die ich nie zuvor als Fabrik hatte erwähnen

hören,

hören, scheint mir zu beweisen, daß man in Sachsen nicht zu großen Lärmen ums Fabrikwesen macht — Eine große Bescheidenheit, die man hierinnen, wie man mich versichern wollen, soweit treibt, wie zuweilen die Frommen in ihren Wohlthaten; die darum, damit die Linke nicht erfahre was die Rechte giebt, so vorsichtig sind, mit der Rechten gar nichts zu geben.

Ich habe blos dieser im Grunde unbedeutenden Manufaktur erwähnt, in wieferne ich selbst davon überrascht war; denn freylich ist sie nicht mit dem zu vergleichen, was ich in denen nur wenige Meilen davon liegenden Städten, Rochlitz, Mitweyde, Frankenberg fand, wo die Fabrikation von Leinen- Woll- und Baumwollwaaren mit weit größerer Lebhaftigkeit getrieben wird, und kein einziger Weberstuhl müßig steht, welches ich zu Waldheim, Geringswalde und der Gegend häufig fand; das aber gar nicht an dem Fleiße und der Betriebsamkeit der Fabrikanten, sondern an der Art liegt, ihren Fleiß ins Geld zu setzen.

Dieser sehr interessante Unterschied, der bey den meisten Arten der Manufakturen statt findet, besteht darinnen, daß entweder Kapitalisten das Materiale zu einer Manufaktur anschaffen, dieses an den Fabrikanten geben und ihm seine Arbeit und Manipulation bezahlen, nachher aber das Fabrikat ins Geld setzen so gut sie können; oder daß jeder Fabrikant das Materiale für sich anschaft, solches verarbeitet und nachher sein Fabrikat an den großen Kaufmann und Unternehmer verkauft. Da denn sehr natürlich ist, daß die letzte Gattung von Fabrikanten gegen den erstern selten aushält. Denn der Kapitalist, der, zum Beyspiel, seine großen Wollvorräthe zu der Zeit und an dem Orte einkaufen kann, wo es ihm am profitabelsten ist, und eben so wegen Zeit und Ort bey dem Vertrieb seiner Waaren wählen kann, ist im Stande,

weit

weit gleichere Preise in Verkauf des Fabrikats zu erhalten, und natürlicher Weise auch weit vortheilhaftere als der arme Zeugmacher, der seine wenigen Pfunde auf Credit nehmen, und, sobald sie nur gesponnen und gewebt sind, das Stück Zeug verkaufen muß, um sie bezahlen zu können; da denn seine Subsistenz etwas äußerst precäres bleibt, und ihm abgeschnitten ist, so bald nur etwa eine Krankheit oder ein anderer Zufall, der eine außerordentliche Ausgabe erfordert, ihn in die Verlegenheit bringt, die geborgte Wolle nicht bezahlen zu können, weil er denn gewöhnlich keine andere zu verarbeiten bekommt, oder der Preis der Wolle sich zufälligerweise einmal erhöht, da er denn nicht im Stande ist, bey seiner Concurrenz mit dem Capitalisten zu bestehen, der seine Materiale, als es noch wohlfeil war, einkaufte, und der das Fabrikat nicht verschleudern muß, sondern es hinlegt, sobald ihm der Preis nicht ansteht, bis er sich verbessert. Hierbey hab ich noch nicht erwähnt, wie der große Kaufmann dem Fabrikanten, der in der unvermeidlichen Nothwendigkeit ist, seine Waare ins Geld zu setzen, diese abdrückt und abdrücken kann, weil die wenigen Kaufleute der Art, die an einem Orte und in einer Gegend sind, sich die Preise nicht verderben und eine Art von Monopol exerciren; desgleichen in welchen Münzsorten und in welchem Geldkurs sie ihn bezahlen — Dies alles muß man gesehen haben wie ich es gesehen habe, und mich dessen wieder so lebhaft erinnere, da ich den Zustand des Fabrikwesens von Waldheim, Geringswalde und einigen andern Orten dieser Gegend untersucht, um davon Begrif zu haben, und den Unterschied unter den Fabriken erklärlich zu finden, den ich sah, als ich von jenen Orten nach Mitweyde, Rochlitz, Frankenberg und andre Orte dieser Gegend kam, welche Capitalisten haben, die die Manufakturen im Umtrieb erhalten, und darunter es welche giebt, die nach Angabe derer Gleits- und Accisbedienten jährlich auf 3 auch 400000 Rthlr. Geschäfte machen.

Dies

Dies gilt noch mehr, als von den schon genannten Städten, von Chemnitz, welches einer der vorzüglichsten Sitze der sächsischen Fabriken ist, wo leinen Zeug, aber ungleich mehr Baumwolle, sowohl zu Cattunen als zu Piquee und zu Strümpfen und Mützen verarbeitet wird, außer etwa 100 Stühlen die von denen 2500 in und bey Chemnitz mit seidnen Strümpfen sich beschäftigen, welche letztere auch wegen ihrer Güte und Dauerhaftigkeit allen ausländischen die Waage halten. Vorzüglich wünschte ich, daß hierher unsre Critici reisten, blos um sich zu überzeugen, daß doch, Trotz ihrem Geschrey, es recht viel Köpfe geben müsse, weil man sonst unmöglich alle die Mützen vertreiben könnte, die hier gemacht werden, und davon einmal ein einziges Haus hier zu einer Frankfurter Messe 12000 Dutzend verkaufte.

Als einen Beweis von der Industrie und dem wahren praktischen Genie der Sachsen muß ich Ihnen hier die Geschichte von der Entstehung der seidnen Strumpffabrik erzählen, die ich vorhin erwähnte. In ganz Sachsen war kein Stuhl zu seidnen Strümpfen, als in Dresden, wo sich ein Franzose niedergelassen hatte, der seidne Strümpfe arbeitete. Ein Landedelmann aus der Gegend von Chemnitz, von Schönberg mit Namen, ist einmal in Dresden, und hat einen Bedienten, der eigentlich ein Strumpfwirker in seiner Jugend gewesen war. Zufälligerweise schickte er diesen zum Strumpffabrikanten, ein Paar seidne Strümpfe zu holen, der Bediente besieht sich den Stuhl, und weil es bey diesem Metier Handwerksbrauch ist, daß sich einer muß seinen Stuhl selbst bauen können, versteht er sich um so besser darauf, das Gebäude zu beurtheilen und zu merken. Als er mit seinem Herrn zurück aufs Land kömmt, baut er sich einen nach diesem Modell. Indessen fehlte es ihm doch noch an einigen Umständen, die er an dem Model übersehen hatte; er bat also einmal gelegentlich seinen Herrn, wenn er wieder in die

Resi-

Residenz käme, ihn noch einmal zu dem Strumpffabrikanten zu schicken. Dieser kam dadurch erst hinter den Plan seines Bedienten, schickte ihn sogleich nach Dresden, wo er sich unter der Maske des Idioten sehr ausführlich unterrichtete, bey seiner Rückkunft seiner Maschine alle die Vollkommenheit gab, die ihr noch fehlte, und dann, weil sein Herr ihn sogleich seines Dienstes entließ, und ihn mit einigen Vorschüssen unterstützte, ein Mann wurde, der jährlich für 30000 Rthlr. Seide verarbeiten ließ, und die ganze seidne Strumpfweberey etablirte, die jetzo in dieser Gegend ist. Doch bald hätte ich vergessen, Ihnen auch den Namen dieses verdienten Mannes zu sagen, er hieß Esche, und seine Familie genießt noch die Früchte seiner Talente und seiner Thätigkeit.

Der Wohlstand der Unternehmer und Capitalisten, die in dieser Gegend die Fabriken betreiben, hat auch den Vortheil nach sich gezogen, daß man keine Kosten gescheuet hat, die Waaren durch alle die Erfindungen, die man in Holland und Engeland in Ansehung der Pressen und Druckereyen gemacht hat, zu vervollkommnen, und sowohl die Maschinen dazu anzuschaffen, als die Behandlungsart dazu zu erlernen. Auch hat man es in der Güte und Dauerhaftigkeit der Farben so weit gebracht, daß man nicht mehr genöthigt ist, wie man sonst in dem Falle war, die feinen Cattune nach Hamburg zu schicken und sie drucken zu lassen, ohngeachtet man doch noch nicht ganz den Geschmack in den Desseins und die Wahl in den Farben erreicht, die man in andern Gegenden von Sachsen, zumal in Großenhayn, hat.

Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß erst, als ich diese Gegend bereisete, ich erklärlich fand, wie man in Sachsen hatte den Entschluß fassen können, auf eine gänzliche Abzahlung der Staatsschulden zu denken: denn nur in dem Falle, daß dies Land Gegenden hatte, wo Industrie mit solchem Erfolg thätig war, wie hier, und wo solche Summen fürs Land

gewon-

gewonnen wurden, war dieser Entschluß verzeihlich, der in jedem andern Falle dadurch, daß er in kurzen das wenige baare Geld eines solchen Ländchens außer Circulation und in die Hände seiner auswärtigen Gläubiger brachte, dasselbe vollends ganz erschöpfen und ruiniren mußte, da es hingegen so, wenn es seinem Plan treu bleibt, wie man das jetzo sehr zu glauben Ursache hat, mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts auf einen Gipfel des Wohlstandes kommen kann, dessen ein Land fähig ist. Nicht daß ich damit behaupten wollte, daß der reine Gewinn fürs Land, der aus den Fabriken dieser Gegend käme, den Betrag des sämtlichen in Sachsen aus den Bergwerken gewonnenen Geldes und Geldeswerth überstiege, (ungeachtet der sämtliche Erwerb der Manufakturen von vier Meilen aus der Gegend von Chemnitz nicht viel geringer seyn wird) sondern ich fand nur die oben angeführten Inconvenienzien dieses Entschlusses auf den Fall, daß es weiter keine Ressourcen hatte, fremdes Geld ins Land zu ziehen, da denn die Paar Millionen, die etwa aus der Erde gewonnen würden, für die ausländischen Bedürfnisse draufgegangen wären, so daß zu Bezahlung der ausländischen Schulden das baare Geld, das zur Circulation unentbehrlich gewesen wäre, hätte müssen herausgezogen und das Land ruinirt werden.

Doch ich finde, daß ich Sie lange genug zwischen dem Schnurren der Weberstühle, und, welches noch schlimmer ist, meiner politischen Räsonnements herumgeführt habe, ich will also, um Ihnen auch wieder einmal eine Lustreise zu machen, mit Ihnen nach Lichtewalde gehen, einem Ort, der eine kleine Meile von Chemnitz liegt, ob ich gleich nicht den geraden Weg dahin nahm, und den berühmtesten Garten in Sachsen hat, den viele Fremde besuchen, und der jeden Sachsen in Begeisterung bringt, sobald man ihn erwähnt, ungeachtet er nicht seinem Fürsten gehört, welches ihm noch einen weit größern Werth geben würde.

Lichte-

Lichtewalde hat nach meinem Geschmack die schönste Gegend, die mir je vorgekommen ist. In einem Thal an der Zschopau, da man mit jedem Blick ein neues Gemälde sieht, wie bald Waterloo, bald Ruisdaal, (Sie kennen meine besondere Vorliebe für den letztern) sich nur die Ideale zu ihren herrlichen Landschaften können genommen haben, kommt man an einen etwas über 100 Klafter hohen Berg, auf dessen Gipfel das Landhaus mit dem daranstoßenden Garten in verschiedenen Terrassen liegt, welche mich aber beyde überzeugt haben, daß man in Sachsen keine Cabinetter von Gärten und Landhäusern haben mag, wie man welche von Gemälden und Statuen hat, weil ich in jenen den Geschmack weit kindischer fand als in diesen letztern; denn wenn es wahr ist, daß dieser Garten, wie man mich mehreremal versichert, über eine Million kostet, so finde ich dieses einen der größten Beweise, wie man für großes Geld auch etwas sehr mittelmäßiges haben kann. Der ganze Garten ist, mit Asmus zu sagen, purer, purer Schneiderscherz, welches hier um so wörtlicher paßt, weil man viel Linden aus Frankreich hat kommen lassen, geschnitten, wie Kleider aus Lion, und deren auszeichnende gerade und hohe Schafte, denn es sind welche dabey welche bis 30 Ellen hoch sind, alle Jahre mit Drathbürsten geputzt werden, wie in den holländischen Gärten, auch versicherte man, daß die vormalige Besitzerin die Eleganz so weit getrieben, daß sie allezeit, wenn sie Fremde erwartet, alle gelbe und verschoßne Blätter aus den Hecken pflücken lassen, die das Grün der Buchen unterbrochen. Es sind auf 400 Springwasser hier, darunter es einige von ansehnlicher Stärke und Höhe giebt, die aber nicht mit der größten Wirkung angebracht sind, und, da sie, weil das Wasser durch ein Druckwerk aus der Zschopau hinaufgetrieben werden muß, wahrscheinlich nicht viel Vorrath haben mögen, und daher sehr bald aufhören, mehr die ängstliche Empfindung einer Aderläße geben, wo sich schon das Hinsterben der kommen-

den

den Ohnmacht zeigt, als das Gefühl von stärkenden Duft und Kühlung und von innerer wirkenden Kraft mit ihrer unabläßigen Mannigfaltigkeit. Das Gebäude selbst ist eine ziemlich große schwere Masse, in dessen Zimmern man Vorlesungen über das Meublement des vorigen Jahrhunderts halten könnte, auch hoff ich, daß es noch auf die Dunkelheit dieser vorigen Zeiten zu schreiben war, daß man in einem nach chinesischem Geschmack meublirten Zimmer den berühmten Fechter und die Najade in Bronze aufgestellt fand, die im übrigen ganz gut waren, so wie einige Gemälde von Sotari, Brengel, Ferg u. a. m. die man in einigen Zimmern aufgehängt hatte.

Sie werden sich wundern, daß ich mich so lange an einem Orte aufhalte, um Ihnen zu sagen, was mir alles nicht darin gefällt, da Sie mich darauf kennen, daß ich von der Welt, und von allem was in der Welt ist, lieber sage und mir vorstelle, was mir daran gefällt, weil dieses eine angenehmere Empfindung gewährt als jenes. Allein ich konnte mir es nicht versagen, Ihnen sowohl als mir alle diese Empfindungen auseinander zu setzen, weil ich, Trotz allen diesem Tadel und Kritiken, versichern muß, daß ich keinen Ort kenne, wo ich so sehr wünschte einen Sommer zuzubringen, und den ich für meinen Geschmack so angenehm fände. Denn die Natur ist hier so schön, daß die Kunst Tonnen Goldes verschwendet hat, ohne sie vernichten zu können. Wo man nur aus dem Garten hinblickt, durch jede Oefnung der Hekken, zwischen jede Allee durch, ist eine neue Landschaft, ein neues Gemälde, und alles so gewählt, lauter Meisterstücke in dem feinsten Geschmack und von dem Pinsel der Natur ausgeführt, mit dem man versichert, daß selbst Claude Lorraine würde getauscht haben, wenn dies möglich gewesen wäre, so sehr er den seinigen bewundert sah.

III.

III.

Caspar von Coligni.

Eine biographische Skizze.

(Beschluß.)

Gleich zu Anfange des Jahrs 1567 hielten die Hugenotten von neuem verschiedene Conferenzen mit dem Prinzen von Condé. Fest entschlossen, die Waffen abermals zu ergreifen, war man nur blos über den Plan zu dem bevorstehenden Feldzuge noch unschlüßig. Der größte Theil hielt es für das rathsamste, ohne alle vorhergehende Erklärung Orleans und andre feste Plätze wegzunehmen, um sich dadurch auf jeden Zufall Sicherheit zu verschaffen; andre drangen auf eine öffentliche Kriegserklärung, wobey man in einem Manifest weitläuftig alle Beschwerden ihrer Parthey darstellen sollte. Coligni sahe mit Misvergnügen die Unschlüßigkeit seiner Glaubensbrüder. Er rieth ihnen, ihre Zeit nicht mit unnützen Zänkereyen zuzubringen, sondern vor allen andern Dingen in der Stille, und unter allerley Vorwand, eine beträchtliche Armee auf die Beine zu bringen. Wenn diese erst da wäre, sagte er, dann wäre es noch Zeit genug auf den Operationsplan zu denken.

Coligni's Vorschlag erhielt allgemeinen Beyfall. Der gewaltige Kredit des Admirals in den Seehäven, auf den Küsten, und in allen am Meer gelegenen Provinzen Frankreichs, desgleichen die Autorität, in welcher sein Bruder, der Herr von Andelot, als General-Obrister bey der Infanterie stand, mußten natürlicherweise die Werbungen begünstigen. Vor allen Dingen rieth Coligni, sobald man erst die nöthi-

gen

gen Truppen beysammen haben würde, sich der Person des Königs zu bemächtigen, der sich damals auf dem Schloße Monceaux befand. Anfänglich fand dieser zweyte Vorschlag viel Widerspruch. Man glaubte sich durch dieses Unternehmen des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig zu machen und den Haß von ganz Frankreich auf sich zu laden. Aber Andelot unterstützte mit allen Künsten der Ueberredung, die ihm so eigen waren, die Meynung seines Bruders, indem er der Versammlung vorstellte, daß, wenn man den König einmal in Händen hätte, man nicht allein in seinem Namen alle nöthigen Manifeste zur Rechtfertigung ihres Betragens würde ergehen lassen, sondern den Monarchen alsdenn auch würde zwingen können, alles, was sie nur irgend verlangen oder unternehmen möchten, zu genehmigen. Andelots Beredsamkeit siegte; alles ergab sich seinen Gründen. Man dachte nun auf nichts eifriger, als das ihnen vorgeschlagene Projekt glücklich durchzusetzen.

Während dessen sich die Calviniſten von neuem gegen den König verschworen, erhielt die Königin Mutter zwar mehr als eine Nachricht von diesen heimlichen Zusammenkünften; da sie aber nicht glaubte, daß diese von Folgen seyn würden, so achtete sie nicht sonderlich darauf. Doch um sich bey alledem nichts vorwerfen zu dürfen, schickte sie heimlich Kundschafter nach Chatillon für Loing, wo sich der Admiral damals gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Aber ihre Spione konnten nichts verfängliches bemerken, und folglich auch nichts weiter anzeigen, als daß sich Coligni mit der Jagd und mit Verschönerung seines Schlosses, seiner Gärten und Lustgehölze beschäftigte. Der Prinz von Condé führte zu Valleri, einem schönen, ihm von der Marschallin von Saint André geschenkten Landgute, eine sehr gleichförmige Lebensart mit unserm Helden. Durch diese scheinbare Ruhe und Unthätigkeit getäuscht, überließ sich nun Catharina von Medicis und

ihr Sohn Carl IX. allen Vergnügungen, die ihnen der Aufenthalt zu Monceaux nur irgend gewähren konnte. Indessen hielten sich die Oberhäupter der Verschwornen doch nur blos deswegen auf ihren Landgütern auf, um desto besser ihren Operationsplan zu verbergen. Aber noch ehe sie dahin abgegangen waren, hatten sie Rosay in Brie zu ihrem Versammlungsplatz bestimmt, und ihre Zusammenkunft daselbst gegen das Ende des Septembers festgesetzt.

Endlich wurden der Königin durch einen Zufall die Augen über die nahe Gefahr geöfnet, die ihr und dem ganzen königlichen Hause bevorstand. Der Herr von Castelnau, den der König nach Brüssel geschickt hatte, fand daselbst einige französische Officiere, die Calviniſten, und unbedachtsam genug waren, ihm zu erzählen, daß ihre Glaubensbrüder insgeheim in Frankreich alle mögliche Anstalten machten, um sich der Person des Königs sowohl als auch der Königin Mutter zu bemächtigen. So bald Castelnau, so viel er nur vermochte, von ihnen ausgelockt hatte, schickte er unverzüglich einen Currier an die Königin Mutter ab, mit Depeschen, worin er ihr von allem dem, was er in Erfahrung gebracht, genauen Bericht abstattete. Catharina von Medicis ließ sogleich das königliche geheime Conseil sich versammlen, und theilte demselben die eben erhaltene Depesche mit. Der sich noch immer für seine Neffen interessirende Connetable verwarf sogleich mit Verachtung den Gedanken an ein solches Complot. Der Canzler de l'Hopital gieng noch weiter, und behauptete, daß Castelnau sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht, weil er sich unterfangen hätte, seinen Monarchen mit so sichtlich falschen Nachrichten zu hintergehen. Kurz, alles was beschlossen wurde, bestand darin, den Castelnau auf das geschwindeste nach Hofe zurück zu beordern, um aus seinem eignen Munde nähere Erläuterungen wegen dieser allen so unwahrscheinlichen Sache einzuziehen.

Castel-

Castelnau erschien; er konnte zwar nichts weiter als nur blos dasjenige, was er gehört hatte, wiederholen, er schlug aber zugleich vor, einen seiner Brüder nach Chatillon für Loing, und wenn es nöthig wäre, allenfalls gar bis Lyon zu schicken, um neue und gültige Beweise der obwaltenden Verschwörung aufzuspüren.

Dieser neue Kundschafter durfte indessen nicht soweit reisen. Unterwegens begegnete er dem Grafen von Sault, einem eifrigen Reformirten, der sich mit einem starken Gefolge zu dem Admiral begab. Rund um Chatillon war alles in Bewegung, und nachdem seine Bedienten, unter allerley Vorwand, die Leute des Admirals ausgeforscht hatten, erfuhr er, daß Coligni, Andelot und der Herr von Rochefoucault sich nach Valleri zum Prinzen von Condé begeben würden, um alsdenn zusammen nach dem Lande Brie abzureisen. Unser Kundschafter kehrte nun mit verhängtem Zügel nach Monceaux zurück; man wollte zwar anfänglich ihm eben so wenig Glauben wie seinem Bruder beymessen, aber kurz nach seiner Ankunft langte eine neue Schreckenspost an, die die Nachricht überbrachte, daß die Armee des Prinzen von Condé bereits bey Lagny stände. Nun ließ man allen fernern Zweifel fahren. Der König und die Königin Mutter entschlossen sich nach Meaux zu gehen, während dessen der Connetable von Montmorenci mit den Hugenotten in Unterhandlungen treten sollte.

Da die Verschwornen fest entschlossen waren, ihren Anschlag, es möchte auch kosten was es wollte, auszuführen, so suchten sie nur blos Zeit zu gewinnen und den Connetable mit leeren Worten zu hintergehen, während dessen sie von ihren Truppen den Weg zwischen Meaux und Paris besetzen wollten, wodurch sie dem Könige die Rückkehr nach seiner Hauptstadt gänzlich zu versperren gedachten. Der Connetable

sahe sich genöthiget unverrichteter Sache wieder wegzugehen; er konnte bey seiner Ankunft am Hofe der Königin nicht länger verhehlen, daß er von den Anschlägen der Calviniſten auf das königliche Haus so ziemlich überzeugt wäre, und nun keinen Augenblick mehr an die Gefahr, die demselben bevorstände, zweifeln wollte.

In der ersten Unruhe, die diese Neuigkeit verursachte, glaubte man den Rath des ältesten Castelnau befolgen zu müssen; er bestand darin, daß sich der König mit den wenigen Truppen, die er bey sich hatte, in Meaux, welcher Ort damals ziemlich fest war, einschließen, und im Fall eines Angrifs so lange als nur möglich muthig vertheidigen sollte. Aber glücklicherweise langte ein Corps von sechstausend neuangeworbenen Schweizern noch eher als der so gefürchtete Feind bey Meaux an. Der Hof faste nun von neuem Muth, und da der General der Schweizer versicherte, daß er es über sich nehmen wollte, woferne man ihm die Beschützung des Königs anvertrauen würde, denselben, der überwiegenden Macht der Hugenotten zum Trotz, sicher nach Paris zu bringen, so entschloß man sich dieses Anerbiethen anzunehmen, um so vielmehr, da es von dem Cardinal von Lothringen mächtig unterstützt wurde.

Den Morgen darauf stellten sich die Schweizer vor der Stadt in Schlachtordnung; nahmen den König, der sich mit seinem Gefolge und seinen wenigen Soldaten gleichfalls dahin begeben hatte, in ihre Mitte, und brachen nun muthig nach Paris auf. Sie waren noch nicht weit marschirt, als sie auf einen Haufen hugenottischer Reuter stießen, an deren Spitze sich der Prinz von Condé und Coligni befanden. Beyde hatten sich vorgesetzt, die königliche Armee zu recognosciren, wobey es denn auch zu einigen kleinen Scharmützeln, aber zu keinem regelmäßigen Gefechte kam. Indessen waren

die

die Königlichen bis Bourget vorgerückt, wo noch fünf bis sechshundert Reuter zu ihnen stießen. Diese neue Verstärkung hatte ihnen der Prevot der Kaufleute zu Paris entgegen geschickt, weil ihn Castelnau, der bey Nachtzeit nach Paris gekommen war, von der gefährlichen Lage, worin sich der König befand, benachrichtigt hatte; und so langte endlich der Hof glücklich und wohlbehalten in der Residenz an.

Die Hugenotten, die sich nun nicht länger zu verstellen nöthig hatten, nahmen nun gänzlich die Maske ab. Sie hemmten nicht nur die Communication zwischen Paris und einigen benachbarten Provinzen, sondern bemächtigten sich auch Montereau Lagny und St. Denis, wodurch sie denn von der einen Seite der Residenz die Zufuhr der Lebensmittel gänzlich abschnitten. Zugleich suchten sie auch von allen Orten frische Verstärkungen an sich zu ziehen, und fuhren sehr eifrig in ihren Werbungen fort. Während dessen machte auch der Hof alle Anstalten zu einer muthigen Vertheidigung, wenigstens dem Anscheine nach, obgleich sich die listige Catharina von Medicis mehr auf ihre politischen Ränke als auf ihre Truppen verließ. Castelnau erhielt Ordre zum Herzog von Alba zu reisen und ihn um Hülfe zu bitten, wobey er dem Statthalter der Niederlande vorstellen sollte, daß Carl IX. seine rebellischen und ketzerischen Unterthanen blos zum Besten der wahren catholischen Religion bekriegen wolle, so wie der König von Spanien in gleicher Absicht mit den seinigen verführe.

In dieser üblen Lage brachte der Hof den ganzen Octobermonat zu; es wurden während dieser Zeit nichts als fruchtlose Unterhandlungen mit den Hugenotten gepfleget. Der Canzler de l'Hopital ward an den Prinzen von Condé und den Admiral abgeschickt. Er erhielt von ihnen im Namen ihrer Religionsverwandten eine Bittschrift an den König,

worin

worin die Forderungen sehr hoch gespannt waren. Indessen wollte der Hof ihnen doch nicht alle Hofnung benehmen, und um sie desto mehr in der Meynung zu bestärken, daß man ihre Wünsche genehmigen würde, wurde ihnen ein General-Pardon angeboten, den sie aber ausschlugen, weil sie durchaus nicht für Aufrührer angesehen seyn wollten. Selbst der Connetable, der immer noch über seine Neffen ein gewisses Gewicht zu haben glaubte, konnte es eben so wenig zu einem gütlichen Vergleich bringen. Die Protestanten blieben standhaft dabey, daß ihre Anforderungen die gerechtesten von der Welt wären. Indessen verstärkten sie sich immer mehr und mehr, und bemächtigten sich der Brücke von St. Cloud.

Bey so gestallten Umständen sahe es der Hof nun wohl zur Genüge ein, daß man an keinen Vergleich mehr denken, sondern es auf eine entscheidende Schlacht ankommen lassen müsse, und so kam es denn den 10ten November 1567 zu dem in der Geschichte der bürgerlichen Kriege Frankreichs so berühmten Treffen bey Saint Denis.

Die Mitte der hugenottischen Armee kommandirte der Prinz von Condé, den rechten Flügel, der sich bis St. Ouen ausdehnte, der Admiral von Coligni und Georg von Clermont Gallerande; der linke, der sich an Aubert le Villiers lehnte, stand unter Genlis Befehlen. Zwischen letztgenanntem Dorfe und la Villette hatten die Hugenotten ein Retranschement gezogen und solches mit ihren besten Büchsenschützen besetzt. Auf dieser Seite war es auch wo die Schlacht begann. Die Hugenotten wurden durch das schwere Geschütz der Königlichen sehr beunruhiget; sie verließen also ihre Linien und suchten sich desselben zu bemächtigen. Aber der muthige Widerstand ihrer Gegner nöthigte sie bald sich wieder zurückzuziehen. Während dieser Zeit grif Coligni die königliche Reuterey an, warf sie übern Haufen und verfolgte sie bis la Chapelle.

Gipfeln. Die Thäler am Meeresufer breiten, wie von dem Tarantale des Mississippi und andre über den ganzen Erdboden, sich ausdehnende Thäler, sammeln sich, und laufen in einen Strom, der dem Meere zufließt, wie ich hier, darauf von dem Joche von Cordil an der Seite des Tarantales ausgehend, den Mississippi und seine Nebenflüsse, aber nur ein Thal von den Ketten des Gebirges bis an das Meer, ein Thal, das einen solchen Strom, wie jene, selbst mit allen seinen Nebenströmen aufnehmen und verschlucken zu können scheinet, und dessen Ufer, wie die Ufer des Nebenflusses Kentucky, dieser Ströme, [illegible] Gebirgsketten mit sie begleiten, wenigstens scheinen. Diese Ketten, von dem Thale zwischen ihnen, und von Thälern, wie Thäler, Ebenen, wie Ebenen, Thäler, wie Ebenen, und Ebenen, wie Thäler, Thäler, wie Ebenen, und von Thälern, wie Thäler, Ebenen, wie Ebenen, und Thäler, wie Thäler, [illegible]

nach den Folgen, die das Treffen nach ſich zog, zu urtheilen, hatten die Königlichen wohl das meiſte Recht dazu.

Wenige Tage nach der Schlacht langte ein anſehnliches Corps ſpaniſcher Hülfstruppen aus den Niederlanden bey Paris an. Der Graf von Aremberg, der ſie kommandirte, wurde vom Hofe mit offenen Armen empfangen. Auch führten die Vornehmſten des Königreichs, die Catholiken waren, Carl IX. friſche Truppen zu. Verſchiedene dieſer Herren ſtrengten zwar alle ihre Kräfte an, um jeder für ſeine Perſon den ſo ehrvollen Poſten eines Connetable von Frankreich zu erhalten. Aber der Hof fürchtete mit Recht, in dieſen unruhigen Zeiten zuviel Anſehen einer einzigen Perſon dadurch zu ertheilen. Er blieb alſo unbeſetzt, und man begnügte ſich blos, den Herzog von Anjou, Bruder des Königs, zum General-Lieutenant des Königreichs zu ernennen.

Während deſſen dieſes vorgieng, erhielten auch die Hugenotten vom Churfürſten von der Pfalz das Verſprechen, daß er ſie mit thätiger Hülfe unterſtützen würde. Coligni hielt es in der damaligen Lage für das rathſamſte, dieſen verſprochenen Hülfsvölkern bis nach Lothringen entgegen zu gehen, und denn mit vereinigten Kräften einen abermaligen Verſuch zu wagen, aufs neue in das Herz von Frankreich einzudringen.

Zu Anfang des 1568ſten Jahrs ſtellte man zwar nochmals Conferenzen an, um die bisherigen Mißhelligkeiten beyzulegen,

von Medicis voll innerer Freude aus: „Ich habe heute Urſache, Gott für eine zweyfache Wohlthat zu danken: denn der Connetable hat den König an ſeinen Feinden gerächet, und dieſe haben mich vom Connetable befreyt!„ -- La Vie du Connetable de Montmorenci.

zulegen, aber diese Unterhandlungen zerschlugen sich bald wieder. Coligni traf in Lothringen die deutschen Hülfsvölker an, die unter dem Kommando des Prinzen Johann Cassimirs von der Pfalz standen. Aber diese Miethlinge waren so eifrig auf ihren Sold als auf das Plündern erpicht, und wollten durchaus nicht eher weiter marschiren, bevor man die ihnen verheissenen Gelder nicht ausgezahlt hätte. Der Prinz von Condé, der Admiral, und sogar die geringsten Officiere der Hugenotten, verkauften und verpfändeten alle ihre Habseligkeiten, um die Wünsche dieser Geldgierigen nur einigermaßen zu befriedigen. Hiedurch bewirkte man endlich auch, daß sie weiter vorrückten. Coligni versuchte zwar, Kriegszucht und Ordnung unter dieses zusammengerafte Gesindel einzuführen, aber alle seine Bemühungen, die darauf abzweckten, waren vergebens.

Indessen waren die Hugenotten doch so weit gekommen, daß sie Chartres belagern konnten. Lignieres, der Kommandant dieser Stadt, vertheidigte sich drey Wochen lang auf das standhafteste. Nogaret de la Vallette, der mit einem beträchtlichen Corps königlicher Truppen zum Entsatz herbeyeilte, wurde geschlagen. Nun fieng die Königin Mutter zu fürchten an, daß sich Chartres wohl nicht in der Länge mehr würde halten können, und ließ daher den Protestanten abermalige Vergleichsvorschläge anbieten. Man hielt die Conferenzen zu Longjumeau, und schloß endlich im Monat März einen neuen Tractat, wodurch die Feindseligkeiten beyder Partheyen gegen einander aufhören, und alle Beschwerden der Protestanten genau untersucht und abgestellt werden sollten.

Diesem Friedensschluß zu folge sollten auch die deutschen Truppen wieder zurückgeschickt und bezahlt werden: aber bey diesem Punkt ereigneten sich eben die mehresten

Schwie-

Schwierigkeiten. Der Hof sowohl als die Protestanten waren gänzlich vom Gelde entblößt. Die deutschen Söldner drohten alles zu plündern und zu verhehren, woferne man sie nicht befriedigen würde. Sogar ihr General, der Prinz Johann Casimir, erklärte, daß er die Ausschweifungen seiner geldhungerigen Soldaten nicht würde hintertreiben können. Nach unsäglicher Mühe war man endlich doch so glücklich, diese üblen Gäste loszuwerden. Es geschah aber nicht eher, als bis man die Summe von funfzehntausend Thaler an ihren General ausgezahlt hatte.

Dieser neue Frieden war indessen von kurzer Dauer. Er wurde von beyden Seiten zu sehr mißverstanden, und war auch überhaupt zu schwankend, als daß er den alten eingewurzelten Haß und die Wuth, die beyde Partheyen gegen einander beseelten, hätte ersticken können. *) Täglich fielen in den Provinzen die abscheulichsten Auftritte vor, deren Urheber bald die einen bald die andern waren. Der Graf von Cipierre, ein Protestant und Sohn des Grafen von Tende, Bastards von Savoyen, wurde meuchelmörderischerweise ums Leben gebracht. Man beschuldigte die Catholiken dieser sowohl wie noch mehrerer ähnlicher Schandthaten ganz öffentlich. Die Manifeste, die der Prinz von Condé und der Admiral deswegen ergehen liessen, zeugen hievon zur Genüge. Auch behauptete man, daß der Hof willens sey, eine Auflage auf alle Protestanten im Königreiche zu legen, um durch dieses

*) Voltaire entwirft in seinen Essais sur l'histoire etc. folgende Schilderung von dem Betragen beyder Partheyen: „Die Verbitterung gegen einander war so groß, daß sie sich sogar bis auf den Bürger und den nächsten Blutsfreund erstreckte; der Catholik, der Protestant, der Indifferentist, der Priester, der Bürger, war in seinem Bette nicht sicher. Man ließ den Feldbau ganz liegen, oder bestellte doch wenigstens den Acker nicht anders als mit dem Säbel in der Faust. „ --

ses Mittel die den pfälzischen Soldaten ausgezahlten Gelder wieder zu erhalten. Hiezu kam noch, daß der Prinz von Condé und Coligni sich laut beschwerten, man habe sie heimlicherweise wollen aufheben lassen. Die Bittschriften, die sie beym Könige deswegen einreichen liessen, waren in so kühnen Ausdrücken abgefaßt, daß der Hof sich dadurch für beleidigt hielt und Befehle ertheilte, die Ueberbringer derselben in Verhaft zu nehmen. Es geschah, und nun gieng der Krieg wieder von neuem los.

Die Gefahr, die bey diesen Umständen dem Prinzen von Condé und dem Admiral von Seiten des Hofes drohte, war zu groß, als daß sie nicht bey Zeiten auf ihre Sicherheit hätten denken sollen. Sie machten sich daher beyde heimlich auf den Weg, wateten oder schwammen über die Loire, durchstrichen Poitou und Anjoumois, und kamen endlich glücklich in Rochelle an. Sie fanden daselbst die verwittwete Königin von Navarra, eine eifrige Protestantin, nebst ihren beyden Kindern, dem nachherigen König Heinrich IV. und seine Schwester die Prinzeßin Catharina, die in der Folge Herzogin von Bar wurde. Der noch immer so genannte Cardinal von Chatillon gieng nach Engeland, um die Hülfe dieser für die protestantische Lehre so enthusiastischen Nation von neuem anzusiehen. Andelot fand sich gleichfalls zu Rochelle ein; aber er kam nicht wie ein Flüchtling, sondern mit einem seiner Person sehr anständigem Gefolge, nemlich an der Spitze einer starken Anzahl Soldaten, die er in Bretagne zusammengebracht hatte.

Catharina von Medicis, die nun beynahe allein das Königreich regierte, bediente sich bey dieser Gelegenheit des politischen Kunstgrifs, daß sie im Namen des Königs allen Hugenotten, die sich ruhig und friedlich verhalten würden, Schutz und Sicherheit verhieß. Aber keiner ließ sich durch

die

die falschen Versprechungen dieser schlauen Prinzeßin verführen, und nicht lange nachher sahen auch die guten Leute zur Genüge ein, wie sehr sie Recht gehabt hatten. Denn es erschienen von neuem Edikte gegen die Protestanten, die von nichts als Blutdurst athmeten. In diesen Umständen blieb nun freylich beyden Theilen nichts mehr übrig, als mit dem Degen in der Faust ihre Streitigkeiten muthig gegen einander auszumachen.

Der Admiral bemächtigte sich verschiedener festen Plätze in Poitou, und der Herzog von Anjou marschirte ihm entgegen. Die königliche Armee war durch die Vereinigung mit einem andern beträchtlichen Corps, welches der Herzog von Montpensier anführte, um so viel furchtbarer geworden. Die Avantgarde beyder Armeen stieß mehr als einmal auf einander. Coligni überfiel ein Detaschement königlicher Reuter, und rieb es gänzlich auf; auch schlug und zerstreute er einige Zeit nachher das Infanterie Regiment des Grafen von Brissac, der in der Folge Marschall von Frankreich wurde. Die Stadt Mirebeau wurde durch Ueberfall von den Hugenotten weggenommen, und bald nachher von den Catholiken wieder erobert. Beyde Armeen standen eine zeitlang bey Loudun gegen einander; man vermuthete gewiß, daß es hier zu einer Schlacht kommen würde: aber der Herzog von Anjou zog sich zurück. Der Admiral von Coligni verfolgte und griff ihn in seinem Lager an, mußte aber wieder abziehen. Kurz nachher sahe sich der Admiral in seinem eignen von den Catholiken angegriffen, doch mit eben so wenigem Erfolg. So endigte sich der Feldzug von 1568.

Der Herzog von Anjou gieng mit seiner Armee bis nach Touraine, und die Protestanten zogen sich bis an das Innere von Poitou zurück. Sie waren nicht wenig um Geld verlegen, und verkauften daher in den von ihnen besetzten

Pro-

Provinzen Frankreichs an jeden Kauflustigen alle Kirchengüter der Catholiken, so viel sie nur davon los werden konnten. Endlich kam die so sehnlich gehofte Hülfe aus Engeland an. Sie bestand aus Mannschaft und Geld, und nun bereiteten sich die Hugenotten, im Ernst mit vereinigten Kräften und mit allem nur möglichen Nachdruck den Feldzug im folgenden Jahre fortzusetzen.

Schon im Märzmonat des folgenden Jahres (1569) rückten beyde Armeen wieder ins Feld. Der Herzog von Anjou näherte sich der Charente und schickte den Harduin de Villiers mit einem detaschirten Corps voraus, um Jarnac zu besetzen. Eh geschah; aber fast in dem nemlichen Augenblick erschien auch Coligni und bemächtigte sich dieses Fleckens von neuem. Der Herzog von Anjou fand bey seiner Annäherung die kalvinistische Armee am jenseitigen Ufer der Charente gelagert. Während der Nacht paßirte er etwas weiter hin diesen Fluß; Coligni kam zu spät, um den Uebergang der königlichen Truppen verhindern zu können, und mußte sich daher wieder zurückziehen. Auf diesem Rückzuge wurde die Arrieregarde der Hugenotten angegriffen und geschlagen, und die Königlichen faßten bey der Abtey Bassac, unferne von Jarnac, Posto. Coligni, der sich zu schwach befand, um der ganzen Macht des Feindes gehörigen Widerstand leisten zu können, schickte in größter Eile einen Currier an den Prinzen von Condé, und bat ihn inständigst, ohne fernern Zeitverlust sich mit ihm zu vereinigen. Der Prinz eilte herbey, und kurz nach ihrer Vereinigung kam es zu dem in den französischen Jahrbüchern so berühmten Treffen bey Jarnac.

Nach einem lang anhaltenden hartnäckigen und blutigen Gefechte erklärte sich der Sieg für die Catholiken. Dem Prinzen von Condé hatte den Tag zuvor das Pferd des Grafen de la Rochefoucault, seines Schwagers, den einen Fuß

ent-

entzwey geschlagen; dem ohngeachtet hatte er doch der Schlacht durchaus beywohnen wollen. Mitten im Getümmel des Treffens wurde ihm sein Pferd unterm Leibe getödtet. Es fiel, und der zerbrochene Fuß des Prinzen hinderte ihn, sogleich wieder aufzustehen. Von allen Seiten von Feinden umringt, war er eben im Begrif, sich an einen königlichen Officier, der d'Argence hieß, zu ergeben, als Montesquiou, Hauptmann von der Schweizergarde des Herzogs von Anjou, dazu kam, und ihm durch einen Pistolenschuß den Kopf zerschmetterte. *)

Die Zeitung von dem Tode des Prinzen verbreitete panischen Schrecken über das ganze Heer der Protestanten. Coligni und Andelot wendeten alle ihre Kräfte an, um ihre überall in Unordnung weichende Soldaten wieder zum Stehen zu bringen. Aber all ihr Zureden war vergeblich, und nichts

*) Wir können bey dieser Gelegenheit nicht umhin, nachstehende Anecdote anzuführen, die von dem Haß, den beyde Religionspartheyen gegen einander hegten, ein treffendes Gemälde darstellt. Der bekannte Geschichtschreiber de Thou ist unser Gewährsmann:

Der Herzog von Anjou war nicht so sehr über den erfochtenen Sieg als über den Tod des Prinzen von Condé voll Entzücken. Er lobte und billigte Montesquiou's schändliche That, und war im ersten Taumel der Freude sogar willens, an dem nemlichen Ort, wo Condé ermordet wurde, eine Kirche erbauen zu lassen. Aber sein Hofmeister Carnavalet redete ihm diesen Vorsatz aus, indem er ihm vorstellte, daß sodann jedermann dem verbreiteten Gerüchte, als ob er den Prinzen selbst umgebracht hätte, um so eher Glauben beymessen würde. Ohngeachtet diese Vorstellung auf den jungen siegestrunkenen Feldherrn der Catholiken Eindruck machte, so dachte er doch niedrig genug, um den Befehl zu ertheilen, der Leichnam des ermordeten Prinzen sollte von der Wahlstatt aufgehoben, auf eine Eselin gelegt, und so nach Jarnac geführt werden.

nichts weiter übrig, als auf den Rückzug so gut wie möglich zu denken. Ein Theil der protestantischen Infanterie zog sich also nach Cognac und der übrige Theil des Heers nach Saint Jean d'Angely zurück, wo sich denn nach und nach eine Menge verlaufener Soldaten wieder einfanden, und beyde Brüder aus diesen Ueberbleibseln der geschlagenen Armee wieder eine neue formirten.

Hier war es auch, wo die verwittwete Königin von Navarra in dem Lager der Hugenotten einen Besuch abstattete, und den niedergeschlagenen Gemüthern neuen Muth zusprach. Sie stellte den Oberhäuptern der Protestanten ihren Sohn, den sechszehnjährigen Prinzen von Bearn, (nachmaligen Heinrich IV.) und ihren Neffen, den siebenzehnjährigen Prinzen von Condé vor. Zu gleicher Zeit bat sie den Admiral sowohl als alle übrige Generale, diese beyden Prinzen für ihre Titular-Oberhäupter zu erkennen, und sie in der großen Kunst, den Krieg zu führen, ihres Unterrichts zu würdigen. Dies Erbieten wurde dankbar angenommen, und die Namen der beyden neuen Anführer verbreiteten auch in der That bald frischen Muth und Zuversicht über die wegen des Verlusts ihres Feldherrn noch ganz verzweiflungsvolle Krieger der Hugenotten. Coligni führte die jungen Prinzen nach Saintes, wo man einige Tage ausrastete, und neue Entwürfe machte, um die fernern Fortschritte der Catholiken zu hemmen.

Vor-

werden. Condé war einer der tapfersten, klügsten und großmüthigsten Menschen seiner Zeit. Er fiel nicht sowohl wie ein Aufrührer gegen sein Vaterland, sondern als ein Vertheidiger der gekränkten Rechte der Menschheit, und verdiente daher gewiß nicht, auf eine so erniedrigende Weise noch nach seinem Tode beschimpft zu werden. Eine bessere Nachwelt hat seinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und die Verachtung, die der Sieger seinem entseelten Körper bewieß, fällt ganz auf diesen kleindenkenden Prinzen zurück.

Vornehmlich fürchtete man, daß der Herzog von Anjou die Städte Cognac und Angouleme wegnehmen würde. Auch versuchte er es in der That; da er aber zu viel Hindernisse dabey fand, so gab er sein Unternehmen wieder auf, und die Hugenotten erhielten hiedurch Muße genug, um sich erholen zu können. Coligni gieng nun mit den beyden Prinzen nach Saint Jean d'Angely, wo er die protestantische Armee musterte, und ihr den Erbprinzen von Navarra als ihren obersten Feldherrn vorstellte.

Andelot war zu Saintes zurückgeblieben. Er lag krank an einem hitzigen Fieber, welches innerhalb drey Tagen ihn im acht und vierzigsten Jahr seines Alters von der Welt rafte. Die Hugenotten beweinten den Verlust dieses geschickten Generals, und ernannten an seiner Statt den Jacob de Crussol d'Acier zum General-Obristen der Infanterie, dahingegen der Hof dem Philipp Strozzi, einem Vetter der Königin Catharina von Medicis, diesen wichtigen Posten ertheilte. Er war ein Sohn des bekannten Marschalls Strozzi, der 1558. bey der Belagerung von Thionoille getödtet wurde.

So heftig auch der Schmerz des Admirals über den Tod dieses so geliebten Bruders war, so unterließ er doch nicht, alle nur mögliche Mittel anzuwenden, um den letzten Sieg der Catholiken fruchtlos zu machen. Er vernahm, daß der Herzog von Zweybrücken mit einem starken Corps deutscher Truppen zu seiner Hülfe unterweges sey, und daß sich eine Menge geflüchteter französischer Protestanten bey diesem Hülfscorps befänden. Aber diese Truppen waren noch sehr weit entfernt; sie standen, da er die Nachricht von ihrem Anmarsch erhielt, in Lothringen, und mußten erst das ganze Königreich durchziehen, bevor sie nach Saintogne, wo die hugenottische Armee sich befand, gelangen konnten. Die Hin-

dernisse,

dernisse, die ihnen auf einem so langen Wege natürlicherweise aufstoßen mußten, waren so vielfältig, daß Coligni fast alle Hofnung aufgab, sich mit ihnen vereinigen zu können. Aber zum Glück hatten sie gute Wegweiser, und waren übrigens auch an sich stark genug, und mit allem Nothwendigen hinlänglich versehen, um sich bey jedem Angrif gehörig zu vertheidigen. Der Herzog von Zweybrücken drang durch die Franche-Comté in Bourgogne ein. Auf die Nachricht von diesem Einfall zog sich der Herzog von Anjou sogleich bis in das Innere des Königreichs, und faste bey Gien Posto, wo, wie er glaubte, der Feind nicht umhin können würde über die Loire zu gehen. Aber ein erfahrner, von dem Admiral abgeschickter Officier zeigte den Deutschen oberhalb obgedachtem Ort eine Furth. Die Armee des Herzogs von Zweybrücken setzte also ungehindert über den Fluß, und drang ohne Verzug bis an die Ufer der Vienne vor, wo es ihr denn leicht fiel, sich vollends mit dem Heer des Admirals zu vereinigen.

Auf diesem Marsch war der Herzog von Zweybrücken gestorben, und der Graf von Mansfeld, ein eben so geschickter als tapferer General, hatte nun an seiner Statt das Kommando über die deutschen Hülfsvölker übernommen. Der Herzog von Anjou versuchte zwar, seine Vereinigung mit den Hugenotten zu verhindern, aber es gelang ihm nicht. Nach einem hitzigen Gefecht, worin die Protestanten siegten, gieng die Vereinigung der beyden Armeen glücklich vor sich. Der Herzog von Anjou, zu schwach, den Alliirten ferner die Spitze zu bieten, zog sich zurück und verlegte seine Truppen in die Winterquartiere, obgleich der Feind noch immer im Felde stand.

Diese anscheinende Ruhe des Herzogs war indessen doch nichts weiter als Verstellung, um seine geheimen Operatio-

nen nicht beffer zu verlangen. Er fand noch den Garten von dem Thor bauer stehen; aber der immer unerwartete Gaft gienge seine Gewalt, die Gewalt, welche Eigenthum und Besitzen, dahingegen die Eingeweihten bei den Grossen Eleusinischen und Indischen beschränken. Der sie genossen, sie mochten sich, so oder die Gewalten darüber schwach war, so bald es den Eingeweihten oder nicht thaten, sich Gehör zu verschaffen. Der Genuss von Besitzen, in der Verwaltung, bei der Stimme in Besitzen als Glieder und zu ihnen haben wollte, besagten da Caligula, und habe, durch Besitzungen seiner Besitzungen, den Verordnungen seiner Gewalt, die seine Einverständnisse, die Willkür verschaffen, Besitzen, willig abgeschlossen. Aber Caligula sah schon darin, genug zu Besitzen, und sie

gerung von Chatellerault einzustellen, worauf er sich mit seinen Truppen bis in das Innere von Poitou zurückzog.

Der Herzog von Anjou verlegte nun seine von so vielen Strapazen äußerst abgemattete Krieger in Erfrischungsquartiere, die er in der Gegend von Chinon in Touraine ihnen anwieß. Aber diese Ruhe war von kurzer Dauer, beyde Armeen rückten bald wieder ins Feld. Bey Montcontour kam es zu einem blutigen Gefechte, worinnen anfänglich die Hugenotten, und bald darauf wieder die Catholiken zum Weichen genöthiget wurden; endlich trennte die Nacht die Streitenden von einander. Coligni war sehr geneigt, sich auf eine gute Art zurückzuziehen, um sich nicht des andern Tages in ein neues Treffen einlassen zu müssen; aber die mehresten seiner Officiere verlangten durchaus, daß man Stand halten und mit dem Feinde schlagen sollte: der Admiral sahe sich also gezwungen nachzugeben.

So bald es wieder Tag war, machten sich beyde Heere zur Schlacht fertig. Schon rückten die Hugenotten voll Muth ihrem Feinde entgegen, als plötzlich eine Meuterey unter ihren Hülfsvölkern ausbrach. Die Soldaten des Grafen von Mansfeld erklärten laut, daß sie keinen Schritt vorwärts thun würden, bevor man ihnen nicht doppelten Sold versprochen hätte. Um das Treffen nicht länger aufzuhalten, mußten die Oberhäupter der Hugenotten in alles willigen. Die Schlacht nahm also ihren Anfang.

Beyde Armeen bestanden aus eingebohrnen Franzosen, denen blos ein unsinniger Religionseifer das Schwerd gegen einander in die Hände gab, und aus deutschen Söldnern; bey dem königlichen Heer befanden sich noch außerdem einige tausend Mann Infanterie, die in Italien angeworben waren, und viertausend Schweizer, die dem Hofe gleichfals für

Sold dienten. Der Herzog von Montpensier kommandirte ein kleines abgesondertes Corps Freywilliger und fieng mit denselben zuerst das Treffen an. Ein Haufen hugenottischer Freywilliger, der ihm Tete bot, war bald in Unordnung gebracht; aber der Admiral eilte sogleich an der Spitze eines Theils seiner Cavallerie zur Unterstützung der Weichenden herbey. Er versuchte zu verschiedenenmalen die Schlachtordnung der Königlichen zu durchbrechen, aber immer vergebens. Endlich befand er sich mitten unter seinen Feinden verwundet und umringt; blos der Tapferkeit des Grafen von Mansfeld und der Deutschen hatte er es zu verdanken, daß er nicht gefangen wurde. Dieses veränderte mit einmal die Scene: die deutsche Cavallerie zwang nun die königliche zu weichen, und der Herzog von Anjou, der den seinigen mit vielem Muthe zu Hülfe kam, hätte beynahe das nemliche Schicksal gehabt, das den Admiral nur noch vor wenigen Augenblikken bedrohte. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe getödtet; zum Glück rettete ihn noch der Graf von Tende aus den Händen der Feinde und brachte ihn auf ein ander Pferd. Der Marschall von Cossé entriß ihn vollends der Gefahr.

Kurz darauf gerieth die ganze protestantische Infanterie in Unordnung, und Coligni, nachdem er vergebens alle Kräfte angestrengt hatte, um seine zerstreute Schlachtordnung wieder zu formiren, sahe sich endlich gezwungen, so gut wie er konnte, auf seinen Rückzug zu denken. Der Sieg erklärte sich also nochmals für die Catholiken, die ihrem fliehenden Feind bis Parthenay nachsetzten, wo er eiligst über den Fluß gieng, und sich dadurch ihrer fernern Verfolgung entzog. Der Verlust, den beyde Theile litten, war beträchtlich. Außer verschiedenen vornehmen Officiers büßten die Protestanten bey dieser abermaligen unglücklichen Schlacht fünftausend und fünfhundert Mann und die Königlichen ohngefähr dreytausend Mann ein.

Der

Der Herzog von Anjou schickte sogleich von der erfochtenen Wahlstatt den Herzog von Rez ab, um dem Hofe die Nachricht von seinem Siege zu hinterbringen, und der Admiral meldete seiner Seits gleichfalls den auswärtigen mit ihm verbundnen Mächten den fatalen Ausgang der Schlacht. Die verwittwete Königin von Navarra hatte kaum diese betrübte Nachricht vernommen, als sie sich nochmals ins Lager begab, theils um die Niedergeschlagenen aufs neue zu trösten, theils auch um ihren Sohn und ihren Neffen zu umarmen, die glücklicherweise, ohne den geringsten Unfall, aller Gefahr entgangen waren.

Hätte der Herzog von Anjou seinen Sieg gehörig zu nutzen verstanden, so wäre der gänzliche Untergang der protestantischen Parthey fast unvermeidlich gewesen. In ihrer ersten Bestürzung sprachen sie von nichts als vom Frieden, und Catharina von Medicis schien dabey selbst ihnen hülfliche Hand zu bieten. Aber der Admiral widersetzte sich standhaft diesem Entschluß, und sobald die seinigen sich nur einigermaßen erholt hatten, fieng der Krieg von neuem an.

Die königliche Armee belagerte und eroberte Niort durch Verrätherey. Um mehr in der Nähe zu seyn, verfügte sich der Hof dahin, so bald er nur Nachricht von der Wegnahme dieses Orts erhalten hatte. Hierauf wurde Saint Jean d'Angely belagert und innerhalb zehn bis zwölf Tagen gleichfals weggenommen. Coligni, der wegen seiner sehr geschwächten Armee eine neue Schlacht zu riskiren nicht für rathsam fand, warf in Eil noch einige Mannschaft in Rochelle, und brach hierauf mit den beyden Prinzen und dem Kern seiner Truppen aus dieser Gegend auf. Er durchzog Auvergne, Rovergue und Querci, und langte endlich glücklich bey Montauban an. Hierauf nahm er Aiguillon weg, schlug

eine

eine Brücke über die Garonne, und machte sich fertig in Languedoc einzudringen.

Montmorenci Damville, der zweyte Sohn des verstorbenen Connetable, der in dieser Provinz kommandirte, versuchte zwar mit seinen wenigen Truppen die Fortschritte der Hugenotten aufzuhalten, aber ohne Erfolg. Montluc war glücklicher: es gelang ihm, die vom Feinde über die Garonne geschlagene Brücke zu ruiniren, wodurch denn der Admiral gezwungen wurde, seinen Plan, wenigstens vor der Hand, zu verändern.

Die Hugenotten marschirten nun wieder nach Montauban, von wo sie vielfältige Streifereyen bis an die Thore von Toulouse thaten, und die Landhäuser des dortigen Adels und der Glieder des toulousischen Parlements, die eifrige Anhänger des Königs und sehr bigotte Catholiken waren, rein ausplünderten und verwüsteten. Die Königin Johanna d'Albret besaß in Languedoc und Guienne sehr ansehnliche Ländereyen; Bearn und Navarra selbst waren nicht weit von diesen Provinzen entfernt, die Hugenotten konnten also von daher, ohne viele Mühe, beträchtliche Verstärkungen an sich ziehen und auch die Eroberung von Languedoc sich sehr erleichtern. Indessen mußte doch der Admiral billig Bedenken tragen, durch zu häufiges Rekrutiren diese der protestantischen Lehre gänzlich ergebene Landschaften völlig zu erschöpfen.

Ohngeachtet aller dieser kriegerischen Vorfälle fuhren die Hugenotten doch immer in ihren Unterhandlungen mit dem Hofe fort. Der Admiral von Coligni war schon im Jahr 1568 vom Parlement öffentlich als ein Verräther, Rädelsführer der Rebellion und Verbrecher gegen den König und den Staat auf das schimpflichste verurtheilt worden. Dieser

Sen-

Sentenz zufolge sollte er aufgehenkt, seiner Güter beraubt, seiner Ehrenstellen entsetzt, und seine Kinder für unehrlich und ihres Adels verlustig erklärt werden. *) Aber dieses schimpfliche Urtheil vermochte doch den Hof nicht zu hindern, mit dem Admiral in Unterhandlungen zu treten und ihm große Vortheile zu versprechen. In jenen unseligen Zeiten war nichts gewöhnlicher, als ohne alle Grundsätze zu handeln. Treue und Glauben gehörten unter die unbekannten Dinge, und selbst das heiligste Versprechen, der feyerlichste Eidschwur, wurden gemeiniglich gebrochen und verlacht.

Die hugenottische Armee unternahm nun einen vergeblichen Versuch auf Lunel, und satzte hierauf ihren Marsch über Uzés und Nimes fort, wo sie einige Rasttage hielt. Endlich brach sie wieder auf, ließ immer die Rhone rechter Hand liegen, ohne hinüber zu gehen, ob sie sich gleich der Heiligengeistbrücke bemächtigte, und das daneben liegende Städtchen gleichfals, Pont du St. Esprit genannt, besetzte, und so langte sie endlich in Vivarais an. Da die Wege äußerst schlecht waren, so mußte man das schwere Geschütz längst der Grenze des Delphinats fortschicken. Hier fiel es, nebst der Bedeckung, die es bey sich hatte, in einen Hinterhalt der Catholiken aus der Grafschaft Avignon. Aber auf die erste Nachricht hievon eilte Coligni unverzüglich an der Spitze seiner besten Truppen herbey, und entriß nicht nur, nach einem blutigen Gefechte, dem Feinde die eben gemachte Beute, sondern schloß auch Montelimar ein. Während dessen er hier, dem Schein nach, alle Anstalten zu einer förmlichen Belagerung vorkehrte, gewann er Zeit genug, um seine Artillerie wieder über die Rhone zu schicken, und überhaupt seine Armee aus dem Lande Vivarais nach Forez zu ziehen.

Er

*) Man sehe hievon weitläuftiger den 1sten Jahrgang dieses Journals. Monat May 1783. S. 1038. u. f. f.

Er folgte ihr bald nach, und nahm ohne Schwierigkeit sein Hauptquartier zu Saint Etienne; Durfé, der Gouverneur dieser Provinz, hatte sich mit seinen wenigen Truppen, so bald er nur die Annäherung der Hugenotten vernommen, in größter Eil nach Montbrison geflüchtet.

Der Admiral war eben bereit, ins Bourbonnesische einzudringen, als er plötzlich krank wurde. Seine Krankheit nahm zusehends zu, und machte die Seinigen um sein Leben sehr besorgt. Die ganze Armee, und überhaupt alle Protestanten zitterten bey dem Gedanken, einen Mann zu verlieren, der ihnen seit dem Tode des Prinzen von Condé und des Herrn von Andelot alles in allem war. Diese Krankheit war indessen aus den vielen Ungemächlichkeiten entsprungen, die Coligni auf einem so langwierigen Marsch, da er seine Armee von Rochelle bis an die Gestade der Saone, einen Weg von mehr als zweyhundert französische Meilen queer durch die mittägliche Provinzen Frankreichs führte, hatte ausstehen müssen. Die Haupturſache an diesem beschwerlichen Marsch war vornehmlich, um dadurch die gänzliche Absonderung der fremden Hülfsvölker von seinem Heer zu verhüten, da diese beständig auf die Auszahlung des ihnen versprochenen doppelten Soldes bestanden. Coligni sowohl wie alle Hugenotten überhaupt waren von baaren Gelde gänzlich entblößt, und so blieb denn freylich kein ander Mittel übrig, als den geldgierigen Soldaten Gelegenheit zu verschaffen, sich durch das Plündern der Abteyen, Kirchen und andrer Güter der Catholiken für ihren rückständigen Sold, so gut wie sie konnten, zu entschädigen.

Endlich wurde der Admiral zur großen Freude der Protestanten wieder hergestellt und die Friedensunterhandlungen wurden nun mit neuem Eifer betrieben, obgleich man nicht unterließ den Krieg mit aller Hitze indessen fortzusetzen. So-

bald

Nach der Abreise Gregors war, wenn die kaiserliche Armee den Krieg in Tirol, wo er geführt ward, nicht mit den Augen des Feldherrn, so war sein Mitwirken und Einfluß auf Rath, Plan und Maßregeln dennoch sichtbar. Dieses war das letzte Gebiet, von der Monarchie zerrissen, bezwungen, und es ist ganz recht, daß, wie die Schanzen von verschiedenen Seiten, die Kanonenkugeln gegeben an verschiedenen, in kurz nach Caligni hin mehr als jemals Aufgeregtheit, jene Geschäftigkeit und militärischen Lärmen in verschiedensten Orten zu setzen, die Absichten meyen die Absichten Gregors, und sie haben schon ziemlich gelungen zu werden. Die ganze Zeit in noch mehrere Monate zeigt, und wenden dieser sich dem der Augenmerk wendet. Während beide immer sich einst immer in Ehrfurcht entfernen, gelingt es der Monarchie von Caligni, sich gänzlich Tirol und der Armee zu bemächtigen, während beim der Zeit, wo ich in der ersten Zeit kommt, und Caligni dem Zeugt und der Gesellschaft verschwunden wieder, wieder eingenommen bemächtigt wurde.

Indessen standen die Königin Marie und, bei der Monarchie wieder ganz gemeinsam angelegentlich, und sie gingen gar vertrau Hinein; um hier nun zu verbinden, sie in abermals der Begegnung zu den Schaden nicht verbreiten seine Feindseligkeiten thun. Der Minister sah hier Ansichten um so tiefer stehen, da er selbst in schnell zu denken, um den gänzlichen verschlungenen Verhältnissen einmal zu entgehen. Die beiden Parteyen sah sich bald die Lösung Caligni erklärt, so kam auch der Brief sich an Gregor, Er wurde im August 1807 zu St. Germain in Haft gebracht. Dem hatte der Verschlossene in seine Verwandte in große Verlegenheit gesetzt, und sein Leben konnte sich bei Ausbruch des neuen Krieges, der sich bald mehr, mit Preußen, als er so heftig gehörte.

Die größte Schwierigkeit bestand nun abermals darin, die fremden Soldaten auf eine gute Manier aus dem Lande zu schaffen. Das baare Geld war in Frankreich sehr rar geworden, und die auswärts angeworbenen Truppen wollten durchaus keinen Fuß eher von der Stelle setzen, bevor nicht der rückständige Sold bis auf den letzten Heller an sie ausgezahlt seyn würde. Endlich nach vielen sowohl mit diesen Soldaten selbst, als auch mit ihren Fürsten in Deutschland gepflogenen Unterhandlungen wurde auch dieses Hinderniß glücklich gehoben und die Gelder nach und nach ausgezahlt.

Da Ruhe und Ordnung im ganzen Königreich so ziemlich wieder hergestellt zu seyn schien, so erklärte der König nun öffentlich seine Vermählung mit der Prinzeßin Elisabeth von Oesterreich, einer Tochter Kaisers Maximilian II. Der Herzog von Anjou gieng der königlichen Braut bis auf die Gränze, und Carl IX. bis Mezieres entgegen. Die Trauung, die von dem Cardinal von Bourbon verrichtet wurde, sowohl wie die Vermählungsfeyerlichkeiten überhaupt, wurden mit einer Pracht und Verschwendung vollzogen, die dem üblen Finanzzustand des Königreichs nichts weniger als angemessen war. Auf der Rückkehr blieb der König zu Villers Corterets bis Ende Decembers. Er gab daselbst den Gesandten der auswärtigen protestantischen Höfe, die sich sehr für das Beste der französischen Hugenotten intercedirten, öfters Audienz, versprach ihnen, die Verbindungen, die er nur neulich geschlossen hätte, auf das genaueste zu erfüllen, und redete sogar, wenn nichts als eifrige Catholiken zugegen waren, hievon mit einer so aufrichtigen Miene, die natürlich jedermann täuschen mußte, daß die Hugenotten nach und nach günstiger von den Gesinnungen des Hofes zu denken anfiengen.

Indessen

Indessen war doch bey allen oben gedachten Feyerlichkeiten keine einzige protestantische Standesperson am Hofe erschienen, ob man sie gleich sämmtlich dazu eingeladen hatte. Coligni gab auf die Einladung des Königs freymüthig zur Antwort: er könne sich ohnmöglich an einem Orte für sicher halten, wo seine tödtliche Feinde, die Familie der Guisen, so viele Macht besäßen. Der König oder vielmehr die Königin Mutter mußten also, um ihren Zweck zu erreichen, ihren Plan ganz abändern. Catharina von Medicis nahm nun ihre ganze höllische Politik zur Hülfe, und während der Jahre 1571 und 1572, bis zu der gräßlichen Bartholomäusnacht, schmiedete man insgeheim die abscheulichsten Anschläge gegen die unglücklichen hintergangenen Protestanten.

Um diese armen Schlachtopfer völlig zu verblenden, trug Carl dem Prinzen Heinrich von Navarra seine Schwester, die Prinzeßin Margaretha, zur Gemahlin an; und nach Engeland wurde zu gleicher Zeit ein Gesandter geschickt, an einer Vermählung zwischen dem Herzog von Anjou und der Königin Elisabeth zu arbeiten. Aber von allen diesen hinterlistigen Anschlägen wirkte keiner besser auf den noch immer mit Recht mißtrauischen Admiral, als Carls Erklärung, dem König von Spanien den Krieg anzukündigen. Philipp II. hätte nach Carls Vorgeben ihm wegen gewisser Beleidigungen, die seinen Unterthanen von den Spaniern in Amerika erwiesen worden, die gehörige Genugthuung versagt, er wäre daher entschlossen, diesen Schimpf durch einen Einfall in die niederländischen Staaten dieses Fürsten zu rächen. Zugleich bot er dem Admiral das Kommando über die Armee an, die er dahin senden wollte, und versicherte ihm, bey der ganzen Führung dieses Krieges sich hauptsächlich von seinen Rathschlägen regieren zu lassen.

Dieser

Diese Verordnung hatte Georg Wilhelm den 16ten Sept. 1639 ertheilet. Weil aber damals der Krieg, wie noch jetzo, dauerte, so hatte sie wenig Wirkung. Es wurden Lehen in den Churlanden eben so gesucht als vorher in Pommern; und verschiedene Churfürsten gaben Lehen und Verschreibungen selbst in Pommern. Da aber mit den Churlanden einen neuen Vergleich und neue Verträge Lehen einen neuen Vergleich und neue Verträge Lehen einen neuen Vergleich und neue Verträge Lehen

Hugenotten eilten sogleich zu ihrem verwundeten Feldherrn, um ihm ihr Beyleid und ihre Bestürzung über seine unglückliche Begebenheit zu bezeigen. Einer dieser Cavaliere, der jederzeit bey dem Admiral viel gegolten hatte, rieth ihm sogar, diesen Vorfall als ein Vorspiel zu einer noch weit schrecklichern Tragödie anzusehen, und daher ja keine Zeit zu versäumen, um der ihm drohenden Gefahr zu entfliehen. Aber die verdoppelte Verstellung des Königs und der Königin Mutter, die bey dem Verwundeten Besuche abstatteten und vollkommen den Schein annahmen, als ob ihnen das Vorgefallene noch so sehr leid thäte, hielt den Admiral ab, Verdacht auf sie zu werfen, und machte ihn zugleich gegen jede Warnung taub. Die übrigen Protestanten beruhigten sich auch bald wieder, und so wurden sie denn alle vertheidigungslos und unbereitet überfallen.

Die Greuel der abscheulichen Bartholomäusnacht sind bekannt genug; indessen haben sie doch zu viel Bezug auf die letzten Augenblicke des Admirals, als daß wir sie so ganz mit Stillschweigen übergehen könnten. Der Herzog von Guise war das Haupt dieser blutigen Verschwörung; er, der sich nur vor wenigen Tagen so ernstlich mit unserm Helden versöhnt hatte. Von Fanatismus und Rachsucht durchglüht, erfüllte er eine jede Brust mit gleichen Gesinnungen, und jeder Catholik bot ihm freudig seinen Arm zur Ausführung dieses blutigen Vorhabens an.

Zwischen zwey und drey Uhr des Morgens (am 24sten August) wurde stark an Coligni's Quartier angeklopft; der Thürsteher öfnete, und sogleich drangen zehn bis zwölf gewafnete Männer ins Haus. Sie machten alles nieder, was ihnen in den Weg kam, und bahnten sich auf diese Weise freye Straße bis in das Schlafzimmer des Admirals, den sie im Hemde und Schlafrocke anträfen; denn er war gleich

vom

nen erben ferne aufgeblendt auch und dem Vatter gehorsamb. Es Vetter, einer von den Jungen bey trunckem Gemüt von Cäligni, der ist der Cäsar der Mundschenken genandt, bracht zuvil von dem Wein in der Hand und den Mundt, als: „Junger Herrlin", sagt der ehrenvolle Wein zu ihm, „du bildest dich ferne gesetzter Leuth Meinung ein, du wärest nur unter deinen Gleichig, so wirst mein leben noch nur gar wenige Jahr verführen können." — Kaum hatte er dem Wein ausgeredet, als von der Tafel das Gemurr und Gelächter sich mit jauchzen und singen Cäsar in Ohren gab. Ein andrer junge von ihnen gebohren Edelen und eine Hofschrantzigkeit durch sein Geld, und vom meisten Theil Cäsar zum Bruder hinaus in den Hof hinausgieng. Cäsar auf morgen als sein Bruder nüchtern worden, ihne gefragt, wie er meinen sich auch von Unserman, der andern Gesellig, mit den Schmeigerlein, der leidenschaftige Zeigen, ist suchen.

Der Herzog von Guisi hatt seine Leuth, so Cäsar, Cäsigni's Diener beschaffigung wurde. Er wollte den Cäsar von Gleichs mit seinen Edelmannen ab, so bestendig in der Angestalt, und sie mit einer hoffnung ausführe Ehrne mit, „Diener, Kammerer, Cämmerling, Mundschenk, Vorschneider, ich erinner dir, er ist so bösh?, — Da nicht= weiter Bedienen und Herzog von Guisi hatt den Diener von den Ort ab, und Cäsar bekrieget ihn mit Klag von der Mutter, wie die einhalsamieren leyen und erfahrt an den Cardinal von Lothringen, welcher aber an den Hofe selbst schaffen, als ein Diener Cäsar, daß sie Pferden gehen sey. Der Cardinal von Guisi wurde von den bekommen Pfeile geschossen, perfecte, darauf herumgeschrieben auch wurde in den Pfeile: ob den Diener von Cäligni Cäsar gespielt. Der Tod des Cardinal war gleichwohl der Cäsar ge ferneren Verweigerung. In Paris giebt Cäsar auf ein gehe tausend

tausend Protestanten um, und in den andern Städten Frankreichs belief sich die Anzahl der Ermordeten zwischen funfzig und sechzig tausend. Nur wenige entrannen diesem gräßlichen Blutbade. — Doch es ist Zeit, daß wir den Vorhang vor diese die menschliche Natur so sehr empörende Scene fallen lassen. —

Es bleibt immer merkwürdig, daß Coligni bey allen seinen entschiedenen großen militärischen Talenten doch einer der unglücklichsten Feldherren war, deren die Geschichte Erwehnung thut. Nachdem er sich lange genug auf das muthigste in St. Quentin vertheidiget hatte, wurde er gefangen, und kurz vorher verursachte er noch den Verlust einer Schlacht, die für sein Vaterland üble Folgen genug hatte. Vier Hauptschlachten, die während der Regierung Carl IX. geliefert wurden, giengen gleichfals verlohren. In den ersten beyden kommandirte er wenigstens einen Theil der protestantischen Armee, und in den beyden letzten hatte er gänzlich das Hauptkommando. Er hofte immer in einem neuen Kriege glücklicher zu seyn, und vielleicht wäre er es auch gewesen, wenn er länger gelebt hätte.

Nach Brantome bemächtigte man sich gleich nach der Ermordung des Admirals aller seiner Papiere und brachte sie dem Könige. Hierunter befanden sich auch seine Kriegs-Memoiren, die Carl las, bewunderte, und sorgfältig aufgehoben wissen wollte. Aber die Königin Mutter überredete diesen schwachen Prinzen bald, diese schätzbaren Schriften zu verbrennen. Indessen müssen doch nicht alle verloren gegangen seyn, oder wenigstens Copien davon existirt haben, weil der Verfasser der im vorigen Jahrhundert gedruckten Lebensbeschreibung des Admirals fest behauptet, daß er sie noch

alle gesehen hätte. Selbst heut zu Tage trift man in großen Privat-Bibliotheken zu Paris noch manches Fragment davon an.

Caspar von Coligni zeugte mit seiner Gemahlin, Charlotten von Laval, fünf Söhne, wovon aber drey in ihrer Jugend und ohne Nachkommen starben. Die beyden andern blieben am Leben und pflanzten ihr Geschlecht in zwey Linien fort, die aber auch im vorigen Jahrhundert bereits ihre Endschaft erreichten. Die älteste Linie endigte sich 1649. mit Caspar IV. Grafen von Coligni und erstem Herzog von Chatillon für Loing, der in seinem acht und dreyßigsten Jahre bey dem Angrif auf Charenton getödtet wurde, ohne Kinder zu hinterlassen. Dieser Caspar IV. war ein Urenkel des Admirals. Sein Vater Caspar III. von Coligni schwur die reformirte Religion ab und trat zur römischen Kirche über. Der zweyte Sohn des Admirals wurde 1564. geboren, und war folglich bey dem unglücklichen Tode seines Vaters nicht älter als acht Jahr; er führte den Namen eines Marquis von Andelot, und starb 1632. gleichfals als ein guter Catholik. Er hatte zwar zwey Söhne gezeugt, die ihn überlebten, aber beyde, ohne Nachkommen zu hinterlassen, starben.

Auf den abscheulichen Mord am Bartholomäustage folgte ein neuer Religionskrieg, in welchem die Hugenotten den abgeschiedenen Manen ihres ermordeten Feldherrn manches blutige Sühnopfer brachten, aber die Geschichte dieses neuen Krieges gehört nicht hieher. Nur einer Unternehmung müssen wir noch erwehnen, die genugsam von dem großen unternehmenden Genie des Admirals Beweise dargiebt. Er war der eigentliche Urheber derselben, und ob sie gleich sonst eigentlich keinen Einfluß auf seine Geschichte hat, so hoffen wir doch mit der Erzählung derselben, womit wir diesen Aufsatz

satz vollends beschließen wollen, unsern Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen.

Der Admiral von Coligni, dessen Entwürfe immer ins Große giengen, hatte schon im Jahr 1562. dem Jakob Ribaud aus Dieppe, einem tapfern und in dem Seewesen sehr erfahrnen Mann, eine kleine Eskadre übergeben, um eine Pflanzstadt in Amerika anzulegen. Dieses Unternehmen gieng glücklich von statten, und würde ansehnliche Folgen gehabt haben, wenn man nicht durch die Religionskriege, die bald darauf Frankreich zu verheeren anfiengen, diesen Gegenstand, dessen Werth wenig Leute damals kannten, wieder aus den Augen gesetzt hätte. Die Spanier machten sich den schwachen Zustand der neuerrichteten Pflanzstadt zu nutze, und tödteten die Einwohner mit all der Grausamkeit, wovon sie in der neuen Welt schon so mannigfaltige Beweise abgelegt hatten.

Dominikus Gourgues, von Pont de Marsan in Gascogne, ein eifriger Patriot, konnte nicht gelassen ansehen, daß das französische Ministerium diese schändliche That so ungerochen hingehen ließ. Er verkaufte seine Güter, rüstete Schiffe aus, erwählte sich Gefährten, die seiner würdig waren, grif die Mörder in Florida an, trieb sie mit unglaublicher Tapferkeit und Geschwindigkeit aus einem Posten nach dem andern, schlug sie überall, und ließ sie an zwey Bäume hängen, woran die Umschrift geheftet: Nicht als Spanier, sondern als Bösewichter, Straßenräuber und Mörder. Er verfuhr deswegen so, weil Melandez, als er die Gefährten des Ribaud niedermachen ließ, eine Tafel aufgerichtet hatte, des Inhalts: Nicht als Franzosen, sondern als Lutheraner hab ich sie umbringen lassen. — Als Gourgues wieder nach Frankreich kam, ward er von seinen Landsleuten mit all der Bewunderung, die er verdiente, von dem

Hofe aber, der ganz spanisch gesinnt war, sehr übel empfangen. Der König gab ihn für einen Störer der öffentlichen Ruhe aus, und verbot ihm, vor seinen Augen zu erscheinen. — Soweit der Abbé Rainal, aus dessen Schriften wir diese Anecdote entlehnt haben. —

F.

IV.

Beyträge zur Geschichte der alten Philosophie und der Philosophen.

(Fortsetzung.)

Seneca wurde Quaestor, wozu ihm eine seiner Tanten verhalf, die sich durch ein eingezogenes Leben in große Achtung gesetzt hatte. Sie war eigentlich eine intrigante Sprödе, die sehr selten ihre Einsamkeit verließ, alsdann aber bey Hofe erschien, um ihrer Familie zu dienen. Sie war fast immer gewiß ihren Zweck zu erreichen. Seneca profitirte davon gegen das Ende der Regierung des Caligula. Er würde vielleicht die vornehmsten Magistratswürden bald erhalten haben, wenn man ihn nicht im Verdacht eines vertrauten Umgangs mit einer reizenden Prinzeßin gehabt hätte, die eine Nichte des Kaisers Claudius war, und von der berüchtigten Messalina, Gemahlin dieses schwachen Kaisers, gehaßt wurde. Man hat ganze Abhandlungen geschrieben um diese Frage zu untersuchen: Ist es wahr, daß Seneca der Liebhaber der zweyten Julie war, so wie Ovid es von der ersten gewesen ist? Diejenigen, die es nicht glauben, sa-

gen

gen, daß, da Seneca von einer sehr schwachen Leibesbeschaffenheit war, und außerdem wenig körperliche Reize hatte, es gar nicht wahrscheinlich sey, daß er eine junge, lebhafte und wollüstige Prinzeßin habe verführen können; vielmehr ist zu vermuthen, daß Messalina den Seneca, der sowohl Dichter als Redner war, im Verdacht hatte, gewisse satyrische Verse auf ihre ausschweifende Lebensart gemacht zu haben, und ihn daher in dem Unglück der Prinzeßin verwickelte, deren Untergang sie durchaus beschlossen hatte. Die Feinde des Seneca, worunter man auch den Geschichtschreiber Dio Cassius zählet, antworten darauf, daß eine so entschlossene Coquette, wie Julie war, gewöhnlich unter ihrer Fahne allerhand Gattungen von Menschen wünscht, die sich durch Verdienste auszeichnen. Die unglückliche Julie starb im Exil; wir werden aber sehn, daß Agrippina, die Mutter des Nero, dem Seneca ihre Freundschaft nicht entzog, um vielleicht dadurch das Andenken ihrer Schwester zu ehren. Er wurde nach der traurigen Insel Corsica verbannt, wo er bald gezwungen würde die epicurischen Grundsätze zu verlassen und die stoischen anzunehmen. Es scheint, daß es ihm einige Zeit damit ziemlich glückte, denn wir sehen aus einigen seiner Episteln, die er während dieser Zeit schrieb, daß er sich mit Muth und Geduld betrug, und seinen Kummer durch die Mannigfaltigkeit seiner Studirungsarten zu zerstreuen suchte. Er schrieb aus dieser Insel an seine Mutter, um sie wegen seiner Entfernung und seines Unglücks zu trösten. Dieses Schreiben, das eben nicht philosophische Betrachtungen enthält, ist uns aufbehalten worden. Unter den Trostgründen, die er gegen seine Mutter anführt, sich über das Unglück ihres ältesten Sohnes zu trösten, nennt er das Glück, das die jüngern genossen, die damals ruhig in Rom lebten; er schlägt ihr dabey vor, sich mit ihrem Enkel Marcus zu unterhalten, der ein sehr munterer Knabe war.

Im dritten Jahr seines Exils verließ ihn die Geduld, er wandte alle ersinnliche Mittel an, wieder nach Rom zu kommen, er nahm selbst zu Niederträchtigkeiten seine Zuflucht, die seinen Witz und seine Philosophie entehrten. Ein Freygelaßner des Claudius, Namens Polybius, hatte seinen Bruder verlohren, er schrieb an ihm, um ihn zu trösten, oder vielmehr ihm zu schmeicheln, denn er beschließt damit, daß er um seine Protection bey dem Kaiser bittet; die hier angebrachten Lobeserhebungen des Herrn und des vormahligen Sklaven stellen ein sehr unphilosophisches Gemische dar. Da er in seinem Exil auch Trauerspiele geschrieben hatte, so machte er auch eins betitelt: Medea, in welcher er auf die unschicklichste Weise dem Claudius wegen seiner Expedition nach Engeland die abgeschmacktesten Schmeicheleyen sagt. Er fleht die unsterblichen Götter an, diesen sterblichen Gott zu erhalten. Dieser Umstand macht es sehr wahrscheinlich, daß Seneca der Philosoph, und der Trauerspieldichter Seneca, eine Person gewesen sind.

Zur Schande der Philosophie erreichte er durch dieses Betragen seinen Zweck. Er wurde wieder nach Rom berufen. Messalina lebte nicht mehr, und Agrippina theilte damals den kaiserlichen Thron mit Claudius. Sie sahe ein, daß ein Philosoph, ein schöner Geist und dabey ein so gefälliger politischer Mann, als Seneca, ihr bey ihren großen Absichten viel Dienste leisten könnte. Sie machte ihn sogleich zum Prätor, und gab ihm dadurch Gelegenheit, seine Talente und seinen großen Scharfsinn bey der Justiz-Verwaltung in Rom von neuem zu zeigen. Man kann dreist voraussetzen, daß sie ihn zu einigen Ungerechtigkeiten bey diesem Posten vermochte, er wußte sie aber so wohl zu verdecken, daß er dem ungeachtet von jedermann hochgeschätzt wurde.

Als der Ruhm des Seneca aufs höchste gestiegen war, vertraute ihm Agrippina die Erziehung ihres Sohnes Nero an, den sie mit Domitius Enobarbus, ihrem ersten Gemahl, erzeugt hatte. Sie bestimmte diesen Knaben zur Regierung, mit Hindansetzung des Britannicus, der dazu ein weit gegründeter Recht hatte, da er ein Sohn des Claudius war. Um nun den Nero des kaiserlichen Throns würdig zu machen, glaubte sie, ihm Lehrmeister von den größten Verdiensten geben zu müssen. Sie erwählte dazu Seneca und Burrhus, einen alten Krieger, der von den Soldaten sehr geliebt wurde, und so viel Muth als Rechtschaffenheit besaß. Wenn Nero nicht eine natürliche Anlage zu allen Lastern gehabt hätte, so würden die Lehren dieser beyden Männer gewiß aus ihm einen großen Kaiser gemacht haben. Vielleicht aber auch entdeckte Nero, daß Seneca selbst es nicht so sehr aufrichtig mit seiner Moral meinte; daß seine Philosophie sich nach der Politesse der Agrippina richtete; ja er mochte wohl gar aus dem Beyfall schließen, den Burrhus und Seneca dem Verbrechen seiner Mutter gaben, ihn auf den Thron zu setzen, daß die Tugend und Rechtschaffenheit nur Schimären wären. Jedermann weiß, daß Agrippina die Tage des Claudius verkürzte, um ihm nicht Zeit zu lassen, diese Verordnung zum Nachtheil des Nero zu wiederrufen. Nach seinem Tode erschienen seine Wittwe und sein Stiefsohn, der neue Kaiser, in der tiefsten Trauer. Man versetzte den Verstorbenen mit den gehörigen Ceremonien unter die Götter und errichtete ihm Tempel. Seneca verfertigte auf diese Possen eine Satyre, deren Titel, ein einziges griechisches Wort, die Bedeutung hatte: Die Verwandlung des Kaiser Claudius in einen Kürbis. Dieses lächerliche Gedicht ist noch vorhanden, hat aber zu wenig Interesse für uns, da wir mit der Privatgeschichte des damaligen kaiserlichen Hofes zu wenig bekannt sind. Nero wollte selbst öffentlich die Leichenrede seines Vorgängers halten. Er trug deshalb Seneca die Verfertigung derselben auf. Auch

dieses

dieses Werk besitzen wir, das viel Witz und gar keine Empfindungen enthält; es endigt mit einer Lobrede auf die Weisheit des Claudius, die man für die grausamste Ironie hielt. Nero, der sie anfangs sehr ernsthaft hersagte, mußte gegen das Ende selbst darüber lachen. Es war also sein Lehrer, der berühmte Stoiker, der den Stof gab einen Kaiser lächerlich zu machen, dessen größte Schwäche die Wahl seines Nachfolgers gewesen war.

Die beyden Lehrer des Nero genossen noch lange Zeit die Gunst ihres Herrn und seiner Mutter, und zogen alle nur mögliche Vortheile daraus. Seneca sammlete sich ungeheure Reichthümer, ob er gleich beständig von Verachtung derselben redete. Der größte Epicurer würde sich glücklich geschätzt haben, so wollüstig, wie er, leben zu können. Er war jedoch für seine Person mäßig, und nur für seine Freunde hielt er eine köstliche Tafel. Man schätzt seine Reichthümer nach unserm Gelde auf acht Millionen Reichsthaler.

Unser Philosoph heyrathete, da er schon alt war, zum zweyten mal, und zwar eine sehr verehrungswürdige römische Dame, die von hoher Geburt, jung, schön, klug, reich und tugendhaft war, und also alle Eigenschaften in sich vereinigte, die so oft gewünscht, allein so selten zusammen angetroffen werden. Man machte ihm wegen dieser für sein Alter so unschicklichen Verbindung Vorwürfe, er tröstete sich aber leicht in den Armen seiner reizenden Gemahlin, die ihm so getreu und ergeben war, daß sie bey seinem Tode durchaus mit ihm sterben wollte. Die völlige Ausführung dieses Vorhabens wurde zwar verhindert, dennoch versetzte sie der mißlungene Versuch in einen schmachtenden Zustand, der ihre Tage verkürzte.

Nach-

Nachdem Seneca dem Nero geholfen hatte den Thron zu besteigen, gab er ihm Lehren sich als ein weiser Regent zu betragen, wodurch er aber seinem alten Zögling bald verhaßt wurde. Vergebens eignete er ihm einen Tractat zu, über die Gnadenbezeugungen der Könige gegen ihre Unterthanen; ein Werk, wovon ich nachher reden werde, das aber unfähig war auf einen Menschen zu wirken, den die Natur und die Umstände zum Tyrannen gemacht hatten. Ueberdem lebte Agrippina noch, die alles aufgeopfert hatte, ihrem Sohn den Thron zu verschaffen, und ihn daher auch ganz regieren wollte, wobey Seneca und Burrhus blos die Diener ihres oft ungerechten Willens seyn sollten. Diese glaubten sich bisweilen widersetzen zu müssen, wodurch sie aber der Mutter eben sowohl als dem Sohn misfielen. Die Hofgunst und ihr Ansehn hörten gänzlich auf. Seneca entfernte sich größtentheils von den Geschäften, nahm abermahls zur Philosophie seine Zuflucht, und schrieb einige Bücher. Er näherte sich aber niemals dem Tyrannen, ohne ihm Vorstellungen zu thun, welche zuletzt so ernsthaft waren, daß sein Tod beschlossen wurde.

Die Veranlassung dazu gab Julia Poppea Sabina, eine römische Dame von vornehmer Geburt und mit vielen Reizen begabt, die aber eine sehr ausschweifende Lebensart geführt, und den verhaßtesten Character hatte. In diese Dame wurde Nero sterblich verliebt, so daß er sich mit ihr vermählte. Diesen Schritt tadelte Seneca, er geschah aber doch, und Poppea schwur seinen Untergang. Vergebens trug er an, dem Kaiser alle seine Wohlthaten wieder zurückzugeben und in der Einsamkeit zu leben. Man wollte durchaus seinen Tod. Der Streich sollte jedoch heimlich geschehn. Ein Sclave des Seneca wurde gewonnen, der es über sich nahm ihn zu vergiften; allein die erste Dose war ohne große Wirkung, und der Schuldige entdeckt. Seneca war vor-

sichtig und suchte neue Mittel seinem Schicksal zu entgehn. Er richtete sein Betragen auf die behutsamste Art ein, und rief alle Politik zu Hülfe. Er unterließ allen Umgang mit denjenigen, die gegen die Tyranney des Kaisers schrien. Er schrieb seine Natürliche Fragen und andre Bücher von philosophischem und litterarischem Inhalt, um zu beweisen, daß er sich nicht mehr mit den öffentlichen Vorfällen beschäftigte; alles war aber vergebens. Man entdeckte die Verschwörung des Piso, der durch die grausamsten Martern hingerichtet wurde, wobey das Blut einer großen Anzahl vornehmer Römer floß, die mit Recht oder Unrecht als seine Mitschuldigen angegeben wurden. Unter diesen war auch Seneca. Man hatte keinen andern Zeugen gegen ihn als einen Namens Natalis, der von Seiten des Piso zu ihm geschickt wurde, um sich zu beklagen, daß Seneca ihn nicht sehen wolle. Der Philosoph hatte hierauf geantwortet, daß ein Umgang zwischen ihnen gefährlich für alle beyde werden könnte. Man hatte durch die Aussage der Verschwornen ihren gehabten Willen gesehn, den Seneca selbst an die Stelle des Nero zum Kaiser zu machen. Plato hatte schon einige Jahrhundert vorher gesagt, daß ein Staat nur unter einem gekrönten Philosophen glücklich seyn könne. Dieses war der Schluß aller seiner politischen Werke. Diese Maxime gefiel dem Philosophen so wohl, daß er beständig solche im Munde führte. Man wandte sie hier auch auf Seneca an, zu einer Zeit wo die Tyranney so unerträglich war. Wenigstens war es der Scheingrund, dessen sich Nero bediente, seinen Tod zu befehlen. Der Philosoph gehorchte mit einer wahren stoischen Entschlossenheit, und zeigte sich in diesen letzten Augenblicken als ein würdiger Schüler des Zeno. Er ließ sich die Adern öfnen, und starb auf diese Weise, 72 Jahr alt.

Von seinen Briefen haben wir noch 124, die alle über Gegenstände der Moral und der Philosophie geschrieben sind.

Die

Die darin enthaltenen Maximen sind durchaus sehr gut, aber auch sehr strenge; allein was wir von dem Leben des Seneca gesagt haben, kann alle seine moralische Lehren verdächtig machen; auch findet man viel Widersprüche unter diesen Maximen. Bald ist Seneca der strengste Stoicker, bald wieder ein Epikureer. Er trägt seine Gedanken mit zu viel Witz vor, und seine Perioden sind zu gekünstelt, ob er gleich Kürze und Genauigkeit affectirt. Man kann sagen, daß ein anhaltendes Studiren der Werke dieses Philosophen eher einen schönen Geist als einen rechtschaffenen Mann zu bilden vermögend sey. Ganz anders verhält es sich aber mit der Philosophie des Cicero, die tief gedacht, an einander hängend, und in einem edlen Styl geschrieben ist.

Der Tractat von den Wohlthaten, in sieben Büchern abgetheilt, ist eins seiner vornehmsten Schriften, worin sich aber auch die oben angeführten Fehler finden. Man lieset hier eine große und glänzende Beschreibung aller Wohlthaten, die der Mensch von Gott erhalten hat. Dies ist ein Gemälde der Natur mit Witz und Kunst colorirt, aber wenig unterrichtend. Wir haben auch noch von ihm einige Trostbücher, an verschiedene Personen addressirt, an seine Mutter Helvia, an den freygelaßnen Polybius u. a. Ferner sind noch vorhanden Bücher über den Zorn und über die Gnade eines Fürsten gegen seine Unterthanen. Dieses letzte wurde 1532 von dem großen Reformator Calvin ins Französische übersetzt. Da aber dieser Gnadentractat den Nero weder sanfter noch gnädiger machte, so kann man auch sagen, daß er auf seinen Uebersetzer nicht stärker wirkte, wie Servets Hinrichtung beweißt.

Das Buch von der Vorsehung ist sehr kurz und wenig interessant; aber mehr sind es diejenigen von der Ruhe der Seele, vom glücklichen Leben und von der Muße. Hier hat er alle

seine

seine Geistesfähigkeiten angestrengt. Er thut sein Möglichstes, um ein wahrer Stoiker zu scheinen und glauben zu machen, daß er als ein Weiser über allen Hang zur Wollust, zu den Vergnügungen und zum Reichthum erhaben sey. Eigentlich aber präparirte er sich nur Hülfsquellen in seiner Seele für den Fall, wenn er genöthigt seyn würde allen Annehmlichkeiten des Lebens, ja dem Leben selbst, zu entsagen. Sein Stoicismus war also bloße Vorsicht im Nothfall, welches ihn aber nicht hinderte, bis dahin einem vernünftigen Epicurismus zu folgen, der darin besteht, die Güter und Vergnügungen des Lebens zu genießen, wenn sie sich uns darstellen, mit dem Entschluß uns zu trösten, wenn sie uns mangeln. Die Bücher: von der Kürze des Lebens und von der Standhaftigkeit des Weisen, sind von derselben Art wie die vorhergehenden.

Die natürlichen Fragen sind in sechs Bücher abgefaßt, und enthalten das ganze physicalische System des Seneca. Er erkannte Gott als die Seele der Welt; wenn er aber erklären wollte, wie diese Seele handelte, so warf er sich in ein metaphysisches Labyrinth, woraus man folgern könnte, daß er ein Materialist gewesen sey. Bald sagte er, daß sie allenthalben ausgebreitet die Welt belebte, in die kleinsten Theilchen derselben eindränge, und sich modificirte um alle Wesen hervorzubringen. An einem andern Ort behauptet er, daß man Gott nach Belieben nennen könne, das Schicksal, die Vorsehung oder die Natur, ja sogar auch die Welt; imgleichen könnte man ihn Jupiter, Apollo, Mercur, Hercules, Fortuna u. s. w. nennen. Uebrigens bestände der ihm schuldige Dienst darin, ihn zu verehren, seine Macht und Güte zu erkennen, und seine Absichten für das Wohl der Menschheit zu befördern. Das übrige in diesen natürlichen Fragen ist alte und folglich elende Physik.

Man

Man hat lange Zeit einer vorgeblichen Correspondenz zwischen Seneca und dem Apostel Paulus Glauben beygemessen, allein endlich ist die Falschheit dieser Episteln anerkannt worden, die in schlechtem Latein geschrieben, und voller gemeinen Gedanken sind. Der heilige Paulus schreibt hier wie ein Philosoph und Seneca wie ein Apostel.

Wir kommen nun zu einem andern berühmten Weltweisen, der in griechischer Sprache, aber mitten in Rom schrieb, und ungefähr ein Zeitgenosse des Seneca war. Dieses ist Epictet, der unter der Regierung des Nero gebohren wurde, und anfangs Sclave des Epaphrodites war. Dieser bekleidete den Posten eines Hauptmanns der Leibwache bey diesem grausamen Kaiser, dem er zu dienen vollkommen würdig war. Eines Tages schlug dieser Barbar mit wiederholten Schlägen seinem edelmüthigen Sclaven ein Bein entzwey. Epictet, schon damahls Philosoph, sagte ihm nichts weiter als: „Ich habe es dir vorher gesagt, daß du durch deine Schläge mir mein Bein entzwey schlagen würdest.„ Man weiß nicht genau, wenn und auf was Art er seine Freyheit erhielt; so viel ist gewiß, daß er schon ruhig in Rom philosophirte, als Domitian alle Philosophen aus Rom verbannte. Epictet, der ebenfals dieses Loos hatte, begab sich nach Nicopolis in Epirus, und lebte daselbst einige Jahre arm und ruhig, bis der Kaiser Adrian die Philosophie wieder zurück nach Rom rief. Er gieng zwar wieder dahin, lebte aber aus Geschmack und Klugheit so armselig wie in seinem Exil; er studirte sehr viel, schrieb wenig, und drängte sich nicht andre zu lehren. Sein Hauptaugenmerk war auf sein eignes exemplarisches Leben gerichtet. Arianus, sein Schüler, hat uns seine Maximen hinterlassen, in einem Buche, das den Namen Epictet führet. Die Bescheidenheit war die Tugend, die er am höchsten schätzte. Sehr verschieden von Seneca, war er ein wahrer Stoiker, der keinen Ehrgeiz und Eigennutz,

nutz, keine Wollust und Eitelkeit kannte. Indessen war nichts ausserordentliches in seiner Philosophie. Er sagte, man möchte vornehmen was man wollte, so müßte man allemal die einfachsten und leichtesten Mittel dazu anwenden; wenn man über eine Ebene und einen schönen Weg gehen könnte, müßte man nicht Berge und Sümpfe suchen. Seine ganze Lehre war in zwey griechischen Worten enthalten, welche buchstäblich übersetzt heissen: „Stütze dich und enthalte dich.„ Der Sinn davon ist, daß man die Anfälle des Lebens mit Standhaftigkeit ertragen, und sich alles desjenigen enthalten soll, was nichts zu unserm wahren Glück beyträgt.

Die Moral des Epictet wird für die reinste gehalten, und selbst die Kirchenväter haben sie der Moral Christi am ähnlichsten gehalten. Man hat jedoch diesem Philosophen vorgeworfen, daß er den Selbstmord gelehrt hätte, allein mit Unrecht, denn er räth blos an, das Leben nicht zu sehr zu lieben. Arian, sein Schüler, wurde nachher Lehrer der Philosophie beym Kaiser Marcus Aurelius; auf diese Art erhielt dieser gekrönte Weise die Lehren des Epictet aus der zweyten Hand. Die Geschichtschreiber der Philosophie sind jedoch unter sich nicht einig, ob Epictet bis zur Regierung dieses Monarchen gelebt habe.

Er war der erste, der die Welt mit einem Schauspiel verglich, wo jeder seine Rolle spiele. „Laßt uns, sagte er, die Rollen die uns anvertraut sind so gut spielen als wir nur können, wir müssen sie aber nicht austheilen.„

„Wenn du ein Gefäß oder sonst ein Ding von zerbrechlicher Materie berührst, so mußt du erwarten, daß es leicht zerbrochen werden könne; eben so mußt du dich erinnern, daß deine Glücksumstände, deine Gesundheit, ja selbst dein Leben,

von

von unzähligen Zufällen abhängen, und auf alles vorbereitet seyn, was dir nur unangenehmes widerfahren kann. „

„Es sind nicht die Dinge und die Zufälle die die Menschen quälen, sondern die Meynung, die sie damit verbinden. „

Ein Mensch beklagte sich gegen Epictet, daß er Ungerechtigkeiten erdulden müßte, die nur ihm allein widerführen. „Das ist mir lieb, antwortete der Philosoph, ich will lieber glauben, daß nur ein Mensch in der Welt Ungerechtigkeiten leidet, als hören, daß man gegen einen ganzen Theil des Menschengeschlechts ungerecht sey, und nur einem einzigen Gerechtigkeit wiederfahren lasse. „

Er pflegte zu der kleinen Zahl seiner Schüler oft zu sagen: „Lacht wenig und schwört nie. „ Besonders prägte er ihnen folgende vortrefliche Maximen ein:

Rühmt euch nicht Philosophen zu seyn, allein befolget nach Möglichkeit die weisen Lehren der Philosophie. „

„Zu wissen der Nothwendigkeit nachzugeben, ist eben so viel, als in den Rath der Götter aufgenommen worden zu seyn. „

Derjenige Weltweise, von dem ich jetzo reden werde, ist uns nur durch das Werk eines andern griechischen Philosophen bekannt, der Philostrates hieß, und unter Septimius Severus lebte. Er schrieb in griechischer Sprache das Leben des Apollonius von Thyane, der 120 Jahre vor ihm gestorben war. Er verfertigte ausserdem ein großes Werk in vier Bücher abgetheilt, unter dem Titel: Philosophische Gemälde,

mälde, die aber bey weitem nicht den Werth haben, wie das onderbare Leben des Apollonius.

Apollonius ward zu Thyane in Cappadocien, ungefähr um eben die Zeit wie Christus gebohren. Er studirte zu Tharsis in Cilicien die Philosophie des Pythagoras. Da er die sonderbaren Lehrsätze dieser Secte aufs strengste befolgte, so verschafte er sich einen großen Ruf. Er rühmte sich öffentlich der Gabe der Weissagung, und daß er Wunder thun könnte. Sein Leben scheint in der Absicht geschrieben zu seyn, seinen ausserordentlichen Ruhm noch zu erhöhn; man findet aber darin so viel Widersprüche und läppische Dinge, daß man nicht anders schließen kann, als daß Apollonius entweder ein Narr oder ein Charlatan gewesen ist. Der Kirchenvater Eusebius behauptet, daß Philostrates sich durch das sonderbare Gemälde seines Helden, und der dazu gehörigen Fabeln, habe belustigen wollen. Seine Moral war gut, aber sehr strenge, seine Reden hingegen oft ausschweifend. Er reiste zuerst nach Egypten, woselbst er sich in den Geheimnissen der großen Göttin Isis einweihen ließ; von da gieng er nach Indien und besuchte die Brachmannen, endlich nach Persien, wo er die Lehre der Magen, Schüler des großen Zoroasters, studirte. Nachdem er von seinen Reisen zurückgekommen war, sagte er öffentlich, daß er nicht mehr wie die andern Philosophen die Weisheit suche, sondern daß er sie gefunden habe, und es daher Zeit sey sie zu lehren. Er pflegte zu sagen, der wahre Weise, so wie er, müßte als Gesetzgeber anerkannt werden, keine Gesetze empfangen, sondern nur deren geben. Er begab sich nach Ephesus, wo man damals sehr ausschweifend lebte. In dieser Stadt predigte er mit so viel Kühnheit und Beredsamkeit, daß er die Einwohner bekehrte, und sie zur Weisheit und zu strengen Sitten überredete. Wenn dieses Factum richtig ist, wie es das Ansehen hat, so hat er gewiß ein Wunder gethan, das manche andre aufwiegt.

Seine

Seine Reden hatten dieselbe Wirkung zu Athen. Der Hyerophant, oder Oberpriester der Eleusinischen Geheimnisse, schlug es ab, ihn in den Mysterien seiner Göttin einzuweihen, allein Apollonius zeigte bald den Athenienſern, daß er mehr als ihr Priester wußte, und machte sie mit allen Lehrsätzen und Ceremonien dieser Religion bekannt.

Nachdem er Griechenland durchreist hatte, gieng er nach Rom. Sein ausserordentlicher Ruf verursachte, daß man ihm viel Fragen vorlegte; seine Antworten waren so gelehrt und scharfsinnig, daß man ihm erlaubte in Rom zu bleiben, und die Tempel der Götter zu besuchen. Dennoch mußte er die Stadt, mit allen andern Philosophen, auf Befehl des Nero verlassen. Er gieng darauf nach Spanien, und von da abermals nach Egypten. In diesem Lande war es, wo er einen Besuch vom Kaiser Vespasian erhielt, dem er mit viel Stolz begegnete; allein der Monarch wurde durch diese philosophische Eitelkeit nicht beleidigt, sondern frug ihn um seine Meynung über sehr wichtige Dinge, und man versichert, daß er ihm gute Rathschläge ertheilte. Zwey dem Kaiser sehr ergebne Philosophen wollten ihn überreden, die Regierung niederzulegen; Apollonius aber war dawider, und glaubte, daß es besser sey, die Römer auf eine kluge Art zu regieren, als ihnen eine Freyheit wieder zu geben, die sie unfehlbar mißbrauchen würden.

In Griechenland hatte er auch eine Unterredung mit Titus, Sohn des Vespasians, der auch von ihm guten Rath erhielt. Er frug ihn unter andern, was er wohl mit den Einwohnern einer rebellischen Stadt seines Reichs thun würde? Titus antwortete: sie alle umbringen lassen. Apollonius versetzte aber, daß man nicht so mit dem Leben der Menschen spielen, sondern sich mehr als einmal bedenken müßte, ehe man es ihnen raube. Diese Antwort, die heut zu Tage für

sehr

sehr gemein gehalten werden würde, schien in einem grausamen Zeitalter bewundrungswürdig zu seyn.

Da Domitian sich des Reichs bemächtigt hatte, widerrieth man dem Apollonius nach Rom zu gehn, weil er in Verhaft genommen werden würde. Er antwortete aber, daß er nichts fürchte und sich aus allen Gefährlichkeiten herauszuziehn wisse. Dieses that er auch. Der Kaiser frug ihn, ob es wahr sey, daß er sich für einen Gott hielte? Er antwortete kühn, daß gerechte Menschen den Göttern gleich wären. Man warf ihn darauf ins Gefängniß, und legte ihm Eisen an; er versicherte aber seinem vertrauten Damis, daß er frey seyn würde, sobald es ihm beliebte. Sein Geschichtschreiber meldet auch, daß er am Tage seiner Hinrichtung verschwand, und 50 Stadien von Rom, in der Stadt Puzzolk, gesehn wurde. Einige Zeit nachher war er zu Ephesus und philosophirte mitten auf dem Markte, als er auf einmal ausrief: „Haut nieder, haut nieder den Tyrannen!„ Dieses geschah, wie man vorgiebt, denselben Augenblick, da Domitian durch die Verschwornen ermordet wurde.

Nerva, der ihm in der Regierung folgte, war ein Freund des Apollonius, und schrieb ihm daher sogleich, daß er nach Rom kommen, und ihn mit seinen Rathschlägen unterstützen möchte. Der Philosoph antwortete aber, daß sie sich einander bald an einem Orte sehn würden, wo keiner von beyden herrschen, auch keiner über sie herrschen würde. Dieses war so viel, als dem neuen Kaiser sowohl als sich selbst einen baldigen Tod prophezeyen. Er erfolgte auch in der That. Beyde starben bald nachher, oder vielmehr nach dem Bericht seiner Freunde verschwand Apollonius von der Erde. Man streute sogar das Gerücht aus, daß er sich in den Himmel erhoben hätte, um ihm eine größere Aehnlichkeit mit Christo zu geben. Die Kirchenväter behaupten, daß die

Feinde

Feinde der christlichen Religion, als Celsus und Hierocles, diese Parallele deswegen gemacht hätten, um Christum herabzusetzen. Die Menge von Wundern, die Philostrat in dem Leben des Apollonius anführt, wurden von seinen Anhängern nicht der Magie, sondern einer göttlichen Eingebung zugeschrieben, vermittelst welcher er das Zukünftige vorhersagte.

Ich will hier einige dieser vorgeblichen Wunder anführen: Apollonius behauptete, daß er die Sprache der Thiere vollkommen verstände, vorzüglich aber die Sprache der Vögel, und daß er diese Kenntniß bey den Gymnosophisten in Indien erlangt habe, die ihm gerathen hätten, die Leber gewisser Drachen zu essen. Von diesem Talent gab er viele Proben, und entdeckte unzählige Dinge, die man sonst nicht hätte erfahren können.

Die Pest verwüstete Ephesus, man nahm seine Zuflucht zum Apollonius, um ihr ein Ende zu machen. Der Philosoph begab sich nach der Stadt, und ward in einer Ecke des Marktplatzes einen ganz abgelebten und zerlumpten Greis gewahr, der mit großem Geschrey Allmosen begehrte; er befahl sogleich den Einwohnern sich mit Steinen zu versehn, und deren soviel auf diesen Elenden zu werfen, bis sich über seinen Körper ein Steinberg erhübe. Die Epheser fanden diesen Befehl ziemlich barbarisch und gehorchten mit vielem Widerwillen; kaum aber war die Execution geschehn, als die Pest aufhörte. Apollonius belehrte sie darauf, daß es die Pest in eigner Person gewesen wäre, die sie gesteinigt hätten.

Da er in Griechenland reisete, und die Landenge von Corinth paßirte, rief er auf eine orakelmäßige Art in Gegenwart vieler Einwohner des Landes aus: „Bald wird diese Erdzunge abgeschnitten und auch nicht abgeschnitten werden!„ Man verstand damals nicht den Sinn dieser Worte; da

aber Nero bald nachher es unternahm, aus dieser Halbinsel eine völlige Insel zu machen, und große Arbeiten deshalb anfangen ließ, endlich aber doch die Sache aufgeben mußte, so wurde das Räthsel aufgelöst.

Er gab ein ander Orakel in eben so dunkeln Ausdrücken, da er in Rom war, und eben in den Pallast des Nero hereintreten wollte. Er stand stille und rief auf einmal aus: „Eine große Begebenheit ist auf dem Punct sich zu ereignen, und wird sich nicht ereignen!„ In der That entstand auch gleich nachher ein Donnerwetter; der Blitz traf die Tafel, an welcher Nero speiste, und zerschlug den Becher, den er eben zum Munde führen wollte, allein ohne den Kaiser selbst zu berühren.

Er weckte ein Mädchen vom Tode auf, da man sie zur Erde bestatten wollte. Um dieses Wunder zu bewirken, näherte er sich blos dem Sarge und sagte dem Leichnam einige Worte ins Ohr; sogleich richtete sich das Mädchen auf und gieng höchst vergnügt zu ihren Eltern nach Hause. Diese wollten dem Philosophen große Geschenke machen, er schlug sie aber aus, und befahl, sie der Auferstandenen als eine Vermehrung ihres Brautschatzes zu geben. Die Erklärung dieses Wunders ist folgende: Das Mädchen liebte einen jungen Menschen, den man ihr nicht zum Manne geben wollte. Wahrscheinlich stellte sie sich daher todt, und der Philosoph leistete ihr den Dienst, sie nicht allein zu rechter Zeit zu erwekken, sondern ihr auch ihren Geliebten zu verschaffen.

Apollonius that einige Wunder in Gegenwart des Vespasians, und man giebt vor, daß er diesen Kaiser selbst die Kunst lehrte, Wunder zu thun, daß er auch wirklich die ihm gegebene Lehren ausübte und einen Blinden sehend machte.

Diese

Diese Proben mögen genug seyn, um von diesen sogenannten Wundern einen Begrif zu geben. Wer mehr davon zu wissen wünscht, darf nur das Werk des Philostrats lesen, das aus 600 bis 700 Seiten besteht, und sehr sonderbare Dinge enthält. Man findet darin viel Merkwürdiges von dem, was Apollonius auf seinen Reisen sah, in Indien, Egypten, Persien und Aethiopien.

Vom Apollonius selbst sind uns keine Bücher übrig geblieben; man versichert aber, daß er eins geschrieben habe unter dem Titel: Die Kunst Träume auszulegen; ferner ein Leben des Pythagoras, wovon ein Theil in dem Werk des Philostrats enthalten ist.

Die Fortsetzung folgt.

V.

Nachricht von der Herzoglich-Marianni-schen Landakademie in München.

Als im Jahre 1778. das churfürstliche Cadetencorps in München aufgehoben wurde, übernahm die großmüthige verwittwete Herzogin Maria Anna Charlotta den Unterhalt und die Erziehung der darin gestandenen jungen Leute, mit churfürstlicher Bewilligung, auf Höchstdero eigene Kosten, schuf nach und nach dieses ehemalige Militärinstitut in eine Landakademie, das ist, in ein Civil-Erziehungshaus um, und gab demselben im Jahr 1783. folgende Einrichtung.

§. 1.

Unterricht in den Wissenschaften.

Das zu dem Eintritte in diese Akademie erforderliche Alter sind 14 Jahre. Nur Fähigkeit und Reife des Verstandes, Fleiß und Eifer der Subjecte können zuweilen den Mangel des Alters ersetzen. Die Eleven sind in zwo Klassen getheilt, in die philosophische und in die der Humanisten. Der Curs einer jeden Klasse dauert drey volle Jahre.

In der Klasse der Humanisten lehret man Christenthum, biblische Geschichte, Schönschreibkunst, deutsche, lateinische und französische Sprache, Erdbeschreibung im Detail, Anfangsgründe der Geschichte, Rechenkunst, die ersten Grundsätze der Geometrie und Algebra. Diese Klasse ist eigentlich ein Curs der schönen Wissenschaften. Nebst dem grammatikalischen Studium obgemeldeter Sprachen lernen die Eleven auch die ächte Schreibart sowohl in Briefen, als in historischen, poetischen und rhetorischen Aufsätzen. Man sucht ihnen vielmehr eine richtige Theorie der schönen Künste und Wissenschaften beyzubringen, und durch gute Muster ihren Geschmack zu bilden, als mit Verlust der Zeit Reimschmiede oder künstliche Schwätzer aus ihnen zu machen. Die übrigen Gegenstände, z. B. die Geschichte, Geographie, Mathematik führen sie unvermerkt zu dem Heiligthume der Philosophie. Die Mathematik insbesondere ist ganz dazu gemacht, um in einem Alter denken zu lernen, wo man abgezogene Regeln zu verdauen noch nicht im Stande ist.

In der philosophischen Klasse werden practische Philosophie, allgemeine räsonnirte Geschichte, Experimentalphysik, Naturgeschichte, Chemie, reine und angewandte Mathematik und Kammeralwissenschaft gelehret. Es würde überflüßig

flüßig seyn, über die Analogie und den Zusammenhang, oder über die Wichtigkeit und den allgemein anerkannten Nutzen dieser Wissenschaften vieles zu sagen. Die allgemeine practische Philosophie, das Recht der Natur, die Moral und die Klugheitslehre zeigen den jungen Leuten die große, nothwendige Kunst, Menschen zu kennen, und in allen Vorfällen des Lebens verhältnißmäßig, das ist, weise, tugendhaft, klug zu handeln. Als eine Vorbereitung zu dieser Wissenschaft wird eine geläuterte Logik und Metaphysik vorausgeschickt, worin die Jugend nicht durch dialectische Schulfragen in die Irre geführt, sondern ihr Verstand aufgeklärt, ihre Beurtheilungskraft geschärft, ihr Kopf und Herz vor zween gleich schädlichen Seuchen, dem Aberglauben und Unglauben, bewahret werden. — Wenn uns die Moral den Menschen zeigt wie er seyn soll, so malt ihn uns die Geschichte, wie er allzeit gewesen ist, ein seltsames Gemisch von Größe und Schwachheit, und fast ohne Unterlaß ein Spiel seiner Leidenschaften, so wie jener seiner Mitmenschen. Auf solche Art bieten sich diese zwo Wissenschaften die Hand, und leisten sich schwesterlich einen wechselseitigen Beystand. — In der Experimentalphysik ist man bemühet, die Schüler auf alle Begebenheiten der Natur aufmerksam zu machen, und versäumt, doch ohne Hypothesensucht, keine Gelegenheit, sie von den Wirkungen auf die Ursachen schließen zu lassen. Uebrigens wird sie durch die Naturgeschichte, Chemie, Mathematik unterstützt, weil sie ohne diese Wissenschaften ganz gewiß in die Alfanzereyen des mittlern Zeitalters zurücksinken würde. — Die Mathematik wird nach allen ihren Theilen, sowohl die reine als angewandte, gelehrt. Der Zeichnungsmeister kommt dem jungen Mathematiker zu Hülfe, und unterrichtet ihn in Aufhebung aller Arten von Planen. — Man kennt die innigste Verbindung der Kammeralwissenschaft mit der angewandten Mathematik. Sie begreift in sich Polizey, Commerz und Finanzen. Da die Absicht der gnädigsten Stifte-

rin eigentlich auf den Civilstand abzwecket: so müssen diese einen wesentlichen Theil des Studiums in der Akademie ausmachen.

Endlich erhalten die Eleven auch Unterricht im Zeichnen, in der Tonkunst, im Fechten und Tanzen. Sie dürfen auch die Reitschule besuchen, wenn die Eltern diesen Aufwand besonders machen wollen.

Alle Professoren beeifern sich, den Zweck der erhabenen Fürstin zu erfüllen, das ist, gute Menschen, vernünftige Christen, und warme Patrioten zu bilden.

§. 2.

Von der innern Verfassung der Akademie in Rücksicht auf die Sitten.

Die Aufsicht über die Sitten der Eleven ist ihren Obern heilige Pflicht. Ihre Aufmerksamkeit erstrecket sich auf alles, was die äußerliche und innerliche Vervollkommnung, Fleiß, Gelehrigkeit, Wohlstand, gute Ordnung, Gesundheit eines jeden Individuums angeht. Selbst bey Tische und in den Erholungsstunden ermangelt man nicht, durch lehrreiche und angenehme Gespräche den Verstand der Zöglinge zur Weisheit, und ihren Willen zur Tugend zu stimmen. Gleich entfernt von Ausgelassenheit und knechtischem Zwange, werden sie binnen den Grenzen des Anstands und ihrer Pflichten erhalten. Die Domestiquen sind eben dieser Aufsicht untergeordnet. Alle ihre Verrichtungen geschehen auf das pünktlichste unter den Augen der Obern. Die Zimmer sind reinlich, das Tischgeräth ohne Mangel, die Speisen gut zubereitet; allenthalben wird über Ordnung, Sauberkeit und Genauigkeit gehalten.

§. 3.

§. 3.

Von der Oekonomie, in Rücksicht auf die Pensionärs.

Der jährliche Unterhalt eines Pensionärs kostet, jedoch ohne Kleidung, 216 Gulden. Die Bezahlung geschieht alle Vierteljahre mit 54 Fl. postfrey. Ein jeder Pensionär muß bey seinem Eintritte, nebst den vorgeschriebenen Büchern, zwo vollständige Uniformen und die übrige nöthige Equipirung mitbringen. — Der kranke Pensionär wird so, wie der Eleve, in einem besondern Zimmer von einem Medicus und einem Wundarzte bedient, welche von der Akademie eigends besoldet sind.

§. 4.

Namen der dieser Akademie vorgesetzten Obern und Professoren.

Director, Herr Oberst Chevalier d'Anfillon.

Vicedirector, Herr Georg Grünberger, zugleich Professor der reinen und angewandten Mathematik, und der Kammeralwissenschaft: Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Professor der Vernunftlehre, Metaphysik und practischen Philosophie, Herr Andreas Zaupser, Hofkriegsraths-Sekretär, und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Mitglied.

Professor der allgemeinen Geschichte für die philosophische Klasse, Herr Abbe Cosandey, lehrt zugleich die Geographie und die französische Sprache in beyden Klassen.

Professor der Naturgeschichte und Chemie, Herr Ferdinand Maria Baader, Büchercensur- und Medicinalrath, dann der Bayerischen Akademie der Wissenschaften philosophischer Klasse Director.

Professor der Physik, Herr Matthias Flurl, lehrt zugleich die deutsche und lateinische Sprache in beyden Klassen, und die Geschichte in der niedern Klasse.

Professor der reinen Mathematik, des Christenthums und der biblischen Geschichte, Herr Abbe Renner: giebt auch Unterricht in der lateinischen Sprache.

Die Herrn Cosandey, Flurl und Renner sind zugleich beständige Aufseher über die Sitten.

VI.

Merkantilisch-Litterarischer Brandbrief.

Dieser nach dem Original wörtlich abgedruckte Brief des Buchhändlers Gerold aus Wien verdient in mehr als einer Rücksicht die Aufmerksamkeit des Publikums. Der Edle von Tratner hatte schon vor einigen Jahren ähnliche Briefe an die vornehmsten Buchhändler von Deutschland geschickt, und der Nichtedle Gerold folgt nun diesem Beyspiel. Alles Klagen über den Nachdruck ist vergebens, da einige Regierungen des Heil. Röm. Reichs aus höchst übel verstandenen und entehrenden Finanz-Grundsätzen diesen Raub nicht allein dulden, sondern sogar beschützen; nach der löblichen Maxime des alten Faustrechts: Was einträglich ist, ist auch recht. Ganz unerhört aber in einem aufgeklärten Lande ist die Unverschämtheit, durch solche Brandbriefe das Eigenthums-Recht zu verspotten, und unter dem erschlichenen Schutz einer weisen Regierung die Handgriffe der Seeräuber auszuüben. Denn der Inhalt des folgenden Briefs ist eigentlich dieser: Gieb mir dein Eigenthum auf meine eignen Bedingungen, wo nicht, so raube ich es Dir. Und dieses wird aus Wien im Febr. 1784. geschrieben, zu einer Zeit, wo die Abschaffung von Mißbräuchen aller Arten und

unzäh-

unzählige vortrefliche Gesetze die Bewunderung der Welt erregen? Unmöglich hat Joseph Campens an ihn geschriebenen Brief gelesen, denn das darin angeführte war zu einleuchtend, um ohne Wirkung zu bleiben. Lebte Gerold in Engeland, so hätte er für seinen Brandbrief einen Kriminal-Prozeß zu erwarten und die Pilori würde sein Loos seyn; denn seine Drohung greift das in dieser Insel so geheiligte Eigenthumsrecht an, und ist nach den englischen Gesetzen eine wahre Felonie.

D. H.

Wien,

Wien, den 1sten May 1784.

Herrn Dycks Wittib
berühmten Buchhändler
in
Leipzig.

Hochzuehrender Herr!

Da ich die Ehre habe mit E. E. seit einigen Jahren in Correspondenz und Verkehr zu stehen, so finde ich nothwendig, Sie mit meinen dermaligen Gesinnungen bekannt zu machen, die mich entweder enger mit E. E. anschließen, oder unsere Verbindung, (welches ich nicht wünschte) aufheben sollen.

Ich schließe Ihnen ein Verzeichniß von meinen schon besitzenden Verlag bey. Sie werden Artikel darinnen finden, welche Sie nutzen können, und mich im Stande setzen, mit Ihnen zu tauschen, es wird mir ein unschätzbares Vergnügen seyn, von Ihnen ansehnliche Bestellungen daraus zu erhalten, um dagegen von Ihrem Verlag eben so viel, was für hiesige Gegenden tauglich, ausbitten zu können, und wenn wir auf diese Weise freundschaftlich uns die Hände bieten, werden wir einander ungemein und dauerhaft nützlich seyn können. *)

Vor

*) Nur erst bezahlt was man schuldig ist! hernach können der Hr. Trattner und Gerold sagen, daß sie mit keinen Büchern mehr handeln wollen, die sie nicht gegen ihren Verlag vertauschen können; dawider wird Niemand etwas einzuwenden haben. Es steht ganz bey ihnen, ob und mit was sie handeln wollen. Aber der ehrliche Mann bezahlt was er sich verschrieben hat. Und nur ein Dieb oder Einwohner von Bedlam droht Jemanden zu schaden, der nicht auf die Art mit ihm in Handel treten will, wie es ihm beliebig ist.

Anmerk. eines Buchhändlers.

Vor allen muß ich E. E. erinnern, sich nicht etwa nach der Gewohnheit einiger Buchhändler (welche die in Ober-Deutschland für ihre Krämer ansehen wollen) beygehen zu lassen, wenn sie einige gute Verlagsartikel besitzen, dafür baar Geld zu verlangen, denn die dermalige Verfassung auf der Buchhandlung läst es nicht zu, und überhaupt erfordern die Grundsätze des Commerzes, die E. E. eben so gut, wie ich, kennen, und denen Sie so getreu gefolget sind. Sie suchten fremdes Geld in dem Umlauf ihres Landes zu bringen, ich suche unser Geld in dem Umlauf unserer weiten Staaten zu erhalten.

Wenn E. E. der Billigkeit Gehör geben, so werden Sie meinen Entschluß nicht nur billigen, sondern durch Ihre Freundschaft unterstützen. Sollten aber E. E. diese freundschaftlichen Anerbietungen nicht annehmen, so müssen Sie es sich selbst zuschreiben, wenn Sie manchen Ihrer besten Verlagsbücher in meinen Pressen gedruckt und in allen Handlungen der K. K. Staaten verbreitet finden werden. *)

Zugleich habe ich auch durch gegenwärtiges Schreiben E. E. berichten wollen, was maaßen ich weder gegenwärtig noch künftighin gesonnen bin die Leipziger Messen zu besuchen; **) sondern ich werde meine Negozen ununterbrochen

(wenn

*) Hat wohl je ein Dubliner Buchhändler einem Londner auf die Art gedroht? Nur in Wien giebt es zwey Menschen, die so etwas zu schreiben wagen.

Anmerk. eines Buchhändlers.

**) Man kömmt zur Messe, um seinen Verlag besser zu verschreiben. Da Deutschland keine Städte hat, für die eine nur einigermaßen beträchtliche Anzahl könnte gemacht werden, so ist ein solches Zusammenkommen der Buchhändler nothwendig. Wer keine gute Waare zur Messe zu bringen hat, bleibt am besten davon weg.

Anmerk. eines Buchhändlers.

(wenn es E. E. anders belieben) von Haus aus fortführen, und alle Bestellungen von Messe zu Messe mit aller Richtigkeit an Herrn Haug, als meinen Commissionaire, zusenden; was ich von E. E. verlangen werde, ersuche eben diesen Herren für meine Rechnung zuzustellen, weilen ich in kurzer Zeit genugsam erfahren habe, daß die Buchhandlungsmessen Niemand zu einem Vortheil gereichen, als nur blos einzig und allein denen Herren Leipzigern. *) Da es doch eine unumschränkte Wahrheit ist, daß kein Commerze in der Welt bestehen und von einer langen Dauer seyn könne, wenn nicht beyde Theile daraus Nutzen ziehen. Bey den Meßfrequentirungen aber fällt der Nutzen nur einem Theile zu, wie Sie aus nachstehenden Punkten klar ersehen werden, als:

1stens, bin ich und ein jeder, der die Leipziger Messe frequentirt, gezwungen, alldorten ein Lager zu halten.

2tens, zu Haltung eines Lagers ist es nöthig ein Gewölbe zu miethen.

3tens, alle Jahr, wenigstens einmal zur Jubilate, die Messe zu besuchen, in mindesten Fall aber, einen Commissionaire dorten aufzustellen.

4tens, man muß alle seine Güter dahin Franko liefern, und auch für alles dasjenige, was man eintauscht oder auf Netto an sich bringet, die Frachten und Mauthen abermals ganz allein bestreiten, welches ein durchgehend ungleiches Negoze verursachet, wodurch die Herrn Leipziger an und vor sich am meisten, und die an dortiger Gegend herumliegenden Herrn Buchhändler auch etwas profitiren, alle übrige weit entfernte verlieren müssen.

Obige

*) Ein Beweiß, daß Hr. Gerold schlechten Verlag hat. Orell und Geßner, Nicolai, Voß und Gräffer werden nicht in diese Klage einstimmen.

Anmerk. eines Buchhändlers.

Obige vier Punkte haben mich bewogen, mein allhortiges Lager zurückzuziehen, und meine Messen sollen von Haus aus gehalten werden, so wie es in ganz Frankreich, England, Holland und Italien gewöhnlich ist. Es wäre noch vieles von den Leipziger Buchhandlungsmessen zu erinnern, will es aber, um nicht weitläuftig zu werden, indessen mit Stillschweigen übergehen, und nichts weiter mehr erinnern, als daß man durch die Meßbesuchung in die Nothwendigkeit versetzt wird, sich einen Vorrath von Büchern auf Jahr und Tag anzuschaffen, wodurch man so viel Zeug erhält, daß man am Ende des Jahrs nicht den zehnten Theil davon abzusetzen im Stande ist.

Uebrigens wenn E. E. alle obige Umstände, so ich Ihnen gemeldet habe, mit kaltem Blute und mit Commerzialgeist betrachten; so glaube ich, daß Sie ziemlich meiner Meynung beypflichten werden, weil dieses lauter überzeugende Beweise sind, die Niemand mit Wahrheit widersprechen kann. Meinem Beyspiele, welches meines Erachtens sehr einleuchtend ist, sind schon einige, und werden künftighin mehrere nachfolgen.

Dieses ists, was ich E. E. zu unsern beyderseitigen weiteren Benehmen in Freundschaft zu erinnern nothwendig befunden habe. Sind E. E. gegenwärtige Vorschläge gefällig und angenehm: so erwarte ich Dero Entschließung, der ich mittels mit vieler Hochachtung verharre

E. E. D. W. D.

Joseph Gerold.

VII.

VII.

An das Publikum.

Mit diesem Stück ist der zweyte Jahrgang dieser periodischen Schrift geendigt. Die große Verbreitung derselben macht es für die Verfasser zur Pflicht, ihre Bemühungen zu verdoppeln, um diesen Beyfall nicht zu verlieren. Verschiedene sehr interessante Aufsätze, die man durch Bemühung und Zufall erlangt, sind dazu sorgfältig gesammlet worden.

Auch können wir dem Publiko die Nachricht ertheilen, daß Herr Meißner, dieser Lieblingsschriftsteller Deutschlands, von dem dritten Jahrgange an ein ordentlicher Mitarbeiter dieses Werks seyn wird, und da die verehrungswürdigsten Männer die Fortsetzung des Reise-Tagebuchs gewünscht haben, so wird auch dies Verlangen befriedigt werden.

So sehr man sich auch bemüht hat, die Stücke immer genau mit jedem Monat erscheinen zu lassen, so ist dieses

doch

doch verschiedener Hindernisse wegen nicht allemal möglich gewesen. Indessen, da dieses Journal keine Nouvelles du jour enthält, so verliert der Leser nichts dabey, wenn er ein mit dem Junius bezeichnetes Stück erst im Julius erhält. Denn da der Zweck dieses Werks ist zu belehren und zu vergnügen, so ist nicht einzusehen, welchen Zusammenhang dieses Geschäft mit den Monaten habe. Da jedoch die Ordnung bey einer periodischen Schrift sehr empfehlungswerth ist; so wird man solche nach äußerster Möglichkeit zu beobachten suchen.

D. H.

Vollständiges
und
abgetheiltes Register
des
zweyten Jahrgangs.

I. Historisch-Litterarische Abhandlungen.

1. Ueber die Götter der Phönicier. I. 1783. S. 30.
2. Skizze einer Geschichte der französischen Litteratur im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert. II. 1783. S. 81.
3. Fortsetzung. — — III. 1783. S. 185.
4. Fortsetzung. — — V. 1783. S. 402.
5. Beschluß — — VI. 1783. S. 545.
6. Zur Geschichte der Schiffahrt. II. 1783. S. 153.
7. Ueber Rousseaus Character und Schriften. IV. 1783. S. 331.
8. Ueber die Feinheit des Geschmacks und der Leidenschaften. Von David Hume aus dem Englischen übersetzt. I. 1784. S. 626.
9. Zur Geschichte der Physik der Alten. I. 1784. S. 638.

10. Ueber die Kriegsverfassung der Franzosen seit den ältesten Zeiten bis zur Regierung Franz I. I. 1784. S. 653.

11. Ueber die Würde und Niedrigkeit der menschlichen Natur. Von David Hume aus dem Englischen übersetzt. II. 1784. S. 723.

12. Zur Geschichte der alten Philosophie und der Philosophen. — — — II. 1784. S. 737.

13. Fortsetzung. — — III. 1784. S. 833.

14. Fortsetzung. — — IV. 1784. S. 901.

15. Fortsetzung. — — VI. 1784. S. 1112.

II. Reisen.

1. Fragmente aus dem ungedruckten Tagebuche eines Reisenden über Rom. Beschluß. I. 1783. S. 38.

2. Fortsetzung dieser Fragmente über Engeland. IV. 1783. S. 273.

3. Fortsetzung. — — V. 1783. S. 377.

4. Fragmente aus der Reisegeschichte des Marco Polo, eines berühmten Reisenden des 13ten Jahrhunderts. II. 1783. S. 93.

5. Schreiben eines Reisenden an seinen Freund. Dessau, den 12ten Juny 1783. II. 1783. S. 127.

6. Auszug eines Briefes aus Rom. Kunstnachrichten betreffend. Den 10. Octob. 1783. VI. 1783. S. 575.

7. Briefe eines Reisenden aus Sachsen. Erster Brief. IV. 1784. S. 920.

8. Zweyter Brief. — — VI. 1784. S. 1069.

9. Des l'Aujardiere Reise und Abentheuer an der Küste der Kaffern, nebst Nachrichten von den Bewohnern derselben. IV. 1784. S. 872.

10. Fortsetzung und Beschluß. V. 1784. S. 960.

III. Litterarische Aufsätze vermischten Inhalts.

1. Nachrichten von dem Leben des berühmten Rabelais, nebst Auszügen aus seinen Schriften. I. 1783. S. 3.

2. Fortsetzung. — — II. 1783. S. 107.

3. Fortsetzung. — — III. 1783. S. 210.

4. Beschluß. — — IV. 1783. S. 296.

5. Gespräch des berühmten Methodisten Wesley mit einigen amerikanischen Wilden. Im Jahr 1736. I. 1783. S. 69.

6. Zur Geschichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich. Aus Handschriften. I. 1783. S. 73.

7. Beytrag zur Geographie von Engeland. II. 1783. S. 136.

8. Die schwimmenden Batterien vor Gibraltar. III. 1783. S. 203.

9. Socinianische Zuschrift an den marokanischen Gesandten in Engeland. Im Jahr 1782. III. 1783. S. 229.

10. Nachrichten von Olivier de la Marche und George Chastelain, zwey berühmten Schriftstellern des 15ten Jahrhunderts. III. 1783. S. 238.

11. Aleb der Weise. Ein Fragment. III. 1783. S. 256.

12. Apologie der Mönche. III. 1783. S. 258.

13. Deistische Liturgie des berühmten englischen Predigers Williams. IV. 1783. S. 316.

14. Verzeichniß der Natur und Kunstschätze in dem vormaligen großen Museo des Ritters Hans Sloane in England. IV. 1783. S. 372.

15. Portugiesischer Versuch zur Eroberung der Gold- und Silberbergwerke in Monomotapa. Im Jahr 1569. V. 1783. S. 421.

16. Nachrichten von Johann Froissard als Dichter und Geschichtschreiber des 14ten Jahrhunderts. V. 1783. S. 446.

17. Yermack, der Eroberer von Sibirien. Ein historisches Fragment. V. 1783. S. 454.

18. Verzeichniß der nordamerikanischen Landstraßen. V. 1783. S. 471.

19. Auszüge aus der berüchtigten goldenen Legende des Jakob de Voragine. VI. 1783. S. 503.

20. Fragment aus des großen Philosophen John Mandeville's Fabel von den Bienen. Aus dem Englischen übersetzt. VI. 1783. S. 517.

21. Ueber den jetzigen Zustand des Fabrik- und Handlungswesens in der Reichsstadt Hamburg. VI. 1783. S. 564.

22. Auszug aus Villehardouins Eroberungs-Geschichte von Constantinopel, durch die Lateiner im 13ten Jahrhundert. I. 1784. S. 595.

23. Geisterscenen, von A. G. Meißner. II. 1784. S. 683.

24. Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel. II. 1784. S. 689.

25. Fortsetzung und Beschluß. III. 1784. S. 805.

26. Ein Scherflein zur Physiognomik. III. 1784. S. 857.

27. Das Ballet der Königin, oder Nachricht von einem sehr prächtigen Schauspiel, welches im 16ten Jahrhundert zu Paris gegeben wurde. III. 1784. S. 863.

28. Nachrichten von John Adams, bevollmächtigtem Minister der vereinigten Staaten von Nordamerika, an die Generalstaaten der vereinigten Niederlande. IV. 1784. S. 892.

29. Nachrichten von dem Leben des großen Tonkünstlers Händel. IV. 1784. S. 933.

30. Caspar von Coligni. Eine biographische Skizze. V. 1784. S. 977.

31. Beschluß. — — VI. 1784. S. 1078.

32. Ueber den Umgang mit sich selbst. V. 1784. S. 1041.

33. Nachrichten von Silas Deane. V. 1784. S. 1034.

34. Characteristik einiger der berühmtesten englischen Schriftsteller. VI. 1784. S. 1063.

35. Litterarische Fabeln. Aus dem Spanischen des Don Thomas von Yriarte. V. 1784. S. 951.

36. Nachricht von der Herzoglich-Marianischen Landakademie in München. VI. 1784. S. 1129.

37. Hyder-Ali. II. 1784. S. 734.

IV. Briefe.

IV. Briefe.

1. Auszug eines Briefes aus Wien, den 20sten May 1783. II. 1783. S. 170.

2. Zwey Briefe des großen Leibnitz, an den berühmten Toland. III. 1783. S. 177.

3. Zwey Briefe des berühmten Biankoni über Toscanische Denkwürdigkeiten. Aus hinterlassenen Handschriften. VI. 1783. S. 481.

4. Auszug eines Briefes aus London, vom 10ten Januar 1784. II. 1784. S. 760.

5. Auszug eines Briefes aus Rom. VI. 1783. S. 575.

6. Schreiben an Herrn Rath Bertuch in Weimar. Von Herrn Crome. V. 1784. S. 1054.

7. Litterarisch-Merkantilischer Brandbrief aus Wien. VI. 1784. S. 1135.

V. Gedichte.

1. Lina und die Eule. Ein Gesang vom Herrn Secretair Neumann, in Musik gesetzt vom Herrn Capellmeister Naumann. VI. 1783. S. 578.

2. Fragment aus der noch ungedruckten deutschen Oper, Amphion. Von dem Herrn Secretair Neumann. I. 1784. S. 589.

3. Amphion. Zweyter und dritter Act. III. 1784. S. 783.

4. Eines Schäfers Liebesklagen. Aus den Zeiten der Provenzalen. I. 1784. S. 631.

5. Plutus und Cythere. Ein Zweysprach von Robert. II. 1784. S. 731.

6. Poetische Epistel an den Staroſten Grafen von Brühl. II. 1784. S. 781.

7. Gedicht an Herrn A. G. Meißner. Von Langbein. III. 1784. S. 855.

8. Der blinde Wahrsager. Eine Erzählung. Vom Secretair Neumann. III. 1784. S. 860.

9. Der Bescheid. Eine poetische Erzählung. Von eben demselben. IV. 1784. S. 932.

VI. Erzählungen und Anekdoten.

1. La Valee und Bodin. Zwey litterarische Anekdoten. I. 1783. S. 64.

2. Mounier. Eine Anekdote des 17ten Jahrhunderts. Aus einer Handschrift. I. 1783. S. 79.

3. Salcede. Eine historische Anekdote aus Handschriften. II. 1783. S. 132.

4. Schwärmerey und Wahnsinn. Eine historische Anekdote. III. 1783. S. 263.

5. Zwey merkwürdige Beyspiele von Gerechtigkeitsliebe. Aus den Annalen des mittlern Zeitalters. III. 1783. S. 269.

6. Kleomades und Klaremunde. Eine Erzählung aus den Ritterzeiten; nach dem Französischen des Grafen von Tonstan. IV. 1783. S. 352.

7. Kleomades und Klaremunde. Beschluß. V. 1783. S. 427.

8. Tonard. Eine historische Anekdote aus dem 16ten Jahrhundert. IV. 1783. S. 374.

9. Einzelne Züge aus der Geschichte und Anekdoten. V. 1783. S. 465.

10. Doctor Chappius. Eine litterarische Anekdote aus einer Handschrift. VI. 1783. S. 571.

11. Wie wird das ablaufen? Eine Erzählung. V. 1784. S. 1021.

12. Anekdote zur neuesten gelehrten Geschichte. V. 1784. S. 1052.

An das Publikum.

Obgleich Katechisation als das wirksamste Mittel zur Aufklärung und Berichtigung der Begriffe beim Religions- und Volksunterricht allgemein anerkannt ist, so entsprechen die bisherigen Arbeiten der theologischen Schriftsteller diesem Urtheile doch noch nicht ganz. Man hat dem Volkslehrer wohl sehr viel vorgearbeitet, wenn er predigen, aber desto weniger, wenn er katechisiren will. Das hat freilich seinen guten Grund. Es ist leichter einen Predigtaufsaz zu verfertigen, als ein zwekmäsiges vollständiges Katechismusexamen auszuarbeiten. Bei dem ersten kann der Redner seinem Gedankenfluße freien Lauf lassen; bei dem lezten aber muß der Katechet gleichsam sich selbst vergessen, sich in die Seele seiner Schüler hineindenken, seine Gedanken so lange formen, modeln, drehen und wenden, bis sie sich an jener ihre Ideenreihe anschliesen — den Faden des Hauptgedankens in der Unterredung oft abreissen, und wieder anspinnen, oder mit Nebenfäden verweben, ohne jedoch den Hauptfaden zu verlieren — bey jeder Frage zuvor an die Antwort denken, nicht die er geben würde, sondern die seine Lehrlinge geben könnten und werden — in dieser Antwort durch fortgesetzten Dialog das Gold von den Schlaken scheiden, oder jene scheiden lassen — eine Arbeit, bei welcher Nachdenken, Gedult, Uebung, Fertigkeit, Menschen- und Seelenkenntnis in einem höhern Grade erfordert wird, als bei mancher andern gelehrten Beschäftigung. — Der Prediger kann also eine Menge heiliger Reden, ganze Jahrgänge über Evangelien und Episteln, Kanzelvorträge über tausend andre biblische Texte nachlesen, und daraus nicht allein Materie samlen, sondern auch Form, Einkleidung und Methode in seine Arbeit übertragen. Aber man hat noch keine Katechisationen, die dem Katecheten ähnliche Dienste leisteten. Katechismuspredigten giebt es zwar, aber zwischen diesen und einem Katechismusexamen ist doch noch ein so grosser Unterschied, daß man die ersten nicht als zulängliche Hülfsmittel zu dem lezten ansehen kann. Wir haben auch katechetische Entwürfe von Religionswahrheiten, Regeln und Anweisungen, mit einzelnen Beispielen verbunden, aber die Erfarung hat gelehret, daß kurze Entwürfe, allgemeine Regeln und einzelne Exempel noch nicht zureichen für solche Katecheten, die entweder nicht genug Naturgaben, oder nicht genug Uebung, oder auch, welches denn doch mit unter der Fall ist, nicht genug Kenntnisse, und aufgeklärte Begriffe haben. Daher ists nicht zu verwundern, daß mancher Volkslehrer lieber zweimal predigt, als einmal katechisirt, und der Unterricht manches Schul- und Hauslehrers zu allgemein, unbe-

stimmt und trokken bleibt. Vielleicht könnte doch manches zwekmäsiger und nuzbarer ausfallen, wenn man dem Katecheten mehr vorgearbeitet hätte. Hat man es für nöthig gehalten, den Prediger nicht blos mit skeletirten Predigtentwürfen oder homiletischen Regeln, sondern mit wirklich ausgearbeiteten, in die ganze Form der Homilien gegoßnen Abhandlungen zu unterstüzzen, und ihm dadurch seine Amtsarbeiten zu erleichtern, warum sollte der Katechet nicht gleiche Aufmerksamkeit verdienen? "Weg mit allen, sagt in der Allg. D. Bibl. ein Recensent der Anweisung für Schulmeister niederer Schulen ꝛc. was im Allgemeinen darüber geschwazt ist, — und dafür entweder bestimmte durch Beispiele erläuterte Regeln gegeben, oder blos einige Duzzend Sokratisch-Salzmannisch durchkatechisirte Themata, Sprüche, Lieder hingesezt, daß die Schulmeister sie mit ihren Kindern lesen können. Es fällt sehr auf, daß an diesem Buche drei Prediger (und vermuthlich alle drei würdige Männer, weil sie sich um das Wohl der niedern Schulen bekümmern) gearbeitet haben, und daß keiner sich getraut hat, Regeln oder Beispiele der Katechisation zu geben. Wehe unsern Schulen und Universitäten, die uns anführen, wortreiche Homileten, gelehrte Orientalisten, und was weiß ich sonst, zu werden, uns aber in der Kunst zu katechisiren in der völligen Unwissenheit lassen." — Das Urteil über die drei Prediger nimmt der Rec. wieder zurük, weil er in der Folge noch einige Beispiele gefunden hat, aber es sind doch nur einige, und im Ganzen genommen hat er recht. — Ein solches Handbuch, das nicht einen blosen Entwurf der zu lehrenden Wahrheiten, auch nicht blos allgemeine katechetische Fragen enthielt, sondern worinnen die Wahrheiten in förmliche ausführliche Katechisationen gebracht wären, die man als Vorbereitung nachschlagen, und sich daraus Raths erholen könnte, wie jede Lehre katechetisch zu behandeln, eine allgemeine Frage in besondere zu zerlegen, ein Begrif durch Dialog zu entwikkeln, dem ungeübten Verstande näher zu bringen, ein Beispiel oder Gleichnis faßlich und begreiflich zu erzälen, und überhaupt die ganze Unterredung zu wenden und zu bringen sei, daß sie zwekmäsig werde, — ein solches Handbuch scheint mir ein bis jezt noch unbefriedigtes Bedürfnis für viele öffentliche und häusliche Religionslehrer zu sein.

Um diesem Bedürfnis einigermasen, bis ein anderer etwas vollkommneres leistet, abzuhelfen, bin ich auf den Entschlus gekommen, ein — Handbuch für Kinder und Kinderlehrer über den Katechismus Lutheri zu liefern.

Ueber Luthers Katechismus? — das wird vielleicht mancher tadeln. Ich will mich jezt nicht über den Werth oder Unwerth dieses Katechismus einlassen. Das weis ich wohl, daß Luther nicht der liebe Gott war, und es von seinen Werken nicht heisen kann: Er sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr

gut.

gut. Ich vermuthe auch, daß der selige Mann seinen Katechismus etwas anders eingerichtet haben würde, wenn er ihn im lezten Viertel des 18ten Jahrhunderts geschrieben hätte — und daß es keine Entehrung dieses grosen Geistes, wohl aber eine Beschimpfung für unser Zeitalter wäre, wenn unsere Zeitgenossen bey mehrern Hülfsmitteln und Vorarbeiten nichts vollkommneres leisten könnten, sondern noch auf eben dem Flek stünden, auf welchem ihre Vorfaren, die ihnen so rühmlich die Bahn brachen, schon vor beinah 300 Jahren waren. Jezt können ganze Gesellschaften Kopf und Zeit nur allein auf die Verbesserung des Kinderunterrichts verwenden, aber Luther hatte bei der herkulischen Arbeit der allgemeinen Religionsverbesserung alle Hände so voll zu thun, daß er unmöglich alles einzelne gleich gut machen, und in jedem Fache alles bis zur höchsten Vollkommenheit bringen konnte. Ich tadele also die Bemühungen derer auch keinesweges, die auf den Grund, den der ädelmüthige Freiheitathmende Luther legte, fortbauen, seine und seiner gelehrten Mitbrüder Vorarbeiten dankbar nuzzen, immer mehr vervollkommnen, und ihren Zeitgenossen ein den gegenwärtigen Religionsbedürfnissen angemeßneres, nach zur Reife gekommenen psychologischen und pädagogischen Grundsäzzen eingerichtetes katechetisches Lehrbuch verschaffen wollen. — Aber so viel ist doch wohl wahrscheinlich, daß der gegenwärtige Katechismus in den mehresten Ländern des protestantischen Deutschlands noch länger als ein Jahrzehend seine Stelle behaupten werde. Man wird mirs also nicht verdenken, daß ich bei einer Arbeit, die ich zur Unterstüzzung der Volks- und Kinderlehrer übernommen habe, lieber das Buch zum Grunde lege, nach dem sie zu unterrichten verpflichtet worden sind. Es ist doch besser, das Gegenwärtige so gut zu benuzzen, als es möglich ist, als dasselbe gar nicht oder schlecht zu benuzzen. Doch hoffe ich soll das angekündigte Handbuch auch da, wo der gedachte Katechismus nicht das bestimmt angewiesene autorisirte kirchliche Lehrbuch ist oder bleibt, nicht ganz unbrauchbar werden, denn der gröste Teil der Wahrheiten und Lehren, die ich katechetisch auszuarbeiten gedenke, bleibt doch, wenn auch gleich die Ordnung oder Einkleidung verändert wird. Die Lehre von Christo, vom Gebet ꝛc. muß doch auch in jedem andern Katechismus stehen, wenn diese gleich nicht mehr das Dritte, und jene nicht der andre Artikel des zweiten Hauptstüks wäre.

Nun noch ein paar Worte von der Einrichtung des Buchs. Es soll ein vollständigeres Handbuch für Kinder und Kinderlehrer werden. Also werde ich nicht blos die vorzutragenden Hauptwahrheiten angeben, oder einige Hauptfragen darüber hinsezzen, z. Ex. nicht fragen: Wie vielerlei ist die Furcht Gottes? Antwort: Eine knechtische und eine kindliche. — Was ist eine knechtische? was eine kindliche Furcht? und dann wieder die Antwort; sondern ich wer-

werde die Begriffe nach einer richtigen Ordnung ausführlicher zu entwikkeln suchen, bald die Gedanken aus der Seele der Lehrlinge durch eine faßliche Unterredung nach und nach herausheben, bald, wenn es wahrscheinlich ist, daß sie noch nicht in der Seele liegen, sie nach und nach, wie sie auseinander entspringen, hineintragen, und den Katecheten praktisch anzuleiten suchen, daß er bei der Seele des Schülers bald Hebammenstelle vertrete, und dessen Ideen ans Licht bringe, bald Mutterpflicht verrichte, und ihm Seelennarung einflöse. Auch Gleichnisse und Beispiele sollen also nicht blos mit ein paar Worten angemerkt, sondern so weit sie zu dem jedesmaligen Fall gehören, verständlich erzälet und angewendet werden. Ueberhaupt aber werde ich auf die Anweisungen, Erinnerungen und Grundsäzze unserer bewährtesten Theologen und Erzieher immer Rükſicht nehmen, damit ich die psychologischen und pädagogischen Fehler, die manchmal beim Religionsunterrichte begangen werden, so viel als es in einem solchen Handbuche möglich ist, vermeide, und die starke Speise, deren ein Teil auch in unserm Katechismo ist, entweder in Milch verwandele, oder doch so zubereite, daß sie dem schwachen Verstande verdaulicher werde.

Man hat bisher unter den Pädagogen gestritten, ob Erzälung oder Dialog das wirksamste Mittel beim Kinderunterricht sei; mich dünkt, sie sind beide unentbehrlich, und ich werde beide miteinander verbinden.

Auf diese Art kann dieses Handbuch nicht allein dem Kinderlehrer zum Nachlesen und zur Vorbereitung dienen, sondern es kann auch, wie der Titel verspricht, ein Lesebuch für Kinder werden, woraus sie Religionsbegriffe samlen, oder sich auf den Unterricht vorbereiten können.

Vierteljährig wird ein Bändchen dieses Handbuchs von 14 bis 16 Bogen in der Crusiußischen Buchhandlung in Leipzig erscheinen. Das erste soll auf Michaelis ans Licht treten; wie viel deren noch folgen, läßt sich jezt nicht wohl bestimmen, doch sollen sie nicht ohne Noth vermehrt werden. Den Preis wird der Verleger auf das möglichste zu mäsigen suchen, und ihn so einrichten, daß dies Buch vor alle Stände leicht erkäuflich sey. Denenjenigen Beförderern dieser guten Absicht, die Subscription darauf anzunehmen die Güte haben, und binnen hier und Michaelis eine Bestellung von wenigstens 10 Exemplarien machen wollten, verspricht der Verleger vor diese ihre Bemühung von dem gewöhnlichen Ladenpreis 16 pro Cent Erlaß, und versichert ihnen seine Dankergebenheit vor ihre Unterstüzung.

Johann Rudolph Gottlieb Beyer
Pfarrer zu Schwerborn bei Erfurt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google